

2/2016

# der sozius

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE



# Inhalt

<b>Vorwort</b>	1
<b>Weshalb gibt es so wenige Frauen im Wissenschaftsbereich?</b> Eine Analyse normativer und struktureller Ursachen des Phänomens der ‚Leaky Pipeline‘. <i>Sarah Satilmis</i>	3
<b>Devaluation weiblicher Arbeit trotz Desegregation horizontaler Geschlechtersegregation?</b> Eine Längsschnitt- untersuchung des deutschen Arbeitsmarkts. <i>Jasmin Meyer</i>	21
<b>Exkurs:</b> Die textuelle Repräsentation des Todes von Mensch und Tier. <i>Edith Aull &amp; Felix Schauer</i>	51
<b>Den Tod anzeigen.</b> Eine Untersuchung der sozialen Konstruktion von Erinnerung anhand von Todesanzeigen und Grabsteinen. <i>Felix Schauer</i>	53
<b>Tote Tiere und lebendige Texte.</b> Textanalytische Betrachtung der Repräsentation toter Tiere in Schriftstücken. <i>Edith Aull</i>	96
<b>Die diskurstheoretische Hegemonietheorie nach Ernesto Laclau und Chantal Mouffe.</b> Eine diskurstheoretische Anwen- dung auf gesellschaftliche Aushandlungsprozesse am Beispiel der Pegida-Bewegung in Dresden. <i>Torben Becker</i>	138
<b>Von Lebensräumlichkeit und Lebensgeschichtlichkeit.</b> Bedin- gungen und Möglichkeiten einer sozialen Raumzeit. <i>Jochen Kibel</i>	174

## Vorwort

In der vorliegenden Ausgabe lassen sich, neben zwei weiteren Arbeiten, zwei thematische Schwerpunkte ausmachen. Der erste, Frauen und Beruf, steht zu Beginn dieser Ausgabe und liefert die Inspirationsquelle für das Titelbild.

Hierzu macht Sarah Satilmis mit ihrer Arbeit *„Weshalb gibt es so wenige Frauen im Wissenschaftsbereich? – Eine Analyse normativer und struktureller Ursachen des Phänomens der ‚Leaky Pipeline‘“* den Auftakt. Zu Beginn des Beitrags steht die Beobachtung, dass es sowohl zahlreiche empirische Befunde für die Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft gibt als auch viele theoretische Erklärungen für dieses Phänomen. Davon ausgehend geht es unserer Autorin darum, die in der Ökonomie und Soziologie geführte theoretische Diskussion um Mechanismen geschlechterspezifischer Bildungs- und Karriereverläufe mit empirischen Ergebnissen zu diesen Verläufen zu verknüpfen.

Der zweite Artikel zum Thema wird von Jasmin Meyer vorgelegt. In diesem wird unter dem Titel *„Devaluation weiblicher Arbeit trotz Desegregation horizontaler Geschlechtersegregation? – Eine Längsschnittuntersuchung des deutschen Arbeitsmarkts“* empirisch untersucht, ob die von Frauen verrichtete Arbeit eine geringere Wertschätzung erfährt als die Arbeit von Männern. Zudem geht es Jasmin Meyer darum festzustellen, ob sich horizontale Geschlechtersegregationen über die Zeit reduzieren und sich dennoch die Devaluation weiblicher Arbeit bemerkbar macht. Die Grundlage ihrer Untersuchungen bilden dabei die Wellen 1992 bis 2012 des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP).

Der zweite Schwerpunkt befasst sich mit der Thematik des Todes und den um diesen zentrierten Erinnerungs- und Repräsentationspraktiken. Er fußt auf zwei gekürzten Bachelorarbeiten, die eine ethnomethodologische Herangehensweise eint. Nach einer von beiden Autor\_innen gemeinsam verfassten Einleitung geht es mit der Arbeit von Felix Schauer *„Den Tod anzeigen. – Eine Untersuchung der sozialen Konstruktion von Erinnerung anhand von Todesanzeigen und Grabsteinen“* los. Vor dem Hintergrund der grundlegenden Einsicht, dass das Gedenken an Verstorbene zwar wie eine individuelle Angelegenheit erscheinen mag, doch in vielerlei

Hinsicht sozial vorgeprägt ist, vollzieht Felix Schauer eine Untersuchung von Todesanzeigen und Grabsteinen. Seine zentrale Forschungsfrage dabei lautet, wie sich das Verständnis von Todesanzeigen und Grabsteinen generiert, und welche Instrumente beziehungsweise Ethnomethoden von den jeweiligen Verfassern – bewusst oder unbewusst – angewandt werden, um selbige zu erzeugen.

Die Arbeit von Edith Aull *„Tote Tiere und lebendige Texte. – Textanalytische Betrachtung der Repräsentation toter Tiere in Schriftstücken“* hingegen thematisiert die Repräsentation toter Tiere in den textuellen Artefakten Zeitung und Grabinschriften. Worum es Edith Aull konkret geht, ist aufzuzeigen, wie eine bestimmte Standardlesart hergestellt wird, mit welchen Mitteln dies geschieht und wie damit zur Reproduktion des aktuellen Mensch-Tier-Verhältnisses beigetragen wird.

Der Abschluss unserer fünften Ausgabe des *sozius* wird von unseren Autoren Torben Becker und Jochen Kibel gebildet.

Ersterer beschäftigt sich in seiner Arbeit *„Die diskurstheoretische Hegemonietheorie nach Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. – Eine diskursanalytische Anwendung auf gesellschaftliche Aushandlungsprozesse am Beispiel der Pegida-Bewegung in Dresden“* mit einem hochaktuellen Thema: der PEGIDA-Bewegung. Torben Becker geht im Zuge dessen sowohl theoretisch als auch empirisch vor, wenn er auf Grundlage der Diskurs- und Hegemonietheorie von Laclau und Mouffe der Frage nachgeht, wie der Versuch PEGIDAS, Positionen in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen zu besetzen, in der journalistischen Berichterstattung über PEGIDA verhandelt wird.

In seiner Arbeit *„Von Lebensräumlichkeit und Lebensgeschichtlichkeit. – Bedingungen und Möglichkeiten einer sozialen Raumzeit“* stellt Jochen Kibel die Dissertationsschrift *„Die soziale Raumzeit“* des Raumsoziologen Gunter Weidenhaus vor und unterzieht diese teilweise einer kritischen Diskussion. Damit steuert unser Autor die erste Rezension des *sozius* bei. Dabei ist sein Hauptanliegen, die zentralen Aspekte und Resultate der von Weidenhaus durchgeführten explorativen Studie vorzustellen und in den Kontext anderer raumsoziologischer Untersuchungen einzuordnen.

Sarah Satilmis

## **Weshalb gibt es so wenige Frauen im Wissenschaftsbereich?**

*Eine Analyse normativer und struktureller Ursachen des Phänomens der ‚Leaky Pipeline‘*

---

### Zur Autorin

*Sarah Satilmis absolviert ihr Bachelorstudium der Soziologie an der Universität Konstanz. Derzeit verfasst sie ihre Abschlussarbeit zum Thema soziale Selektivität bei Übergängen von Bachelorabsolventen von Hochschulen für angewandte Wissenschaften zu Universitäten, bei der sie eine quantitative Analyse von Befragungsdaten des bayerischen Absolventenpanels durchführt. Ihre Studienschwerpunkte liegen vor allem in der Bildungs- und Arbeitsmarktsoziologie, ihr persönliches Forschungsinteresse liegt im Bereich der quantitativen empirischen Sozialforschung und in der Geschlechterforschung. Diese Arbeit entstand im Rahmen eines Seminars im Nebenfach Gender Studies zum Thema geschlechtsspezifische Erwerbsverläufe.*

*Kontakt: [sarah.satilmis@uni-konstanz.de](mailto:sarah.satilmis@uni-konstanz.de)*

---

### **Abstract**

Es existieren zahlreiche empirische Befunde über die Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft sowie viele theoretische Erklärungsansätze für dieses Phänomen. Der vorliegende Beitrag verknüpft eine theoretische Diskussion der in der Ökonomie und Soziologie bekannten Mechanismen geschlechtsspezifischer Bildungs- und Karriereverläufe mit empirischen Ergebnissen zu ebendiesen. Vor allem die langen und unsicheren Karrierewege und die noch immer männlich geprägten Strukturen in der Wissenschaft führen dazu, dass der prozentuale Frauenanteil über die einzelnen Karrierestufen hinweg stetig abnimmt. Vorgeschlagene Lösungsansätze wären Netzwerke weiblicher Wissenschaftler und eine Verkürzung der legitimen befristeten Beschäftigung.

## **1 Einleitung**

Nach Artikel 2 des Vertrags ist die Förderung der Gleichstellung von Männern und Frauen eine der wesentlichen Aufgaben der Gemeinschaft. Gemäß Artikel 3 Absatz 2 des Vertrags wirkt die Gemeinschaft bei all ihren Tätigkeiten darauf hin, Ungleichheiten zu beseitigen und die Gleichstellung von Männern und Frauen zu fördern. [...] Das Europäische Jahr trägt den verschiedenen Arten Rechnung, in denen Frauen und Männer Diskriminierung aus Gründen der Rasse oder ethnischen Herkunft, der Religion oder der Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Ausrichtung erleben.“ (Beschluss Nr. 771/2006/EG Des Europäischen Parlaments und des Rates vom 17. Mai 2006)

Das Thema Chancengleichheit und die Ziele des Gender Mainstreaming rücken seit geraumer Zeit in den Fokus europäischer Politik. Hierbei wurden zahlreiche Generaldirektionen, Initiativen und Expertengruppen geschaffen – die Generaldirektion „Beschäftigung, Soziales und Integration“ und die Generaldirektion „Forschung“ der Europäischen Kommission, die „Women and Science Unit“ und die Gruppe „Women in Industrial Research“ sind nur einige wenige davon. Alle haben sich zum Ziel gemacht, Männer und Frauen auf dem Arbeitsmarkt allgemein, und in der Wissenschaft im Speziellen, gleichzustellen und so Diskriminierung zu bekämpfen. Neben den ideologischen Zielsetzungen und der Aufklärungsarbeit wurden jedoch auch konkrete Praxismaßnahmen getroffen. So wurde zum Beispiel im Rahmen der Schaffung des Europäischen Forschungsraums (ERA) in Lissabon im Jahre 2000 eine Förderung der Forschungsausgaben vereinbart, die eine Ausweitung der wissenschaftlichen Arbeitsplätze mit sich zog. Zahlreiche in der folgenden Arbeit vorzustellende Studien belegen, dass der Frauenanteil in der universitären und industriellen Forschung jedoch trotz dieser Zielsetzungen und trotz der in den letzten Jahrzehnten erstarkten Bildungsbeteiligung von Frauen im tertiären Bereich immer noch sehr gering ist – hier vor allem in den Spitzenpositionen auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt.

In der folgenden Arbeit soll der Frage nachgegangen werden, weshalb es noch immer so wenige Frauen im Wissenschaftsbereich gibt, und wie genau normativ-gesellschaftliche Faktoren und strukturell-institutionelle Mechanismen hier geschlechtsspezifisch wirken. Dabei sollen zum einen die grundlegenden Karrierestufen von Akademiker\_innen empirisch beleuchtet werden, und zum anderen auf die

hier greifenden Mechanismen der geschlechtsspezifischen Bildungs- und Karriereverläufe analysierend eingegangen werden. Die vorliegende Arbeit hat somit den Anspruch, das komplexe Zusammenspiel der oben genannten Wirkungsweisen über alle Karrierestufen hinweg zu resümieren und so die vorherrschende Unterrepräsentanz von Frauen in der Forschung zu erklären.

Im ersten Teil der Arbeit sollen die theoretischen Ansätze und die Entwicklung und der aktuelle Stand des Forschungsdiskurses kurz dargestellt werden. Daraufhin werden zu den einzelnen Karrierestufen – also zum Studium, zur Promotion und zum Berufseinstieg sowie zum Zugang zu wissenschaftlichen Spitzenpositionen – empirische Ergebnisse vorgestellt und kritisch beleuchtet. Es soll gezeigt werden, dass die Beteiligung weiblicher Akademiker über die Karrierestufen hinweg stetig abnimmt.<sup>1</sup> Schlussendlich soll die Leitfrage, weshalb es so wenige Frauen in der Wissenschaft (und hier vor allem in den gehobenen Positionen) gibt, beantwortet und möglich Lösungsansätze aufgezeigt und diskutiert werden.

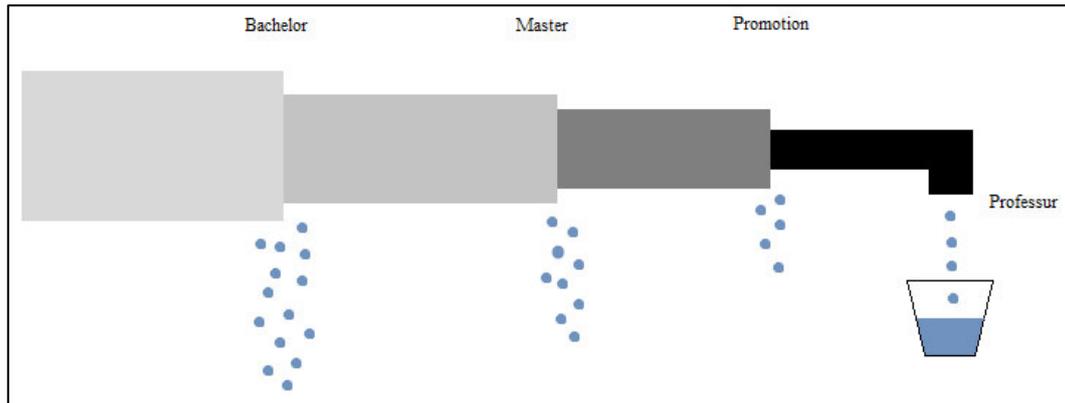
## **2 Theoretischer Hintergrund und aktueller Forschungsstand**

Die in der Soziologie, den Wirtschaftswissenschaften und der Geschlechterforschung vorherrschenden Erklärungsansätze für die Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft sind zahlreich und weitläufig. Im Folgenden sollen die zentralen Konzepte und empirischen Evidenzen nachgezeichnet werden, welche als Ausgangspunkt für die Beantwortung der Leitfrage genutzt werden sollen. Zunächst wird das Modell der Leaky Pipeline und damit der Kernuntersuchungsgegenstand dieser Arbeit kurz beschrieben. Daraufhin werden in der Sozialforschung gängige Einflussfaktoren für Bildungs- und Berufsverläufe vorgestellt, woraufhin der Forschungsdiskurs kurz nachgezeichnet wird.

---

<sup>1</sup> Dieses Phänomen ist in der Sozialwissenschaft allgemein bekannt unter dem Namen „Leaky Pipeline“. Zur weiteren Erläuterung siehe Abschnitt 2.1 „Das Modell der Leaky Pipeline“ in vorliegender Arbeit.

## 2.1 Das Modell der Leaky Pipeline



**Abbildung 1:** Exemplarische Darstellung einer Leaky Pipeline (eigene Darstellung)

Die Leaky Pipeline dient als Metapher für einen stetig abnehmenden prozentualen Frauenanteil in der Wissenschaft über die Karrierestufen hinweg (siehe *Abbildung 1*). Bildlich gesprochen repräsentieren hier Frauen Wasser, das durch ein Rohr fließt, welches die wissenschaftliche Karriere darstellt. Über die Länge des Rohres hinweg wird es von Karrierestufe zu Karrierestufe immer schmaler, denn die Menge an Wasser, die zu Beginn eingeflossen ist (meist bezeichnend für den Anteil an Studienanfängerinnen) versickert über das Rohr hinweg (entspricht den Frauen, die an den verschiedenen Bildungs- und Karrierestufen aus dem Wissenschaftsbereich aussteigen), sodass am Ende nur eine sehr geringe Menge das Rohr verlässt (dies entspricht dem prozentualen weiblichen Anteil in Spitzenpositionen der Wissenschaft). Die Gründe für den Austritt von Frauen aus der Wissenschaftskarriere sind zahlreich, komplex und viel diskutiert. Sie bedürfen somit genaueren Erklärungen (siehe folgender Abschnitt) und einer genaueren Analyse ihrer Wirkweise, welche im Hauptteil der Arbeit erfolgt.

## 2.2 Einflussfaktoren geschlechtsspezifischer Bildungs- und Karriereverläufe

In diesem Abschnitt soll auf die grundlegenden Dimensionen geschlechtsspezifischer Produktivität und Arbeitsmarktpositionierung eingegangen werden. Hierbei werden normative und strukturelle Elemente noch nicht getrennt betrachtet, sondern lediglich die in den Sozialwissenschaften gängigen theoretischen Blickwinkel

zusammengefasst. Dabei werden die Dimensionen *Humankapital*, *Netzwerk*, *Sozialisation* und *Vereinbarkeit von Familie und Beruf* im Allgemeinen beleuchtet, welche Analysegegenstand des Hauptabschnittes sein werden.

### **2.2.1 Humankapital und statistische Diskriminierung**

Der sozialwissenschaftsübergreifend wohl prominenteste (wenn auch oft kritisierte) Erklärungsansatz für Bildungs- und Berufspositionsunterschiede ist die neoklassische Humankapitaltheorie (vgl. Becker, 1993; Schultz, 1963; Woodhall, 1995). Nach diesem Ansatz ergeben sich Unterschiede in (vertikalen) Arbeitsmarktpositionen aus Unterschieden in den von Individuen rational getroffenen Bildungsinvestitionen, welche wiederum von potentiellen Arbeitgebern als Ausdruck der eigenen Produktivität herangezogen werden. Dieser Ansatz ist an sich geschlechtsneutral formuliert, das heißt Individuen mit gleicher Humankapitalausstattung<sup>2</sup> haben auf dem Arbeitsmarkt dieselben Chancen. Angewendet auf die Dimension des Geschlechts und den hier zu analysierenden Wissenschaftsbereich ist also nach diesem Ansatz davon auszugehen, dass Männer und Frauen mit gleichen Bildungsvoraussetzung (Hochschulabschluss und/oder Promotion) dieselben Positionen in der Hierarchie des wissenschaftlichen Arbeitsmarktes haben müssten. Demnach dürfte es die Leaky Pipeline aber gar nicht geben, denn aktuell liegt die Zahl der weiblichen Hochschulabsolventen gleich hoch beziehungsweise sogar minimal höher als die der männlichen. Im Jahre 2014 beispielsweise waren ca. 51% der Absolventen Frauen;<sup>3</sup> somit sollte bei den weiteren Karrierestufen der Promotion und der Professur ebenfalls ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis herrschen. Des Weiteren ist zu kritisieren, dass den Entscheidungen über Bildungsinvestition keineswegs immer rein rationale Überlegungen zugrunde liegen, sondern auch Rahmenbedingungen des Arbeitsmarkts. Hier greifen unter anderem signaltheoretische

---

<sup>2</sup> Humankapital stellt nach Becker Wissen dar, das auf dem Arbeitsmarkt verwertet werden kann (vgl. Becker, 1993)

<sup>3</sup> Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2016 | Stand: 07.03.2016 (eigene Berechnung; für eine genaue Auflistung nach Geschlecht und Abschlüssen getrennt siehe Abschnitt 3.1 „Das Verschwinden von Frauen in aufsteigenden Qualifikationsstufen: empirische Ergebnisse“ in vorliegender Arbeit.

Ansätze (vgl. Spence, 1973), nach denen Arbeitgeber (beispielsweise bei Neueinstellungen und Beförderungen) ihre Informationslücken über das Gegenüber durch von diesen Individuen gesendete Signale zu schließen versuchen. Wenn nun Männer und Frauen in gleicher Zahl an tertiärer Bildung teilnehmen und annähernd die gleiche akademische Leistung in Form von Hochschulabschlüssen erbringen, muss ein potentieller Arbeitgeber die Produktivitätsunterschiede über andere Merkmale ausmachen. In diesem Fall kommt es oft zu einer statistischen Diskriminierung (vgl. McCall, 1972; Phelps, 1972; Spence, 1973). Hierbei fällt der Arbeitgeber Entscheidungen über die individuelle Produktivität anhand von Alltagshypothesen über die kollektiv mittlere Produktivität der sozialen Schicht, der ein Individuum angehört – in diesem Fall wird ein Arbeitgeber eine in gleichem Maße qualifizierte weibliche Bewerberin nicht einstellen, wenn ein Großteil der Frauen in der Vergangenheit beispielsweise durch eine Schwangerschaft längere Erwerbsunterbrechungen hatten.

### **2.2.2 Netzwerke und Homophilie-Prinzip**

Aus dem Bereich der Netzwerkanalyse können zwei separate Mechanismen abgeleitet werden, die zur Erklärung des Phänomens der Unterrepräsentanz von Frauen beitragen können. Zum einen gibt es unterschiedliche Arten von Kommunikationswegen. Hierbei werden in der Netzwerkforschung sogenannte *weak ties* (meist flüchtige Bekanntschaften) und sogenannte *strong ties* (persönliche und enge soziale Beziehungen) innerhalb des sozialen Netzwerks einer Person voneinander getrennt betrachtet, wobei die *weak ties* meist förderlicher sind als die *strong ties*, wenn es beispielsweise um beruflichen Erfolg geht (vgl. Granovetter, 1973; Granovetter, 1995). Zum anderen spricht man in der Netzwerkforschung vom Phänomen der *homosozialen Reproduktion* (vgl. Kanter, 1977), das im *Homophilie-Prinzip* (oder soziale Homophilie genannt) begründet liegt. Demnach tendieren Individuen dazu, mit Individuen ähnlicher sozialer Merkmale zu interagieren, wodurch sie diese (beispielsweise durch Neueinstellung) um sich scharen, um so die homosozialen Eliten und Wertemuster der eigenen Gesellschaftsgruppe zu reproduzieren. Diese beiden Mechanismen der Netzwerkanalyse können erklärend auf den Kontext der Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft (und hier vor allem in

den Spitzenpositionen) angewendet werden. Auf der Seite der Nutzung unterschiedlicher Kommunikationswege kann vermutet werden, dass Frauen stärker die *strong ties* nutzen, welche weniger karrierefördernd sind. Aus der Perspektive der homosozialen Reproduktion kann vermutet werden, dass die Führungselite im Wissenschaftsbereich durch ihren höheren Anteil an Männern bevorzugt auch Männer in diese Positionen einstellen wird, sodass diese Geschlechterstrukturen auch weiterhin immer wieder reproduziert werden und Frauen somit seltener in Spitzenpositionen gelangen.

### **2.2.3 Sozialisation und normative Rollenbilder**

In der Geschlechterforschung ist im Allgemeinen zwischen der Kategorie *sex* (biologisches Geschlecht) und der Kategorie *gender* (soziales Geschlecht) zu unterscheiden (vgl. Gildemeister, 2010). Das soziale Geschlecht manifestiert sich in der Aneignung von Geschlechterrollen im privaten (Freundeskreis, Familie, etc.) und im institutionellen Umfeld (Bildungsinstitutionen, Medien, etc.). Diese normativen Rollenbilder durchziehen dann die gesamte Denk- und Verhaltensweise eines Individuums. Im Falle der Leaky Pipeline kann man also davon ausgehen, dass Frauen aufgrund normativer Vorstellungen geschlechtstypische Lebensverläufe wählen und aufgrund einer fehlenden Passung mit vermeintlich biologischen Eigenschaften keine Spitzenpositionen erreichen, wobei dies von beiden Seiten geschehen kann: von der Seite potentieller Arbeitgeber, als auch von der Seite der Frauen selbst aus.

### **2.2.4 Vereinbarkeit von Beruf und Familie**

Um die Dimension der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in diesem Kontext richtig erfassen zu können, müssen zunächst kritische Besonderheiten des Arbeitsmarktes von Akademiker\_innen kurz umrissen werden. Hier ist vor allem das Wissenschaftszeitvertragsgesetz aus dem Jahre 2007 zu nennen. Dieses sieht vor, dass wissenschaftliche Angestellte bis zu sechs Jahre vor und bis zu sechs Jahre nach abgeschlossener Promotion (im Medizinbereich sogar bis zu neun Jahre nach der Promotion) in befristeten Verhältnissen angestellt werden können.<sup>4</sup> Es ist also bis

---

<sup>4</sup> Siehe dazu: Gesetze über befristete Arbeitsverträge in der Wissenschaft (WissZeitVG) §2.

hin zum Höhepunkt einer Wissenschaftskarriere nicht unbedingt mit einem kontinuierlichen Berufsverlauf zu rechnen. Des Weiteren unterliegt speziell der Bereich der Wissenschaft einem stetigen (technologischen) Wandel, sodass längere Erwerbsunterbrechungen eine kostenintensive Neuinvestition in Humankapital nach sich ziehen. Neben diesen arbeitsmarktspezifischen Rahmenbedingungen spielt jedoch auch das gesellschaftliche Bild des Akademikers eine Rolle. Hier herrscht das Bild des Homo Academicus (vgl. Engler, 2000; Bourdieu, 2002), wobei Wissenschaftler-Sein kein Beruf, sondern eine Berufung ist und der Wissenschaftler sein Privatleben ganz selbstverständlich der Forschung unterordnet. Aufgrund dieser Besonderheiten des akademischen Arbeitsmarktes, des akademischen Habitus und des Ansatzes aus der Geschlechterforschung, wonach Frauen aufgrund höherer Beteiligung an Reproduktionsarbeit einer doppelten Vergesellschaftung (vgl. F-Schmid & Knapp, 1995) unterliegen, ist es sehr wahrscheinlich, dass Frauen bei einer Familiengründung aus der Wissenschaftskarriere aussteigen.

### **2.3 Das Konzept der Leaky Pipeline in der aktuellen Forschungsdebatte**

In der aktuellen Forschungsdebatte wird die über die Qualifikationsstufen hinweg abfallende Frauenrate immer wieder diskutiert und empirisch untersucht. Hierbei sind jedoch die Untersuchungseinheiten und die betrachteten Variablen meist grundverschieden – mal sind es Student\_innen, mal Absolvent\_innen, mal werden Personen zu ihren Berufswünschen befragt, mal retrospektiv die Karrierewege nachgezeichnet. Immerzu ist es aber ein Mix von sich ständig berichtenden deskriptiven Verteilungen verschiedenster Länder und Interpretationsversuche über die Gründe für das Nicht-Eintreten oder Austreten von Frauen in und aus dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt. Die folgenden Abschnitte haben den Anspruch, die eben erläuterten theoretischen Konstrukte und die vorhandenen empirischen Ergebnisse miteinander zu verbinden.

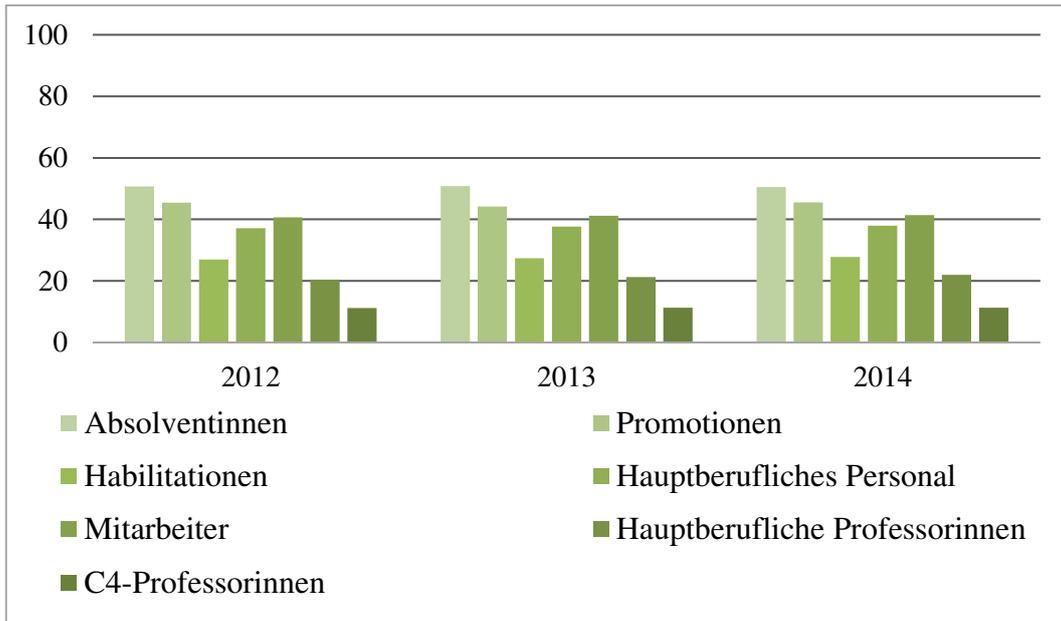
### **3 Geschlechterungleichheiten im Wissenschaftssystem**

Im Folgenden werden im ersten Abschnitt die zentralen empirischen Befunde zum Phänomen der Leaky Pipeline dargestellt. Der zweite Abschnitt analysiert daraufhin die geschlechtsspezifische Wirkung der im theoretischen Teil vorgestellten Dimensionen *Humankapital*, *Netzwerk*, *Sozialisation* und *Vereinbarkeit von Familie und Beruf*.

#### **3.1 Das Verschwinden von Frauen in aufsteigenden**

##### **Qualifikationsstufen: empirische Ergebnisse**

Die in den Sozialwissenschaften zentralen Studien zu diesem Thema sind facettenreich und gehen das Problem aus den verschiedensten Perspektiven an – sowohl von den Daten und Methoden als auch von den aus den Befunden abgeleiteten Interpretationen über die Gründe des niedrigen Frauenanteils in der Wissenschaft her. Um dieser Vielschichtigkeit Rechnung zu tragen, soll die akademische Karriere von Frauen in drei Teilabschnitten betrachtet werden. Als Erstes sollen das Studium und die darin getroffenen Bildungsentscheidungen im Fokus stehen. Daraufhin werden die Promotion und der Berufseinstieg von Akademikerinnen näher beleuchtet. Zum Schluss wird der Zugang zu Spitzenpositionen in der Forschung betrachtet. Um ein grobes Bild der aktuellen Situation über alle drei Stufen hinweg zu bekommen, empfiehlt es sich aber zunächst, den genauen Frauenanteil in jedem Qualifikationsniveau zu betrachten.



**Abbildung 2:** Frauenanteil auf akademischen Qualifikationsstufen in Deutschland aus den Jahren 2012 bis 2014 in Prozent (Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2015 | Stand: 07.03.2016; eigene Darstellung)

Abbildung 2 zeigt die Verteilung der Jahre 2012 bis 2014 in Deutschland. Hier wird deutlich, dass das Phänomen der Leaky Pipeline noch immer ein aktuelles Problem im Wissenschaftsbereich ist. Beim Hochschulabschluss liegt der Frauenanteil noch bei ca. 51%, beim Abschluss einer Promotion sinkt der Frauenanteil erstmals auf ca. 45%, bei der Habilitation bereits auf ca. 27%. Noch verheerender sieht es bei einer wissenschaftlichen Anstellung aus: Trotz der Tatsache, dass ca. 37-41% der wissenschaftlichen Mitarbeiter und des wissenschaftlichen Personals weiblich sind, liegt der Frauenanteil in der gehobenen Position der Professuren bei gerade einmal ca. 21%. In der höchsten Besoldungsgruppe, der C4-Professur, liegt der Frauenanteil bei ca. 11%.

### 3.1.1 Bildungsentscheidungen an Hochschulen

Das Phänomen der Leaky Pipeline ist in den sogenannten MINT-Fächern<sup>5</sup> (im englischsprachigen Raum als STEM-Fächer bekannt) am stärksten ausgeprägt. Reimer und Pollak konnten in ihrer Studie zeigen, dass im Zuge der Bildungsexpansion der

<sup>5</sup> MINT = Mathematik, Ingenieurwissenschaften, Naturwissenschaften, Technik; äquivalent dazu STEM = Science, Technology, Engineering, Mathematics

Einfluss der sozialen Determinante Geschlecht an Einfluss verloren hat, wenn es um die Aufnahme eines Hochschulstudiums – also um vertikale Ungleichheiten nach Geschlecht im Bildungswesen – geht (vgl. Reimer & Pollak, 2010). Dies wird auch in den im vorigen Abschnitt dargestellten Daten zum aktuellen Frauenanteil der Hochschulabsolventen sichtbar, denn die prozentuale Geschlechterverteilung der Hochschulabsolvent\_innen ist nahezu ausgeglichen.

In diesem Kontext sind also vor allem Studien zur horizontalen Geschlechtersegregation interessant, da die vertikale Geschlechtersegregation in den jüngeren Kohorten kaum noch vorhanden ist. Die Frage nach Geschlechterunterschieden bei Bildungsentscheidungen, welche zu einem Abschluss in MINT-Fächern führen, wurde seitdem in den Sozialwissenschaften eingehend untersucht. Zentral ist hierbei vor allem eine Studie aus dem Jahre 2013, welche den Einfluss von Geschlecht, Berufsplanung und Hauptfachwahl der Tertiärstufe auf die Aufnahme und den Abschluss von MINT-Studienfächern untersuchte (vgl. Morgan et al., 2013). Hierfür wurden für die USA national repräsentative Daten der Befragtenwellen 2002, 2004 und 2006 des Educational Longitudinal Survey (ELS) und des National Educational Longitudinal Survey (NELS) herangezogen. Es konnte gezeigt werden, dass die Geschlechterunterschiede in der Hauptfachwahl weiterhin bestehen – auch für Kohorten, in denen die Beteiligung an tertiärer Bildung für Frauen um 10% höher ist als die der Männer – wobei weder Ziele der Vereinbarung von Familie und Beruf, noch die in der Studie gemessene ‚akademische Vorbereitung‘<sup>6</sup> diese Unterschiede erklären konnten. Der Berufswunsch von Absolvent\_innen in der Sekundarstufe hat jedoch einen starken Einfluss auf die anfängliche Hauptfachwahl im Studium. Dieser Zusammenhang von Berufsplanung und Hauptfachwahl liegt nicht in Vereinbarkeitszielen oder der ‚akademischen Vorbereitung‘ begründet. Diese Ergebnisse scheinen auf den ersten Blick die theoretischen Überlegungen zur Leaky Pipeline zu verwerfen, wenn man jedoch die genauen statistischen Kennzahlen der Regressionen betrachtet, wird klar, dass auch hier ein erheblicher Teil der Varianz der Studienfachwahl unerklärt bleibt.

---

<sup>6</sup> Gemessen an der Teilhabe an Mathematik- und Chemiekursen in der Sekundarstufe und den Fähigkeiten in Mathematik- und Lese-Rechtschreib-Tests (vgl. Morgan et al., 2013: S. 996).

### **3.1.2 Promotion und Berufseinstieg**

Das erste größere Abfallen der Frauenrate findet nach dem Abschluss einer Promotion und dem damit einhergehenden Eintritt in den akademischen Arbeitsmarkt statt. Genau diese Stufe untersuchten Schubert und Engelage 2011 mithilfe retrospektiv erhobener Daten zum Berufseinstieg Promovierter der Absolventenjahrgänge 1996 bis 2002 in der Deutschschweiz, die im Rahmen des Projekts „Promotion und Karriere“ (PuK) befragt wurden. Sie versuchen die rein deskriptive Geschlechterverteilung in diesem Karriereabschnitt genauer zu beleuchten. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass Frauen trotz der beobachteten niedrigeren akademischen Produktivität<sup>7</sup> und der kleineren akademischen Netzwerke häufiger im Wissenschaftsbereich verbleiben (vgl. Schubert & Engelage, 2011). Vor allem bei der Betrachtung der Karriereverläufe der Promovierten nach fünf bis zehn Jahren nach Erlangen der Doktorwürde konnte festgestellt werden, dass auf der Stufe der Habilitation kaum ein signifikanter Geschlechterunterschied herrscht. Sie interpretieren den in heutiger Zeit wahrgenommenen Geschlechterunterschied in höheren tertiären Abschlüssen als eine Abbildung von Geschlechterunterschieden aus älteren Kohorten.

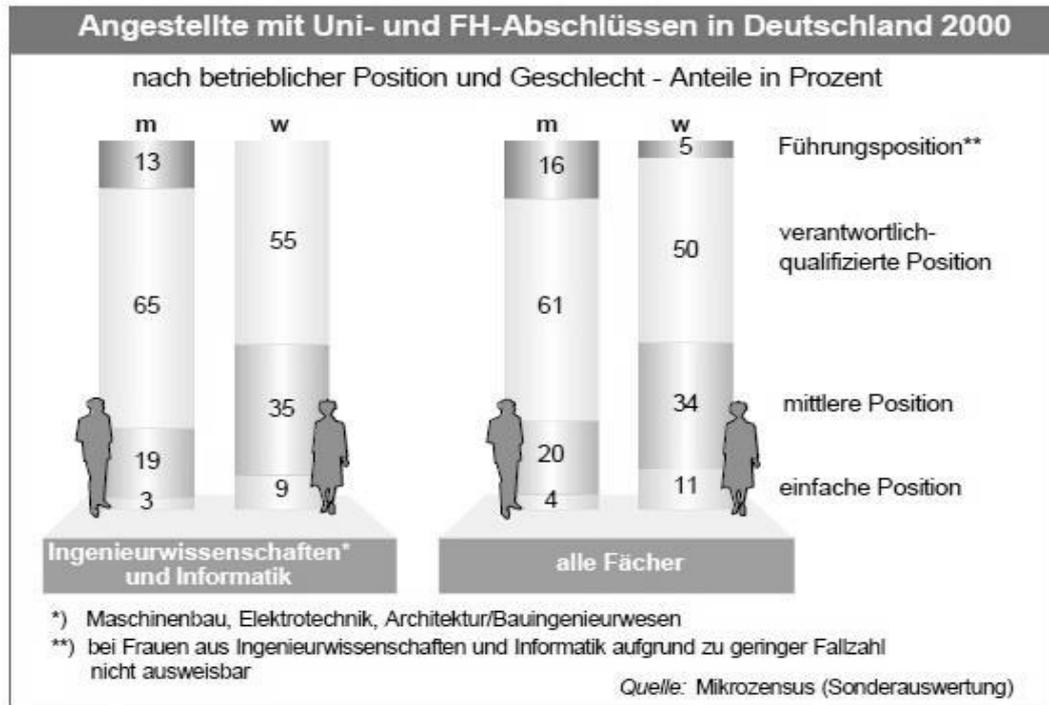
### **3.1.3 Besetzung von Spitzenpositionen in industrieller und universitärer Forschung**

Bis zum Punkt der Besetzung von wissenschaftlichen Spitzenpositionen gibt es für Frauen in der Wissenschaft einige Hürden: statistische Diskriminierung und Homophilie bei Neueinstellungen, normative Geschlechterrollen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Die Auswirkungen dieser Hürden haben sich auf den bisher betrachteten Karrierestufen in der Wissenschaft im Zeitverlauf etwas abgeschwächt. Die vertikale Geschlechtersegregation bei der Aufnahme und dem Absolvieren eines Hochschulstudiums beherrschte lange Zeit das tertiäre Bildungswesen, hat über die letzten Jahrzehnte jedoch stark abgenommen und ist fast nicht mehr nachzuweisen, während horizontale Ungleichheiten nach Geschlecht in Form der Fächerwahl jedoch weiterhin bestehen. Doch die Geschlechterunterschiede

---

<sup>7</sup>Gemessen an Publikations- und Vortragshäufigkeit.

nehmen auf der letzten Stufe erhebliche Ausmaße an. Der Frauenanteil an Spitzenpositionen in der Forschung liegt trotz der bisher aufgezeigten Geschlechterannäherung in den Karrierestufen in den meisten Industrienationen bei unter 15% (siehe u.a. *Abbildung 3*).



**Abbildung 3:** Angestellte mit akademischem Abschluss getrennt nach Geschlecht und Arbeitsmarktposition, Vergleich aller Fächer mit Ingenieurs-/Informatikbranche (Quelle: Pflicht & Schreyer, 2002)

Die langsam anlaufende Geschlechteregalisierung im tertiären Bildungsbereich gibt deshalb auch in den Sozialwissenschaften noch keinen Anlass dazu, die letzte Karrierestufe von Wissenschaftlern auf die Determinante Geschlecht hin unbeachtet zu lassen:

Es besteht weitgehende Einigkeit darüber, dass ein relevanter Anteil an Frauen in den jeweiligen Studienfächern eine notwendige, jedoch noch lange keine hinreichende Bedingung für einen veränderten Frauenanteil in den oberen Positionen und eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe ist. (Lind, 2004: S.11)

Gerade in diesem Analysebereich gibt es unzählige Studien aus dem letzten und dem aktuellen Jahrzehnt. Exemplarisch sollen die zentralsten kurz vorgestellt werden: Kleinert (2006) konnte unabhängig von individueller Familienplanung eine geringere Berücksichtigung von Frauen bei der Vergabe von Führungspositionen

feststellen; Könekamp und Haffner (2005) konnten zeigen, dass Frauen im Wissenschaftsbereich zwar nahezu dieselben Karrierewünsche hegen, sich jedoch stärker an anspruchsvollen Arbeitszeiten orientieren, welche im Wissenschaftsbereich meist nicht vorherrschen; Matthies (2006) hat die Netzwerke von Wissenschaftler\_innen untersucht und festgestellt, dass Frauen tendenziell formale Kommunikationswege nutzen, während Männer eher informale Beziehungen zu Vorgesetzten diesen vorziehen; Mathies (2006) stellte im gleichen Zuge auch fest, dass karriereorientierte Wissenschaftlerinnen oft negativer stigmatisiert werden als ihre männlichen Kollegen.

## **3.2 Geschlechtsspezifische Wirkweise normativer und struktureller Einflussfaktoren**

Die bis hierhin vorgestellten empirischen Ergebnisse sollen nun mithilfe der im theoretischen Teil aufgezeigten sozialen Dimensionen geschlechtsspezifisch und speziell auf den Wissenschaftsbereich angewendet werden.

### **3.2.1 Humankapitaldimension**

Es kann im Allgemeinen nicht gesagt werden, dass Frauen signifikant weniger in Humankapital investieren, und damit schlechtere Signale aussenden als Männer, denn es konnte gezeigt werden, dass nahezu gleich viele der Hochschulabsolvent\_innen weiblich wie männlich sind. Lediglich in der Studienfachwahl gibt es einen signifikanten Unterschied, denn Frauen wählen bedeutend seltener die sogenannten MINT-Fächer (vgl. Morgan et al., 2013). Innerhalb der Hochschulforschung scheinen humankapitaltheoretische Ansätze also zumindest bei den formalen Bildungszertifikaten nicht zu greifen. Neueste Studien wenden jedoch auch den Blick auf informelles Humankapital. Falk et al. (2014) konnten nachweisen, dass Frauen in männerdominierten Studienfächern signifikant weniger informelles Humankapital in Form von Praktika und studentischen Beschäftigungen während des Studiums ansammeln. Das Argument, dass Frauen grundsätzlich eine niedrigere akademische Produktivität aufweisen, kann auch nach neueren Ergebnissen bestätigt werden: Wissenschaftlerinnen publizieren, trotz steigender Teilhabe an akademischen Berufsfeldern, weniger als ihre männlichen Kollegen und werden seltener

zitiert, allerdings verkleinert sich der Geschlechterunterschied der Publikationsdichte bei längerem Verbleib im Wissenschaftsbereich – nach fünf Jahren haben Männer noch ca. 10% mehr Publikationen als ihre weiblichen Kollegen, nach zehn Jahren sind es nur noch ca. 3% (vgl. Pan & Kalinaki, 2015). Des Weiteren konnte gezeigt werden, dass Frauen auch bei gleicher Leistung und unabhängig von ihren familiären Plänen bei der Vergabe von Spitzenpositionen aufgrund einer höheren Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft weniger berücksichtigt, und damit statistisch diskriminiert werden (vgl. Kleinert, 2006).

### **3.2.2 Netzwerkdimension**

Weitere Karrierehemmnisse scheinen das Fehlen oder die ineffiziente Nutzung sozialer Netzwerke von Frauen zu sein. Frauen nutzen stärker die strong ties und versuchen Vorgesetzte durch ihre Leistung zu überzeugen, während Männer eher den Weg über informale Kommunikation mit Vorgesetzten gehen und so eine akademische Sichtbarkeit mit einer privaten verknüpfen (vgl. Matthies, 2006). So sind Frauen schlechter in die *scientific community* eingebettet. Der Minderheitenstatus von Frauen in der Wissenschaft hat auch den Effekt, dass weibliche Vorbilder (sowohl bei Mädchen als auch bei jungen Frauen) fehlen.

### **3.2.3 Sozialisationsdimension**

Die Strukturen an Universitäten und im industriellen Wissenschaftsbereich sind durch den niedrigen Frauenanteil in Führungspositionen noch immer patriarchalisch geprägt. Das Homophilie-Prinzip führt zu einer impliziten Benachteiligung der Frau bei Neueinstellungen und weibliches Karriereverhalten wird stigmatisiert. Den Wissenschaftsbereich prägt zudem noch immer eine vorherrschende Orientierung an männlichen Arbeitsstrukturen und am Habitus des *Homo Academicus*, welcher eine übermäßig lange Arbeitsortpräsenz und Unterordnung privater Lebensinhalte fordern, und längere Erwerbsunterbrechungen und Teilzeitarbeit nicht zulässt.

### **3.2.4 Vereinbarkeitsdimension**

Die fehlende Kontinuität im Wissenschaftsbereich durch die institutionell und juristisch legitimierte Befristung durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz und der im Generellen überdurchschnittlich lange wissenschaftliche Karriereweg führen

dazu, dass der Höhepunkt der Karriereentscheidungen für Frauen meist mit dem Zeitpunkt der Familienplanung zusammenfällt. Hinzu kommt, dass Frauen in Führungspositionen, im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen, meist (Ehe-) Partner haben, die ebenfalls in einer Führungsposition sind (Onnen-Isemann & Oswald 1991). Somit können Frauen in gehobenen Positionen auf eine niedrigere Beteiligung des Partners an der Reproduktionsarbeit (Haushalts- und Pflegearbeit) zurückgreifen, was die Metapher der doppelten Vergesellschaftung der Frau (vgl. Becker-Schmidt & Knapp, 2003) stützt. Dies wird vor allem dadurch verstärkt, dass es im wissenschaftlichen Bereich für längere Unterbrechungen und/oder Verringerungen der Arbeitszeit kaum Raum gibt, und die Kinderbetreuung vor allem für Kinder unter drei Jahren schlecht ausgebaut ist.

#### **4 Fazit: Weshalb gibt es so wenige Frauen im Wissenschaftsbereich?**

Die Befunde zur existierenden Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft konnten in der vorliegenden Arbeit dahingehend interpretatorisch erweitert werden, dass diese Unterrepräsentanz teilweise ein Restprodukt der Unterrepräsentanz älterer Kohorten ist. Das Phänomen ist immer noch in allen Wissenschaftsdisziplinen präsent, doch es ist auch sehr stark disziplinenabhängig und die Gründe hierfür sind oft komplex miteinander verwoben. Als empirisch haltbar haben sich im Forschungsdiskurs über das Phänomen der ‚Leaky Pipeline‘ zum einen die langen und unsicheren Karrierewege in der Wissenschaft als haltbar erwiesen, die Frauen durch eine traditionell und kulturell stärkere Einbindung in die Kindererziehung stärker beeinflussen, zum anderen aber auch die durch den nur sehr langsam ansteigenden Frauenanteil in Spitzenpositionen der Wissenschaft noch immer männlich orientierten Strukturen und daraus folgende Diskriminierungs- und Stigmatisierungsprozesse. Aufgrund der Ergebnisse des vorliegenden Beitrags sollten Lösungen an mehreren Stellen gleichzeitig ansetzen. Zum einen muss ein Netzwerk weiblicher Wissenschaftlerinnen geschaffen werden, in dem informelle Kontakte geknüpft werden können und weibliche Vorbilder vorhanden sind. Zum anderen müssen kontinuierlichere Karriereverläufe möglich gemacht werden, sodass eine langfristige Lebensplanung und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtert werden.

## 5 Literatur

- Becker, Gary Stanley (1993). *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen: Mohr.
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (1995). *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt/Main: Campus.
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (2003). *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.
- Falk, Susanne & Kratz, Fabian & Müller, Christina (2014). *Die geschlechtsspezifische Studienfachwahl und ihre Folgen für die Karriereentwicklung*. München: Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung.
- Gildemeister, Regine (2010). Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In Ruth Becker & Beate Korendiek (Eds.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137-145.
- Granovetter, Mark (1973). The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology* 78, S. 1360-1380.
- Granovetter, Mark (2010). *Getting A Job. A Study of contacts and careers*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977). *Men and Women of the Corporation*. New York: Basic Books.
- Kleinert, Corinna (2006). Karriere mit Hindernissen. *IAB-Kurzbericht* 9/2006.
- Könekamp, Bärbel & Haffner, Yvonne (2005). Ingenieurinnen und Naturwissenschaftlerinnen. Chancengleichheit im Beruf? *Thema Forschung* 2/2005, S. 16-18.
- Lind, Inken (2004). *Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick*. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Matthies, Hildegard (2006). Langlebige Männerkultur. Geschlecht und Karriere in der Industrieforschung. *WZB-Mitteilungen* 111, 42-44.
- Morgan, Stephen & Gelbgiser, Dafna & Weeden, Kim (2013). Feeding the pipeline. Gender, occupational plans and college major selection. *Social Science Research* 42/4, S. 989-1005.
- Onnen-Isemann, Corinna & Oßwald, Ulla (1991). *Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich*. Bad Honnef: Bock.
- Pan, Lei & Kalinaki, Elizabeth (2015). *Mapping Gender in the German Research Arena*. Elsevier.

- Pflicht, Hannelore & Schreyer, Franziska (2002). Ingenieurinnen und Informatikerinnen. *Schöne neue Arbeitswelt? IAB-Kurzbericht* 11.
- Phelps, Edmund (1972). The Statistical Theory of Racism and Sexism. *The American Economic Review* 62/4, S. 659-661.
- Reimer, David & Pollak, Reinhard (2010). Educational Expansion and Its Consequences for Vertical and Horizontal Inequalities in Access to Higher Education in West Germany. *European Sociological Review* 26/4, S. 415-430.
- Schubert, Frank & Engelage, Sonja (2011). Wie undicht ist die Pipeline? Wissenschaftskarrieren von promovierten Frauen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 63/3, S. 431–457.
- Schultz, Theodore (1963). *The economic value of education*. New York: Columbia University Press.
- Spence, Michael (1973). Job Market Signaling. *Quarterly Journal of Economics* 87/3, S.355-374.
- Woodhall, Maureen (1995). Human Capital Concepts. In George Psacharopoulos (Eds.), *Economics of Education: Research and Studies*. Oxford: Pergamon Press, S. 21-23.

Jasmin Meyer

# **Devaluation weiblicher Arbeit trotz Desegregation horizontaler Geschlechtersegregation?**

*Eine Längsschnittuntersuchung des deutschen Arbeitsmarkts*

---

## Zur Autorin

*Jasmin Meyer, geboren 1992, absolvierte im Jahr 2015 ihr BA-Studium im Hauptfach Soziologie mit dem Nebenfach Philosophie an der Universität Konstanz. Seit 2015 widmet sie sich dem Masterstudium Soziologie. Ihre Forschungsinteressen liegen mit einem Fokus auf quantitative Methoden vor allem im Bereich der Gender-Studies und der Familiensoziologie. Die nachfolgende Arbeit entstand im Rahmen des Masterprojektseminars „Geschlechterungleichheiten am Arbeitsmarkt“ im Wintersemester 2015/16.*

*Kontakt: [Jasmin.Meyer@uni-konstanz.de](mailto:Jasmin.Meyer@uni-konstanz.de)*

---

## **Abstract**

Im vorliegenden Artikel wird untersucht, ob von Frauen verrichtete Arbeit am deutschen Arbeitsmarkt eine geringere Wertschätzung erfährt als die Arbeit von Männern. Außerdem soll festgestellt werden, ob sich horizontale Geschlechtersegregationen über die Zeit reduzieren und ob sich dennoch die Devaluation weiblicher Arbeit bemerkbar macht.

Dazu wurden empirische Untersuchungen anhand der Wellen 1992 bis 2012 des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) durchgeführt.

Die Analysen zeigen, dass Frauenberufe schlechter bezahlt werden als Männerberufe. Außerdem kann anhand des Duncan-Index gezeigt werden, dass sich horizontale Geschlechtersegregationen reduziert haben. Entgegen der theoretischen Annahmen, führt ein Zuwachs an Stellenbesetzungen mit Frauen in Männerberufen jedoch nicht dazu, dass sich die durchschnittlichen Löhne innerhalb von Berufsgruppen verringern. Auch gegenteilig führt eine Erhöhung des Männeranteils in Frauenberufen nicht zu einem Lohnanstieg.

## **1 Einleitung und Fragestellung**

Ausgehend von den 1960er Jahren lassen sich bis heute zahlreiche Veränderungen hinsichtlich Geschlechterungleichheiten am deutschen Arbeitsmarkt feststellen. So machen Frauen mittlerweile rund die Hälfte der Erwerbspersonen am Arbeitsmarkt aus (vgl. Busch, 2013, S. 19). Außerdem sind Frauen vermehrt in Männerberufe eingetreten (vgl. England, 2010). Dennoch zeigt sich weiterhin eine Geschlechtersegregation der Berufe, die sich über zwei Dimensionen erstreckt: Frauen sind nach wie vor in rangniedrigeren Positionen und Statusgruppen platziert, was unter den Begriff der vertikalen Geschlechtersegregation fällt (vgl. Achatz, 2005, S. 276). Außerdem arbeiten Frauen und Männer vermehrt in geschlechtstypischen Berufen, demnach Männer- oder Frauenberufen, was mit dem Begriff der horizontalen Geschlechtersegregation beschrieben wird (vgl. ebd.).

Einhergehend mit der horizontalen Geschlechtersegregation lässt sich zeigen, dass typisch männliche und typisch weibliche Arbeiten jedoch gesellschaftlich unterschiedlich wertgeschätzt werden (vgl. Liebeskind, 2004). Berufe, in denen vorrangig Frauen arbeiten, sind gegenüber typischen Männerberufen durch geringeres Berufsprestige, geringere Aufstiegschancen und oftmals geringere Verdienste gekennzeichnet (vgl. Heintz et al., 1997, S. 22).

Die Verdienstnachteile in Frauenberufen können über zahlreiche theoretische Ansätze erklärt werden: beispielsweise durch die „compensating differentials hypothesis“, nach der sich in Männerberufen oftmals unattraktive Arbeitsbedingungen zeigen, die mit körperlich belastender Arbeit einhergehen, und deshalb eine Ausgleichzahlung erforderlich machen (vgl. Busch, 2013, S. 97). Eine weitere Erklärung liefert die Humankapitaltheorie, wonach Frauenberufe schlechter entlohnt werden, da sie durch eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf gegenüber Männerberufen nicht-monetäre Vorzüge bieten (vgl. ebd.).

Für die vorliegende Arbeit stehen jedoch Statustheorien im Vordergrund, denen zufolge typisch weibliche Arbeitsinhalte eine geringere Wertigkeit auf dem Arbeitsmarkt erfahren und als weniger prestigeträchtig gegenüber Männerberufen wahrgenommen werden (vgl. ebd.). Zusammengefasst wird diese Entwertung unter dem Begriff der Devaluation weiblicher Arbeit.

Wie sich empirisch zeigen lässt, kam es vor allem durch die Zunahme an Frauen, die in Männerberufe eingetreten sind, zu einer Desegregation am Arbeitsmarkt (vgl. England, 2010). Achatz (2005) beschreibt dieses Phänomen damit, dass sich berufliche Trennlinien im Zuge des sozioökonomischen Wandels verschieben (vgl., S. 287). In Folge der Desegregation kann es jedoch zu Veränderungen hinsichtlich des Berufsprestiges und des Verdienstes für Berufsklassen kommen, die einst typische Männer-, beziehungsweise Frauenberufe waren. Angelehnt an die Devaluationshypothese kann theoretisch vermutet werden, dass der Eintritt von Männern in typische Frauenberufe mit einem Zugewinn an Prestige für die jeweilige Berufsklasse einhergeht (vgl. Heintz et al., 1997, S. 52), während ein Zuwachs an Frauen in Männerberufen die Gefahr des Status- und Einkommensverlustes mit sich bringt (vgl. Ridgeway, 2001, S. 268).

Für den nachfolgenden Projektbericht lässt sich damit folgende Fragestellung ableiten: Zeigt sich trotz einer Desegregation weiterhin eine Devaluation weiblicher Arbeit, die zur Folge hat, dass ein Zuwachs an Frauen in Männerberufen einen Verdienstverlust für die Berufsklassen mit sich bringt? Und zeigt sich dieser Effekt auch umgekehrt, sodass ein Anstieg an Männern in Frauenberufen zu einem Verdienstzuwachs innerhalb der Berufsklassen führt? Die beschriebenen Auswirkungen sollen dabei für ganze Berufsklassen angenommen werden. Es sollen nicht die Auswirkungen für einzelne Individuen dargelegt werden, die in geschlechtsuntypische Berufe einsteigen.

Es soll zunächst gezeigt werden, ob Frauenberufe im betrachteten Zeitraum tatsächlich geringer entlohnt werden als Männerberufe. Anschließend wird überprüft, ob in der untersuchten Zeitspanne eine Desegregation am Arbeitsmarkt erfolgte und welche Folgen dies für die Berufsklassen mit sich bringt. Untersucht wird dazu, ob ein Anstieg an Frauen in Männerberufen zu einem Einkommensverlust in den Berufsklassen führt und ob entgegengesetzt für Frauenberufe ein Verdienstzuwachs zu erwarten ist, wenn es zu einer Zunahme an Männern kommt, die in diesen Berufen arbeiten. Als Datengrundlage für die selbst durchgeführte empirische Analyse dient das jährlich erhobene Sozio-oekonomische Panel (SOEP) der Jahre 1992 bis 2012. Die Fragestellung soll für die Zeit nach der Wiedervereinigung Deutschlands über eine Längsschnittuntersuchung auf den

deutschen Arbeitsmarkt angewendet werden, da sich für diesen nur wenige Forschungsbeiträge bezüglich der Überprüfung der Devaluationshypothese zeigen lassen (siehe Abschnitt 2).

Dazu soll zunächst ein Überblick zur bisherigen Forschung gegeben werden, die sich mit der Devaluation weiblicher Arbeit und einhergehenden Lohneinbußen beschäftigt (Abschnitt 2). Anschließend wird der theoretische Rahmen vorgestellt, aus dem Forschungshypothesen für die darauffolgenden empirischen Analysen abgeleitet werden (Abschnitt 3). Die Ergebnisse der empirischen Analyse werden in Abschnitt 4 präsentiert. Dazu wird zunächst der SOEP vorgestellt, der als Datenbasis fungiert (Abschnitt 4.1). Nachdem die Operationalisierung (Abschnitt 4.2.) und die angewandten Methoden (Abschnitt 4.3.) dargelegt wurden, werden die Ergebnisse der Analyse präsentiert: Zunächst die der deskriptiven und der bivariaten Analysen (Abschnitt 4.4.1 und Abschnitt 4.4.2), dann die Ergebnisse der Indexbildung (Abschnitt 4.4.3) und schließlich die der multivariaten Analysen (Abschnitt 4.4.4). Abschließend erfolgen ein Fazit zu den gezeigten Ergebnissen und eine Diskussion über mögliche Forschungen, die an die Arbeit anknüpfen können (Abschnitt 5).

## **2 Forschungsstand**

Studien, die den Zusammenhang zwischen der Geschlechterzusammensetzung und den Löhnen innerhalb von Berufsklassen untersuchen, finden sich hauptsächlich für den US-amerikanischen Arbeitsmarkt. Bereits Snyder und Hudis (1976) zeigten anhand von U.S. Zensus Daten der Jahre 1950 bis 1970, dass höhere Frauenanteile einen negativen Effekt auf das Einkommen von Männern haben. Entgegengesetzt zeigt sich hingegen kein signifikanter Effekt, wonach das Einkommen innerhalb von Berufsklassen keinen Einfluss auf den Frauenanteil hat.

Neuere Studien bestätigen den beschriebenen Effekt, so beispielsweise Karlin et al. (2002). Längsschnittanalysen des Current Population Surveys über die Jahre 1984 bis 1991 zeigen, dass wachsende Frauenanteile den Einkommenszuwachs sowohl von Männern als auch von Frauen verringern. Die Höhe des Lohnsatzes zeigt hingegen keinen Effekt auf die spätere Geschlechterzusammensetzung.

Levanon et al. (2009) untersuchen dieselben Effekte für einen breiteren Zeitraum, nämlich über die Jahre 1950 bis 2000. Dazu werden Fixed Effect Modelle mit U.S. Zensus Daten berechnet. Überprüft wird ebenfalls, ob Frauenanteile einen Effekt auf den Lohn von Berufsklassen haben oder ob umgekehrt Löhne den Frauenanteil beeinflussen. Zeigt sich der erstgenannte Effekt, so sehen die Autoren eine Bestätigung der Devaluationshypothese, wonach ein wachsender Frauenanteil den Lohn innerhalb einer Berufsklasse schmälert. Kann jedoch letzterer Effekt gezeigt werden, bestätigt sich der sogenannte Queueing-Ansatz. Nach diesem führt erst eine Strukturveränderung innerhalb einer Berufsklasse zu einer Lohnsenkung, die wiederum zur Folge hat, dass aufgrund der gesunkenen Attraktivität des Berufes für Männer mehr Frauen in diesen eintreten und somit der Frauenanteil steigt. Die Autoren finden anhand ihrer Untersuchungen eine Bestätigung der Devaluationshypothese.

Für den deutschen Arbeitsmarkt lassen sich hingegen wenige vergleichbare Studien finden. Zum einen zeigt Liebeskind (2004), dass weibliche Arbeit eine kulturelle Entwertung erfährt. Dazu untersucht die Autorin die Einkommenschancen innerhalb von Frauenberufen. Diese werden jedoch nicht darüber definiert, dass es sich bei den Berufen um jene handelt, in denen sich mehrheitlich Frauen befinden. Frauenberufe werden über die Tätigkeiten beschrieben, die ihnen innewohnen, beispielsweise Putz-, Schreib- oder Verkaufsarbeiten. Die Untersuchungen basieren auf der Beschäftigtenstichprobe des Instituts für Arbeitsmarktforschung 1975 bis 1995 sowie der BIBB/IAB-Erhebung 1991/1992. Liebeskind bestätigt, dass Berufe mit einem hohen Anteil an Putz-, Schreib- oder Verkaufsarbeiten in Westdeutschland mit geringeren Einkommenschancen verbunden sind und geht damit von einer kulturellen Entwertung weiblicher Arbeit aus.

In ihrer Dissertation erweitert Busch (2013) die Analysen von Liebeskind (2004). Über eine Längsschnittuntersuchung untersucht die Autorin den Einfluss der vorherrschenden Geschlechtersegregation auf die Verdienste am deutschen Arbeitsmarkt. Als Datenbasis dient der SOEP der Jahre 2000 bis 2010 sowie Daten des deutschen Mikrozensus. Die Geschlechterstypik eines Berufes wird hierbei über die Geschlechteranteile innerhalb von Berufsklassen definiert. Busch zeigt, dass sich die horizontale Geschlechtersegregation im betrachteten Zeitraum kaum verändert

hat, obwohl die Erwerbsbeteiligung von Frauen kontinuierlich gestiegen ist. Des Weiteren legt die Autorin dar, dass Männerberufe einen höheren Brutto-Stundenverdienst aufweisen als Frauenberufe. Hingegen kommt Frauenberufen ein höheres Berufsprestige zu als Männerberufen. In einem weiteren Schritt versucht Busch die geringeren Einkommen von Frauenberufen über Strukturunterschiede zu erklären. Dabei zeigt sie, dass Frauenberufe nicht deshalb geringer entlohnt werden, weil sie mehrheitlich von Frauen ausgeübt werden, was eine quantitative Devaluation nahelegen würde. Frauenberufe werden hingegen deshalb schlechter bezahlt, da sie, wie bei Liebeskind (2004) beschrieben, weibliche Arbeitsinhalte aufweisen. Damit kann von einer qualitativen Devaluation gesprochen werden (siehe Abschnitt 3.2). Zuletzt kann Busch die These der „compensating differentials“ zurückweisen, wonach Männern eine Art Schmerzensgeld in ihren Berufen zukommt. Eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie wirkt sich hingegen tatsächlich negativ auf das Einkommen aus.

Hausmann et al. (2015) untersuchen für den deutschen Arbeitsmarkt eine vergleichbare Forschungsfrage wie die, die in den beschriebenen amerikanischen Studien herangezogen wird. Anhand einer Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiographien (SIAB) der Jahre 1976 bis 2010 zeigen die Autorinnen, dass ein steigender Anteil an Frauen innerhalb eines Berufes zu einem Abfall des Lohnniveaus führt. Unter Verwendung von Panelmodellen kann jedoch kein Lohnverlust beider Geschlechter innerhalb der Berufsgruppen herausgestellt werden, sondern es kann gezeigt werden, dass Frauen in allen Berufsklassen weniger verdienen als Männer. Damit weisen die Autorinnen auch für den deutschen Arbeitsmarkt eine generelle Entwertung von Frauen im Beruf nach, eine Abwertung von Frauenberufen kann jedoch nicht gezeigt werden.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass die vorgestellten Studien für den deutschen Arbeitsmarkt zwar die Devaluation weiblicher Arbeit bestätigen, jedoch bislang nur eine Studie zeigt, dass sich die Devaluation auch insofern bestätigen lässt, dass ein Anstieg an Frauenanteilen zu Lohnseinbußen in Berufsklassen führt. Aufgrund dessen werden die Ergebnisse von Hausmann et al. (2015) in den nachfolgenden Analysen anhand des SOEP nochmals überprüft und zudem untersucht,

ob der beschriebene Mechanismus auch insofern nachzuweisen ist, dass ein Zuwachs an Männern zu einem Lohnzuwachs innerhalb von Berufsklassen führt.

### **3 Theorie und Hypothesenableitung**

Im Folgenden sollen Theorien vorgestellt werden, die erklären, warum Frauenberufe gegenüber Männerberufen weniger prestigeträchtig sind und deshalb geringer entlohnt werden. Diese bauen auf Statustheorien auf, wonach Frauen aufgrund ihres geringeren Status gegenüber Männern am Arbeitsmarkt benachteiligt werden. Daran anknüpfend werden Mechanismen vorgestellt, die zu einer möglichen Desegregation am Arbeitsmarkt führen. Zuletzt wird erläutert, welche Folgen aufgrund der vorgestellten Devaluation weiblicher Arbeit für Berufsklassen zu erwarten sind, wenn es zu einer Desegregation kommt.

#### **3.1 Statustheorien**

Statustheorien zufolge kommt Männern ein höherer gesellschaftlicher Status zu als Frauen. Die dabei zugrundeliegende Geschlechterordnung manifestiert sich über alltägliche Interaktionen (vgl. Ridgeway, 2001).

Treten Individuen in Interaktion miteinander, so ordnen sich die Interaktionspartner gegenseitig sozial ein. Eine wichtige Ordnungskategorie ist dabei die Geschlechtszugehörigkeit (vgl. ebd., S. 250). Dauerhaft präsent gehalten und reproduziert wird das Geschlecht als Unterscheidungsmerkmal schließlich durch dessen ständige interaktive Verwendung (vgl. ebd., S. 254). Die fortwährende geschlechtliche Kategorisierung führt letztlich dazu, dass Geschlechterstereotypen aktiviert werden (vgl. ebd., S. 250). Diese beinhalten kulturelle Vorstellungen darüber, wie sich Frauen beziehungsweise Männer normalerweise verhalten (vgl. ebd., S. 254). Darin verankert sich auch die Vorstellung darüber, dass ein Geschlecht dem anderen überlegen ist, nämlich Männer gegenüber Frauen. Dadurch wird Männern ein höherer Status zugewiesen als Frauen (vgl. ebd., S. 256). Statushöhere Personen werden dabei als kompetenter und machtvoller angesehen.

Aus den genannten Vorstellungen entwickeln sich schließlich Statusannahmen (vgl. ebd., S. 257), die im Falle von Annahmen über Wertunterschiede zwischen den Geschlechtern als „gender status beliefs“ bezeichnet werden (vgl. ebd., S. 256). Diese zeigen am Arbeitsmarkt verschiedene Folgen:

Zum einen wird davon ausgegangen, dass Männern eine höhere berufliche Kompetenz zukommt, was zur Folge hat, dass sich diese Annahme in Form einer „self-fulfilling prophecy“ bewahrheitet. Außerdem herrscht die Erwartung vor, dass sich die Statusunterschiede auch in der Entlohnung widerspiegeln, sodass Männer besser bezahlt werden als Frauen (vgl. ebd.).

Obwohl Frauen vermehrt in Männerberufe eingetreten sind und die Zahl der erwerbstätigen Frauen stark gestiegen ist, geht Ridgeway (2001) davon aus, dass die beschriebenen *gender status beliefs* weiterhin aufrechterhalten werden (vgl., S. 258). Solange Frauen nicht mehrheitlich die oberen Ränge besetzen, lösen sich die Statusannahmen trotz Abbau der Geschlechterungleichheit nicht auf (vgl. ebd.).

### **3.2 Devaluationshypothese**

Ausgehend von der vorgestellten Statusannahme, wonach Männer gegenüber Frauen als höherrangig angesehen werden, lässt sich die Devaluationshypothese ableiten.

Nach dieser werden Frauenberufe gesellschaftlich weniger anerkannt und damit tendenziell gegenüber Berufen abgewertet, in denen vorrangig Männer tätig sind (vgl. Liebeskind, 2004). Als Folge dessen werden Berufe, die mehrheitlich von Frauen ausgeführt werden, geringer entlohnt als jene, denen hauptsächlich Männer nachgehen (vgl. England, 1992). Begründet wird dies über Eigenschaften, die Männern und Frauen zugesprochen werden. So sind Männern Attribute wie rational oder analytisch zugeordnet, die wichtigen Eigenschaften entsprechen, die der Arbeitsmarkt fordert. Frauen hingegen wird die Emotionalität zugesprochen, welche eher im Widerspruch zu den Arbeitsmarktanforderungen steht (vgl. England, 1989).

Bei der Devaluation weiblicher Arbeit kann dabei zwischen der quantitativen und der qualitativen Devaluation unterschieden werden. Nach der quantitativen Devaluation werden Frauenberufe abgewertet und geringer entlohnt, weil die Berufe mehrheitlich von Frauen ausgeübt werden. Die qualitative Devaluation erfolgt hingegen als Abwertung von Frauenberufen aufgrund der Tätigkeiten, die diese beinhalten. Inhalte wie beispielsweise Pflege oder Erziehung gelten als weiblich konnotiert und erfahren aufgrund dessen kulturell eine geringere Wertigkeit (vgl. England, 1992).

Aus der vorgestellten Devaluationshypothese lässt sich schließlich folgende Hypothese ableiten:

*H1: Frauenberufe werden geringer entlohnt als Männerberufe.*

### **3.3 Queueing-Ansatz und Gender Revolution**

Anhand des sogenannten Queueing-Ansatzes und Paula Englands Theorie der Gender Revolution lässt sich begründen, wie sich horizontale Geschlechtersegregationen auflösen können, sodass vor allem Frauen in Männerberufe eintreten.

Dem Queueing-Ansatz zufolge reihen Arbeitgeber potentielle Arbeitnehmer nach zugeschriebenen Charakteristika in einer Warteschlange ein, bei denen Personen mit den besten Qualifikationen auf den vordersten Plätzen stehen (sogenannte *labor-queues*). Diese wurden 1990 von Reskin und Roos in *gender-queues* übersetzt. Männer stehen dabei in den Warteschlangen weiter vorne als Frauen, da sie, wie bereits beschrieben, als kompetenter gelten und ihnen nachgesagt wird, dass sie die Erfordernisse am Arbeitsmarkt besser erfüllen (vgl. Reskin & Roos, 1990, S. 36). Frauen werden als weniger produktiv angesehen, werden schlechter bezahlt und deshalb in der Schlange weiter nach hinten gesetzt (vgl. ebd., S. 35f.). Diese labour-queues können sich jedoch verändern, sodass Frauen in der Warteschlange nach vorne rutschen und es zu einem Rückgang der Geschlechtersegregation kommen kann (vgl. ebd.). Ein Mechanismus, der zu einer Veränderung der Geschlechterzusammensetzung führen kann, ist beispielsweise die Abnahme an Attraktivität eines Berufs. Männer wechseln aufgrund der Strukturveränderung ihren Beruf, wodurch Frauen in Männerberufe einsteigen können, die für sie ansprechender sind als traditionelle Frauenberufe (vgl. ebd., S. 15). Des Weiteren können Arbeitgeber die labour queues neu anordnen, da beispielsweise ein Arbeitskräftemangel vorliegt (vgl. ebd., S. 64).

Reskin und Roos (1990) gehen davon aus, dass Frauen in Männerberufen entweder integriert werden können, Ausgrenzung erfahren oder es gar dazu kommt, dass sich die Männerberufe erneut resegregieren (vgl. S. 70f.).

Paula England (2010) sieht den Grund dafür, dass vor allem Frauen Anreize dazu haben, in geschlechtsuntypische Berufe einzusteigen, in der anhaltenden Devaluation und Unterbezahlung weiblicher Tätigkeiten und Beschäftigungen (vgl. S. 151). Steigen Frauen in Männerberufe ein, können sie höhere Bezahlungen erwar-

ten als in traditionellen Frauenberufen. Gehen Männer hingegen Frauenberufen nach, haben sie Gegenteiliges zu erwarten. „Men lose money and suffer cultural disapproval when they choose traditionally female-dominated fields; they have little incentive to transgress gender boundaries“ (ebd., S. 155).

Laut England erkannten Frauen die Vorteile von Männerberufen und traten durch die *gender revolution* vermehrt in männliche Sphären ein.

*H2: Im betrachteten Zeitraum reduzieren sich horizontale Geschlechtersegregationen.*

### **3.4 Folgen der Desegregation für Berufsklassen**

Kommt es zu einer Abnahme der horizontalen Geschlechtersegregation, kann der Theorie zufolge von verschiedenen Folgen für Frauen-, beziehungsweise Männerberufe ausgegangen werden.

Aufgrund der Annahme, dass Frauen am Arbeitsmarkt als weniger kompetent gelten, ist im Falle dessen, dass es zu einer Zunahme von Stellenbesetzungen mit Frauen in Männerberufen kommt, davon auszugehen, dass Berufsklassen ein Status- und Einkommensverlust zukommt. Frauen droht gar eine Ausgrenzung innerhalb des Berufs (vgl. Ridgeway, 2001, S. 268).

*H3: Kommt es zu einem Anstieg an Stellenbesetzungen mit Frauen in Männerberufen, folgt ein Einkommensverlust der Berufsklassen.*

Treten Männer hingegen in Frauenberufe ein, sind gegenteilige Mechanismen zu erwarten. Männer sind in Frauenberufen willkommener als Frauen in Männerberufen. Eine Zunahme von Männern führt sogar dazu, dass dem Beruf ein Prestige- und Einkommengewinn zukommt (vgl. Heintz et al., 1997, S. 52). Ausgrenzungsmechanismen kommen Männern in Frauenberufen ebenfalls weniger zu, da sich auch Frauen in den Berufen einen Prestigezuwachs durch den Anstieg an Männern in ihrem Beruf erhoffen (vgl. ebd.). Auch diese Mechanismen lassen sich darüber begründen, dass Männer gesellschaftlich als kompetenter gelten.

*H4: Kommt es zu einem Anstieg an Stellenbesetzungen mit Männern in Frauenberufen, folgt ein Einkommenszuwachs der Berufsklassen.*

## 4 Analyse

### 4.1 Datenbasis

Die durchgeführten empirischen Analysen tragen das Sozio-oekonomische Panel (SOEP) als Datenbasis.<sup>1</sup> Es handelt sich dabei um eine seit 1984 in Deutschland durchgeführte repräsentative Erhebung, bei der jährlich Personen ab einem Alter von 17 Jahren befragt werden. Außerdem werden Angaben über alle Personen erfasst, die im selben Haushalt wohnen. Das SOEP stellt deshalb ein Haushaltspanel dar. Themenschwerpunkte bilden unter anderem Demographie und Wohnsituation, Bildung, Arbeitsmarkt- und Berufsmobilität, Gesundheit, Einkommen, Werthaltungen und Lebenszufriedenheit. Damit eignet sich das Panel als Datenbasis für Analysen in Sozial-, Verhaltens- und Wirtschaftswissenschaften und ermöglicht es, Lebensverläufe aus ökonomischen und soziologischen Perspektiven zu analysieren.

Zunächst startete die Befragung 1984 in Westdeutschland, seit 1990 werden auch Haushalte in Ostdeutschland befragt. Die Befragungen setzen sich aus einem Teilbereich an Variablen zusammen, die jährlich abgefragt werden, sowie einem wechselnden Themenschwerpunkt, der alle drei bis sechs Jahre wiederholt wird. Die Erhebung findet jährlich durch direkte Befragungen statt, die von TNS-Infratest durchgeführt werden. Neue Befragte kamen über sogenannte „Auffrischungsstichproben“ in den Jahren 1998, 2000 und 2006, 2009, 2011, 2012 und 2013 hinzu. Außerdem wird der Datensatz durch eine Zuwandererstichprobe und eine Hocheinkommens-Stichprobe erweitert. Die Stichprobenziehung erfolgt nach dem random walk Verfahren.

Für die nachfolgenden Analysen wurde der Lehrdatensatz des SOEP verwendet. Um ein einheitliches Sample gewährleisten zu können, wurden die Wellen 1992 bis 2012 herangezogen, da ab 1992 ost- und westdeutsche Befragte im Datensatz enthalten sind.

---

<sup>1</sup> Alle Angaben zum SOEP basieren auf Wagner et al. (2008) und [http://www.diw.de/de/diw\\_01.c.504352.de/soep\\_v30.html](http://www.diw.de/de/diw_01.c.504352.de/soep_v30.html).

## 4.2 Operationalisierung

Im Folgenden soll beschrieben werden, wie die in den Hypothesen formulierten Begriffe operationalisiert werden. Da die Untersuchungseinheiten der Analysen keine Individuen, sondern Berufsklassen darstellen, soll zunächst die Klassifikation der Berufe beschrieben werden, anhand derer Berufe differenziert werden.

### 4.2.1 Klassifizierung der Berufe (KldB 1992)

In Anbetracht dessen, dass lediglich Strukturen am deutschen Arbeitsmarkt untersucht werden, dient die nationale Berufsgliederung *Klassifizierung der Berufe* des Statistischen Bundesamts in der Ausgabe von 1992 als Basis. Darin werden berufliche Tätigkeiten klassifiziert, die jedoch nicht nach Status oder Rangordnung innerhalb des Betriebs differenziert werden.

Die Berufsbereiche werden über einen vierstelligen Code voneinander unterschieden. Dieser wird wie folgt zusammengesetzt:<sup>2</sup> Auf der ersten Ebene werden Berufe in sechs verschiedene Berufsbereiche unterteilt, die die allgemeine Art der Tätigkeit beschreiben.<sup>3</sup> Auf der nächsten Ebene wird zwischen 33 Berufsabschnitten unterschieden, die sich durch das verarbeitete Material oder die Art der Dienstleistung innerhalb der Berufe unterscheiden. Im darauffolgenden Schritt werden die Berufe in 88 Berufsgruppen unterteilt, wobei sich diese in ihrer Berufsaufgabe und Tätigkeit ähnlich sind. Noch genauer werden die Berufsaufgaben und Tätigkeiten durch 369 Berufsordnungen differenziert und daraus schließlich 2287 Berufsklassen gebildet.

Um den Annahmen der Inferenzstatistik gerecht zu werden, wurden in jeder Welle nur die Berufsklassen als Untersuchungseinheiten in die Analysen miteinbezogen, denen mindestens zehn Individuen zugeordnet werden konnten. Darum wurden die Berufsklassen der Vier-Steller-Ebene auf eine Drei-Steller-Ebene zusammengefasst, um die Fülle der Berufsklassen etwas zu komprimieren und somit eine größere Fallzahl gewinnen zu können. Dennoch zeigen sich viele Berufsklas-

---

<sup>2</sup> Alle Angaben zur Klassifizierung der Berufe beruhen auf:  
[https://www.destatis.de/DE/Methoden/Klassifikationen/Berufe/klassifikationkldb92\\_4st.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Methoden/Klassifikationen/Berufe/klassifikationkldb92_4st.pdf?__blob=publicationFile).

<sup>3</sup> Dazu zählen: 1. Berufe in der Land-, Tier-, Forstwirtschaft und im Gartenbau, 2. Bergleute, Mineralgewinner, 3. Fertigungsberufe, 4. Technische Berufe, 5. Dienstleistungsberufe und 6. Sonstige Arbeitskräfte.

sen, die der Annahme nicht gerecht werden und in einigen Wellen weniger als zehn Personen enthalten.

Eine Einteilung in Zwei-Steller wäre dahingehend problematisch, dass Berufe zusammengefasst werden könnten, die stark segregiert sind. Beispielsweise kann der Lehrerberuf nicht als eine Berufsklasse aufgefasst werden, da sich der Beruf des Hochschullehrers im Allgemeinen als Männerberuf definiert, während der Beruf des Grundschullehrers meist ein Frauenberuf ist. Auch internationale Berufsklassifikationen, wie beispielsweise ISCO (International Standard Classification of Occupations), erfassen geschlechtsspezifische Segregationsstrukturen nur unzureichend, da diese nicht differenziert genug sind (vgl. Busch, 2013, S. 116).

#### **4.2.2 Männer- / Frauenberufe**

Männer- beziehungsweise Frauenberufe können, wie bereits in Kapitel 2 angedeutet, über zwei verschiedene Arten gemessen werden. Zum einen können die Berufe über das Verhältnis von Männern und Frauen in einzelnen Berufskategorien bestimmt werden (vgl. Achatz, 2005, S. 275). Außerdem können Männer- und Frauenberufe über „Qualifikationsbündel“ bestimmt werden, die den Berufen anhaften. Dabei handelt es sich um Vorstellungen darüber, was als weiblich oder männlich stereotypisierte Fähigkeit oder Eigenschaft gilt, die zur Ausübung des Berufs nötig ist (vgl. Borkowsky, 2000, S. 284).

In dem vorliegenden Bericht werden Frauen-, beziehungsweise Männerberufe über den Geschlechteranteil in den Berufen definiert. Da es bisher keine theoretische Begründung dafür gibt, welcher Schwellenwert die Grenzen für frauen- oder männerdominierte, beziehungsweise geschlechterintegrierte Berufe festlegt, erfolgt die Orientierung an bisherigen quantitativen Forschungen. Demnach werden segregierte Berufe als jene festgelegt, bei denen der Anteil des anderen Geschlechts unter 30% liegt (vgl. Achatz, 2005, S. 277f.; Heintz et al., 1997, S. 16). Somit wird ein Frauenberuf zu mindestens 70% von Frauen ausgeübt, ein Männerberuf von mindestens 70% Männern. Bei einem integrierten Beruf liegt der Anteil beider Geschlechter zwischen 30 und 70% (vgl. Charles & Buchmann, 1994).

### 4.2.3 Brutto-Stundenlohn

Um die Verdienste von Vollzeit- und Teilzeit-Beschäftigten miteinander vergleichen zu können, werden Bruttostundenlöhne für die Analysen herangezogen. Dazu werden die vertraglichen Arbeitsstunden mit dem Bruttomonatsverdienst verrechnet. Zusatzzahlungen wie Boni und Überstunden werden nicht mit eingerechnet, da diese Unterschiede zwischen Männern und Frauen verzerren könnten.

Um die Stundenlöhne auf Berufsebene erfassen zu können, werden die Löhne aller Individuen zusammengefasst und gemittelt, die derselben Berufsklasse zugeordnet werden. Alle Monatsverdienste der Wellen vor 2002 wurden zuvor in Euro umgerechnet.

Um der Tatsache gerecht zu werden, dass sich Löhne entsprechend des geltenden Verbraucherpreisindex über die Jahre verändern, wurden alle Stundenlöhne zuvor außerdem mit diesem multipliziert. Der Verbraucherpreisindex beschreibt die Geldwertentwicklung in Deutschland und berechnet sich über die Preisentwicklung von Waren und Dienstleistungen.<sup>4</sup> Die Angaben vom Statistischen Bundesamt wurden dazu extern dem Datensatz zugespielt.<sup>5</sup> Dabei zeigen sich über die Jahre 1992 bis 2012 stetig wachsende Verbraucherpreise.

## 4.3 Methoden

### 4.3.1 Entwicklung der Stundenlöhne von Frauen- und Männerberufen

Um zu überprüfen, ob Frauenberufe schlechter bezahlt werden als Männerberufe, soll folgendes Vorgehen angewandt werden:

Zunächst werden die Stundenlöhne aller Berufsklassen, die zuvor als Frauen-, beziehungsweise Männerberuf definiert wurden, in jeder Welle zusammengefasst und gemittelt. Die Mittelwerte werden anschließend grafisch über ein Liniendiagramm dargestellt. Dabei wurden jedoch Wellen ausgenommen, in denen weniger als zehn Frauen- beziehungsweise Männerberufe ausfindig gemacht werden konn-

---

<sup>4</sup>Siehe:

<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/Preise/Verbraucherpreisindex/Methoden/verbraucherpreisindex.html>

<sup>5</sup>Siehe:

[https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Preise/Verbraucherpreise/VerbraucherpreisindexLangeReihenPDF\\_5611103.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Preise/Verbraucherpreise/VerbraucherpreisindexLangeReihenPDF_5611103.pdf?__blob=publicationFile)

ten.<sup>6</sup> Um anschließend feststellen zu können, ob sich die Mittelwerte der Frauen- und Männerberufe signifikant voneinander unterscheiden, wurden zusätzlich T-Tests für jede Welle durchgeführt.

#### 4.3.2 Index zur Geschlechtersegregation

Ob horizontale Geschlechtersegregationen im betrachteten Zeitraum abnehmen, soll über die Entwicklung des Duncan Index gezeigt werden. Dieser stellt eine Maßzahl dar, die die Verteilung von Männern und Frauen über die Gesamtheit der Berufe misst (vgl. Achatz, 2005, S. 277). Der D-Index gibt damit die Stärke der Segregation an (vgl. Busch, 2013, S. 128).

Ursprünglich wurde der Dissimilaritätsindex 1955 von Duncan und Duncan zur Ermittlung von sozialräumlicher Segregation von Bevölkerungsgruppen entwickelt (vgl. Duncan & Duncan, 1955). Angewandt auf die Geschlechtersegregation wird der Index  $D$  nach der Formel

$$D = \frac{1}{2} \sum_{i=1}^n \left| \frac{F_i}{F} - \frac{M_i}{M} \right|$$

berechnet, wobei  $F_i$  die Anzahl an Frauen im Beruf  $i$ ,  $M_i$  die Anzahl an Männern im Beruf  $i$ ,  $F$  die Anzahl an Frauen in allen Berufen und  $M$  die Anzahl an Männern in allen Berufen darstellt. Mit  $n$  wird hierbei die Gesamtzahl aller verschiedenen Berufe bezeichnet.

Der Index kann Werte von null bis eins annehmen. Null entspricht dabei einer gleichmäßigen Verteilung von Männern und Frauen über alle Berufe. Bei einem Wert von Eins ist in allen Berufen ausschließlich eine Geschlechtergruppe vertreten. Die Maßzahl gibt den Anteil an Männern oder Frauen an, die ihren Beruf wechseln müssten, um eine Gleichverteilung der Geschlechter über die Berufe erlangen zu können (vgl. Achatz, 2005, S. 279). Für die Analysen wurden erneut die Jahre ausgenommen, die zu wenige Frauen- oder Männerberufe aufweisen.

---

<sup>6</sup> Darunter fallen die Wellen der Jahre 1994, 1996, 1999, 2001, 2003, 2005, 2006, 2008, 2010 und 2012.

### **4.3.3 Löhne in Abhängigkeit des Geschlechterverhältnisses innerhalb von Berufsklassen**

Um den Einfluss der Frauenanteile auf den Stundenlohn in Männerberufen beziehungsweise des Männeranteils auf den Stundenlohn in Frauenberufen aufzuzeigen, werden Fixed Effects Panel Modelle gerechnet, weil voneinander abhängige Messungen innerhalb von Berufsgruppen über die Zeit betrachtet werden. Da aufgrund zu geringer Fallzahlen einige Berufsklassen nicht über alle Wellen im Panel auftreten, handelt es sich um ein unbalanciertes Panel.

Bei einem Fixed Effects Modell wird lediglich die Varianz innerhalb der Berufe berücksichtigt, nicht jedoch zwischen den Berufen. Die unabhängigen Variablen müssen daher zeitveränderlich sein, um deren Effekte messen zu können.

Für die Analysen werden zwei Modelle berechnet. Eines für Männerberufe und eines für Frauenberufe. Dazu wird zunächst eine Basis gebildet, die bestimmt, welche Berufe das Panel als Untersuchungseinheiten enthält. Diese bilden Berufe, die in den ersten fünf Jahren des Panels, demnach in den Jahren 1992 bis 1996, Frauen- beziehungsweise Männerberufe waren. Die entsprechenden Berufsklassen werden anschließend über alle Jahre nach 1996 in die Modelle aufgenommen. Berufsklassen müssen, wie bereits erläutert, mindestens zehn Personen umfassen, um im Modell dazugerechnet zu werden.

Die abhängige Variable der Modelle bildet der Bruttostundenlohn der jeweiligen Berufe. Da dieser ein metrisches Skalenniveau aufweist, werden lineare Panelregressionen berechnet. Um eine zu große Streuung der Werte zu verhindern und um annähernd eine Normalverteilung zu erzeugen, werden alle Werte logarithmiert. Die Regressionskoeffizienten können dadurch als prozentuale Veränderung des Stundenlohns interpretiert werden, wenn sich die jeweilige unabhängige Variable um eine Einheit erhöht.

Die unabhängige Variable bildet im ersten Modell, in das nur Männerberufe aufgenommen werden, den Frauenanteil innerhalb der einzelnen Berufe ab. Im zweiten Modell bildet der Männeranteil innerhalb der Berufe die erklärende Variable. Diese werden in Prozentwerten angegeben.

Die Kontrollvariablen der Modelle stellen Faktoren dar, die ebenfalls für Veränderung von Löhnen über die Jahre sorgen können.

Eine Kontrollvariable, die ins Modell mitaufgenommen wird, stellt die Bildung innerhalb der Berufsklassen dar. Um diese erfassen zu können, wurden zuvor den Individualdaten die ISCED-Werte der Personen entnommen, die den jeweiligen Berufsklassen zugeordnet werden konnten. Für jede Welle wurde aus den Werten der Individuen der Modus gebildet und für die jeweilige Berufsklasse mit ins Modell aufgenommen. Es liegt die Vermutung nahe, dass mit steigender Bildung innerhalb einer Berufsklasse auch das Einkommen steigt. Treten immer mehr hoch gebildete Personen in die Berufsklasse ein, erfolgt ein Lohnzuwachs.

Außerdem wird die Arbeitslosenquote der jeweiligen Jahre aufgenommen. Die Angaben wurden dem Datensatz zuvor über Nennungen des Statistischen Bundesamts zugespielt.<sup>7</sup> Dem zugrunde liegt die Annahme, dass mit einer hohen Arbeitslosenquote ein Lohnverlust aller Berufsklassen einhergeht, da gesamtwirtschaftlich mit schlechteren Einnahmen zu rechnen ist. Entsprechend umgekehrt sollte daher der Effekt des Bruttoinlandsprodukts verlaufen: Mit steigendem Bruttoinlandsprodukt, das die wirtschaftliche Leistung bemisst, steigen auch die Löhne. Die Angaben dazu wurden ebenfalls den Daten des Statistischen Bundesamts entnommen.<sup>8</sup>

## 4.4 Ergebnisse

### 4.4.1 Überblick: Entwicklung von Geschlechteranteilen und Stundenlöhnen

Im Folgenden soll zunächst deskriptiv ein Überblick darüber gegeben werden, wie sich die Frauenanteile in Männerberufen und die Männeranteile in Frauenberufen über den betrachteten Zeitraum verändert haben und wie sich parallel dazu die Stundenlöhne innerhalb der Berufsklassen entwickelt haben. Die entsprechenden Werte werden über den Zeitraum 1997 bis 2012 im Abstand von jeweils fünf Jahren in den Tabellen angegeben.

Dazu wurden zunächst die fünf Männerberufe ermittelt, die in den Jahren 1992 bis 1996 am häufigsten besetzt waren und demnach am meisten Personen aufweisen, die sich den Berufsklassen zuordnen. Wie in Tabelle 1 dargestellt, wurden die

---

<sup>7</sup>Siehe:

<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Arbeitsmarkt/lrarb001.html>

<sup>8</sup>Siehe:

[https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/VGR/Inlandsprodukt/Tabelle n/BruttoinlandVierteljahresdaten\\_pdf.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/VGR/Inlandsprodukt/Tabelle n/BruttoinlandVierteljahresdaten_pdf.pdf?__blob=publicationFile)

Berufe des Berufskraftfahrers, des Elektrikers, des Kraftfahrzeugmechanikers, des Lager-/Transportarbeiters und des Maurers am häufigsten genannt.

Insgesamt zeigt sich, dass sich die Frauenanteile innerhalb der Berufe im betrachteten Zeitraum kaum verändern (siehe Tabelle 1). Lediglich in der Berufsklasse Berufskraftfahrer erhöht sich der Frauenanteil von 5% im Jahr 1997 auf 12% im Jahr 2012. In den Berufsklassen Elektriker, Kraftfahrzeugmechaniker und Lager-/Transportarbeiter sinkt der Frauenanteil sogar leicht. Bei den Maurern stagniert der Frauenanteil bei einem Wert von 0%. Damit hat sich keiner der betrachteten Berufe von einem Männerberuf hin zu einem integrierten oder gar Frauenberuf verändert.

**Tabelle 1: Übersicht Entwicklung Männerberufe**

<b>Berufsklasse</b>	<b>Welle</b>	<b>n</b>	<b>Frauenanteil</b>	<b>Stundenlohn</b>
<b>Berufskraftfahrer</b>	1997	94	0,05	9,84
	2002	142	0,02	11,48
	2007	124	0,09	11,27
	2012	40	0,12	9,64
<b>Elektriker</b>	1997	56	0,09	7,48
	2002	77	0,02	10,53
	2007	56	0,02	12,59
	2012	-	-	-
<b>Kraftfahrzeugmechaniker</b>	1997	59	0,02	8,28
	2002	77	0,01	10,94
	2007	46	0,02	13,89
	2012	12	0,00	13,30
<b>Lager-, Transportarbeiter</b>	1997	34	0,35	8,29
	2002	71	0,29	9,78
	2007	51	0,41	10,31
	2012	19	0,31	10,57
<b>Maurer</b>	1997	29	0,00	8,73
	2002	47	0,00	11,00
	2007	29	0,00	13,29
	2012	-	-	-

*Datenbasis: soep.v30, Welle 1992 bis Welle 2012, eigene Berechnungen.  
Stundenlohn in Euro.*

Die Stundenlöhne steigen dabei in allen Berufen über die betrachteten Jahre an. Einzig die Berufskraftfahrer verzeichnen innerhalb der letzten beiden Zeiträume einen leichten Abfall. Da die Fallzahlen innerhalb der Berufsklassen über die Jahre jedoch stark schwanken, kann auf dieser Grundlage nicht davon ausgegangen werden, dass ein Zuwachs des Frauenanteils zu einem Verdienstverlust innerhalb der Berufsklasse führt. Wie die Beispiele der Elektriker und der Maurer zeigen, können für das Jahr 2012 sogar keine Angaben gemacht werden, da die Berufsklassen weniger als zehn Personen enthalten.

Wie Tabelle 2 zeigt, verändern sich auch Männeranteile innerhalb von Frauenberufen im betrachteten Zeitraum kaum.

Die Berufsklassen der Frauenberufe, denen zwischen 1992 und 1996 die meisten Befragte zugeordnet werden konnten, stellen Verwaltungsfachleute, Büroberufe, Gebäudereiniger, Verkäufer/in und Krankenschwester dar. Auch hierbei variieren die Fallzahlen über die Zeiträume sehr stark. Über alle Berufsklassen hinweg ist ein leichter Rückgang des Männeranteils über die Jahre zu erkennen. Einzig die Berufsklasse Gebäudereiniger verzeichnet einen Anstieg von 7% Männeranteil im Jahr 1997 auf 17% im Jahr 2012. Damit zeigt sich auch in den Frauenberufen keine Veränderung der Geschlechtstypik.

Ein Anstieg des Stundenlohnes zeigt sich in allen Berufsklassen, doch ein Zusammenhang zwischen den Stundenlöhnen und dem Männeranteil lässt sich anhand dieser Darstellung ebenfalls nicht erkennen.

**Tabelle 2: Übersicht Entwicklung Frauenberufe**

<i>Berufsklasse</i>	<i>Welle</i>	<i>n</i>	<i>Männeranteil</i>	<i>Stundenlohn</i>
<b>Verwaltungsfachleute</b>	1997	121	0,26	10,04
	2002	207	0,29	12,00
	2007	156	0,31	14,22
	2012	33	0,24	15,82
<b>Büroberufe</b>	1997	104	0,21	8,46
	2002	237	0,21	10,69
	2007	180	0,20	11,67
	2012	54	0,20	12,31
<b>Gebäudereiniger</b>	1997	75	0,07	6,40
	2002	131	0,06	7,49
	2007	98	0,10	7,77
	2012	24	0,17	8,77
<b>Verkäufer/in</b>	1997	96	0,14	7,22
	2002	120	0,15	8,45
	2007	112	0,14	9,35
	2012	37	0,05	47,69
<b>Krankenschwester</b>	1997	81	0,18	9,23
	2002	152	0,16	12,61
	2007	137	0,15	14,11
	2012	35	0,17	15,93

*Datenbasis: soep.v30, Welle 1992 bis Welle 2012, eigene Berechnungen.  
Stundenlohn in Euro.*

#### **4.4.2 Entwicklung der Stundenlöhne von Frauen- und Männerberufen**

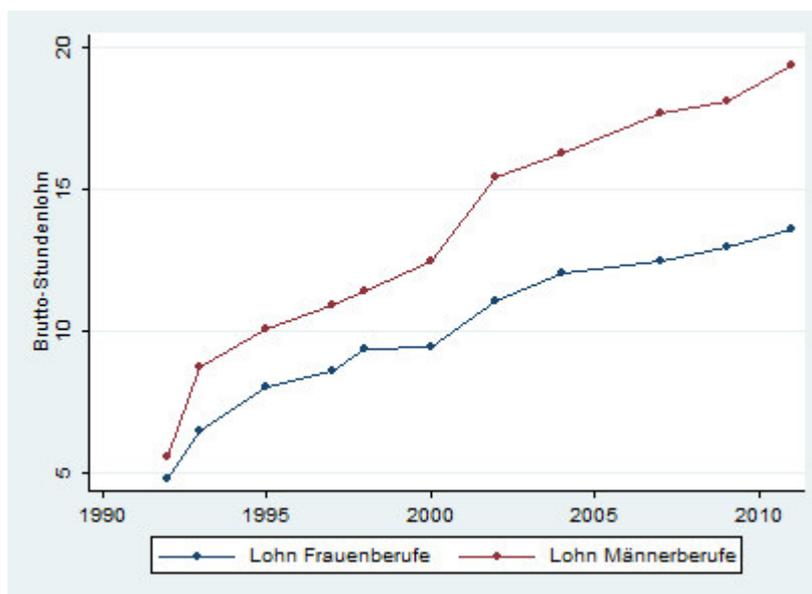
Wie in Hypothese 1 formuliert, werden Frauenberufe geringer entlohnt als Männerberufe. Um dies überprüfen zu können, wurden für jede Welle die Bruttostundenlöhne von allen Berufsklassen gemittelt, die in den jeweiligen Jahren einen Frauen- beziehungsweise Männerberuf bildeten. Diese weisen demnach einen Geschlechteranteil eines Geschlechts von mindestens 70% auf. Die Mittelwerte werden über den betrachteten Zeitraum dargestellt. Außerdem werden die Mittelwerte der Männerberufe und die der Frauenberufe in jeder Welle über einen T-Test miteinander verglichen, um festzustellen, ob diese signifikant voneinander verschieden sind.

Es ist zu erkennen, dass die Stundenlöhne im betrachteten Zeitraum insgesamt ansteigen (siehe Abbildung 1). Dieser Anstieg ist zu verzeichnen, obwohl die

Stundenlöhne zuvor bereits mit dem Kaufpreisindex der jeweiligen Jahre verrechnet wurden. Lagen die Stundenlöhne sowohl bei Männer- als auch Frauenberufen 1992 durchschnittlich noch bei rund fünf Euro, steigen die Löhne in Männerberufen 2011 auf fast 20 Euro pro Stunde. Auffällig ist die immer stärker werdende Spreizung zwischen Männer- und Frauenberufen. Bereits 1992 zeigen sich höhere Löhne für die Gruppe der Männerberufe gegenüber Frauenberufen. Diese Unterschiede verstärken sich über die betrachteten Jahre jedoch zunehmend.

Die durchgeführten T-Teste bestätigen, dass die Mittelwerte der beiden Gruppen signifikant voneinander verschieden sind. Über alle Jahre hinweg, bis auf 1992, sind die Mittelwerte der Männerberufe signifikant höher als die der Frauenberufe. Damit kann Hypothese 1 bestätigt werden.

**Abbildung 1: Stundenlöhne von Männer- und Frauenberufen**



*Datenbasis: soep.v30, Welle 1992 bis Welle 2012, eigene Darstellung*

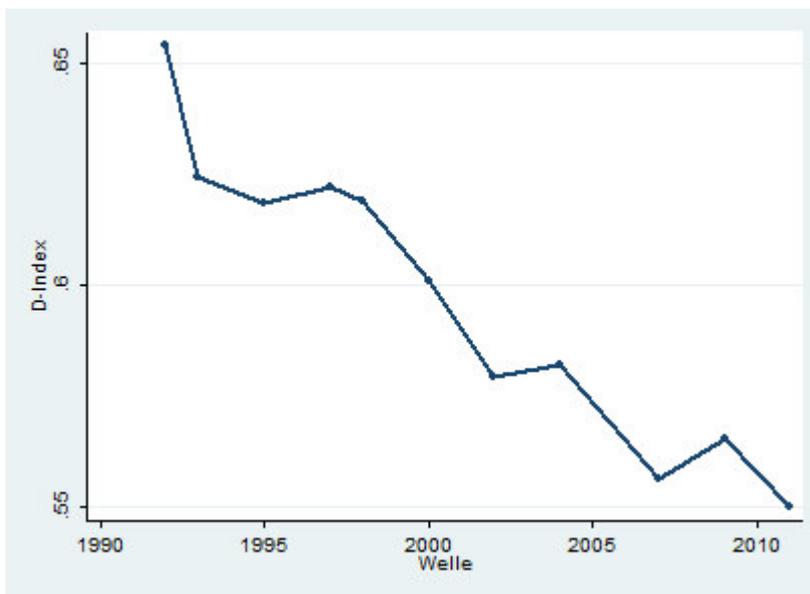
#### **4.4.3 Index zur Geschlechtersegregation**

Um mit einer Maßzahl benennen zu können, ob sich die horizontale Geschlechtersegregation seit der Wiedervereinigung Deutschlands reduziert hat, wird im Folgenden die Entwicklung des D-Index vorgestellt. Dieser beschreibt die Verteilung der Geschlechter auf alle Berufe. Die Werte wurden zuvor für den verwendeten Datensatz berechnet. Damit soll Hypothese 2 überprüft werden, die davon ausgeht, dass sich die Geschlechtersegregation im betrachteten Zeitraum reduziert

hat. Auch hierfür wurden Jahre aus den Analysen ausgeschlossen, die zu wenige Frauen- beziehungsweise Männerberufe aufweisen.

Wie Abbildung 3 zeigt, reduziert sich die Geschlechtersegregation über die Jahre 1992 bis 2011 tatsächlich. Der Abfall des Index verläuft dabei nahezu kontinuierlich, es zeigen sich keine größeren Peaks im Schaubild. Während der D-Index im Jahre 1992 einen Wert von 0,65 annimmt, sinkt dieser auf 0,55 im Jahre 2011. Damit hätten 1992 noch 65% der Männer oder Frauen ihren Beruf wechseln müssen, um eine Gleichverteilung der Geschlechter über alle Berufe erlangen zu können. 2011 müssten hingegen nur noch 55% einen Berufswechsel vollziehen. Obwohl dieser Wert immer noch für eine anhaltende horizontale Geschlechtersegregation spricht, kann Hypothese 2 bestätigt werden.

**Abbildung 2: Entwicklung D-Index**



*Datenbasis: soep.v30, Welle 1992 bis Welle 2012, eigene Darstellung*

#### **4.4.4 Löhne in Abhängigkeit des Geschlechterverhältnisses innerhalb von Berufsklassen**

Um zu überprüfen, ob trotz der gezeigten Verringerung der Segregation am Arbeitsmarkt der Effekt der Devaluation weiblicher Arbeit bestehen bleibt, werden im Folgenden multivariate Panelregressionen vorgestellt. Dabei soll im ersten Modell festgestellt werden, ob wachsende Frauenanteile in Männerberufen zu einem Einkommensverlust innerhalb der Berufsklassen führen. Männerberufe, die

zwischen 1992 und 1996 als solche über das Geschlechterverhältnis definiert werden konnten, bilden die Untersuchungseinheiten. Wie bereits im Methodenteil beschrieben, bildet der logarithmierte Bruttostundenlohn die abhängige Variable, der Frauenanteil in den Berufsklassen die unabhängige. Als Kontrollvariablen werden dem Fixed Effects Modell nach und nach der Modus aus den ISCED Werten der Personen innerhalb der jeweiligen Berufsklassen, die Arbeitslosenquote und das Bruttoinlandsprodukt der einzelnen Jahre hinzugefügt. Das Modell dient der Überprüfung von Hypothese 3.

**Tabelle 3: Stundenlohn Männerberufe und Frauenanteile in Berufsklassen**

<b>Log. Bruttostundenlohn</b>	<b>Modell 1</b>	<b>Modell 2</b>	<b>Modell 3</b>	<b>Modell 4</b>
<b>Anteil Frauen</b>	0,000 (0,001)	0,000 (0,001)	-0,002 (0,001)	-0,002* (0,001)
<b>ISCED (Modus)</b>		0,043 (0,025)	0,017 (0,020)	0,029 (0,019)
<b>Arbeitslosenquote</b>			-0,067*** (0,005)	-0,012 (0,009)
<b>Bruttoinlandsprodukt</b>				0,017*** (0,002)
<b>Konstante</b>	2,665	2,505	3,349	1,070
<b>R<sup>2</sup> (overall)</b>	0,029	0,568	0,168	0,262
<b>R<sup>2</sup> (between)</b>	0,067	0,741	0,281	0,433
<b>R<sup>2</sup> (within)</b>	0,000	0,008	0,358	0,439
<b>N Beobachtungen</b>	432	432	432	432
<b>N Gruppen</b>	57	57	57	57

*Datenbasis: soep.v30, Welle 1992 bis Welle 2012, eigene Berechnungen.*

*Standardfehler in Klammern, \*  $p < 0.05$ , \*\*  $p < 0.01$ , \*\*\*  $p < 0.001$*

Wie die Zahl der Gruppen erkennen lässt, bildeten 57 Berufe in den Basisjahren einen Männerberuf (siehe Tabelle 3). Da aufgrund von schwankenden Fallzahlen an Personen innerhalb der Berufsklassen viele Berufsklassen nicht in jeder Welle vorkommen, ergibt sich ein unbalanciertes Panel mit insgesamt nur 432 Beobachtungen über die betrachteten 15 Jahre. In Modell 1 lässt sich zunächst erkennen, dass der Frauenanteil keinen signifikanten Effekt auf den Stundenlohn zeigt. Wird der Modus aus ISCED Werten hinzugefügt zeigt sich, dass auch die Bildung in-

nerhalb der Berufsklassen keinen signifikanten Effekt auf den Stundenlohn hat. Wird dem Modell die Arbeitslosenquote als weitere Kontrollvariable hinzugefügt, zeigt der Frauenanteil von nun an einen negativen, jedoch nicht signifikanten Effekt. Dieser würde darauf hindeuten, dass ein steigender Frauenanteil die Stundenlöhne verringert. Die Arbeitslosenquote zeigt hingegen einen Effekt, der auf dem 0,1% Signifikanzniveau signifikant ist. Der Koeffizient deutet darauf hin, dass ein Anstieg der Arbeitslosenquote um einen Prozentpunkt zu einem Lohnverlust von 6,7% pro Stunde führt. Käme es zu einem Anstieg der Arbeitslosenquote um 10%-Punkte, wäre mit einem Stundenlohnverlust von 67% zu rechnen. Modell 3 zeigt jedoch ein sehr viel höheres  $R^2(\text{within})$  als Modell 2.

In Modell 4 zeigt sich der Einfluss des Frauenanteils auf die Stundenlöhne nun als signifikant auf dem 5% Signifikanzniveau. Nach dem Koeffizienten ist bei einem Anstieg des Frauenanteils um 1% mit einem Verlust von 0,2% am Stundenlohn zu rechnen. Entsprechend führt ein Anstieg um 10% zu einem Verlust von 2%. Die Arbeitslosenquote zeigt in Modell 4 keinen signifikanten Effekt mehr, das Bruttoinlandsprodukt hingegen einen höchst signifikanten Einfluss. Die Erklärungskraft des Modells erhöht sich gegenüber Modell 3, die Varianz innerhalb der Berufsklassen wird stärker aufgeklärt, was sich am  $R^2(\text{within})$ -Wert zeigt.

Damit kann Hypothese 3, wonach ein steigender Frauenanteil zu einem Lohnverlust innerhalb der Berufsklassen führt, nicht bestätigt werden. Zwar deutet Modell 4 auf einen solchen Zusammenhang hin, doch dieser wird vermutlich nur über die Variable Bruttoinlandsprodukt herbeigeführt. Vermutlich kann lediglich davon ausgegangen werden, dass sich bei steigender Wirtschaftskraft der Frauenanteil am Arbeitsmarkt erhöht, jedoch keinen Einfluss auf die Stundenlöhne nimmt.

Nach demselben Verfahren wird auch das zweite Modell aufgebaut, wobei hierbei Frauenberufe der Jahre 1992 bis 1996 als Untersuchungseinheiten dienen. Die unabhängige Variable bildet daher der Männeranteil in den entsprechenden Berufsklassen, die Kontrollvariablen entsprechen denen aus dem ersten Modell. Das in Tabelle 4 aufgezeigte Modell dient der Überprüfung von Hypothese 4. Diese nimmt an, dass ein steigender Männeranteil zu einem Lohnanstieg in den Berufsklassen führt.

Grundlage des Fixed Effects Modells bilden 31 Berufsklassen, die insgesamt 347 Beobachtungen im Panel aufzeigen (siehe Tabelle 4). Es ist zu erkennen, dass weniger Frauenberufe als Männerberufe in den Basisjahren ausfindig gemacht werden konnten. Dieser Befund kann durch die theoretische Annahme der *Crowding-Hypothese* gestützt werden. Diese besagt, dass sich Frauen am Arbeitsmarkt auf weniger Berufsfelder konzentrieren als Männer, während sich diese über ein breiteres Spektrum verteilen (vgl. Bergmann, 1974).

Die Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: Der Männeranteil in den Berufsklassen zeigt über alle vier Modelle keinen signifikanten Effekt und wechselt sogar zwischen den Modellen das Vorzeichen, sodass keine Richtung des Effekts ausgemacht werden kann. Auch die Bildung innerhalb der Berufsklassen, gemessen über den Modus der ISCED Werte, trägt keinen signifikanten Einfluss auf die Stundenlöhne. Die Arbeitslosenquote lässt in Modell 3 hingegen einen signifikanten Effekt erkennen, der sich im Modell 4 jedoch etwas abschwächt. Das negative Vorzeichen des Koeffizienten deutet daraufhin, dass sich die Stundenlöhne mit steigender Arbeitslosenquote verringern. Das Bruttoinlandsprodukt zeigt in Modell 4 einen höchst signifikanten Effekt auf die Stundenlöhne, wonach ein steigendes Bruttoinlandsprodukt zu einem Lohnzuwachs führt. Die Erklärungskraft der Modelle erhöht sich dabei unter Hinzunahme der einzelnen Kontrollvariablen, sodass in Modell 4 etwa 37% der Varianz innerhalb der Berufsklassen über die Prädiktoren erklärt werden kann.

Anhand des vorliegenden Modells kann Hypothese 4 verworfen werden. Ein steigender Männeranteil führt in den Berufsklassen, auch unter Kontrolle anderer Einflussfaktoren, nicht zu einem Lohnanstieg. Auch bei den Frauenberufen führt einzig eine steigende Wirtschaftskraft zu einem Lohnzuwachs.

**Tabelle 4: Stundenlohn Frauenberufe und Männeranteile in Berufsklassen**

<b>Log. Bruttostundenlohn</b>	<b>Modell 1</b>	<b>Modell 2</b>	<b>Modell 3</b>	<b>Modell 4</b>
<b>Anteil Frauen</b>	0,002 (0,002)	0,002 (0,001)	-0,001 (0,001)	0,001 (0,001)
<b>ISCED (Modus)</b>		-0,050 (0,027)	-0,002 (0,023)	0,011 (0,022)
<b>Arbeitslosenquote</b>			-0,065*** (0,005)	-0,022* (0,009)
<b>Bruttoinlandsprodukt</b>				0,015*** (0,003)
<b>Konstante</b>	2,408	2,573	3,098	1,212
<b>R<sup>2</sup> (overall)</b>	0,089	0,074	0,134	0,188
<b>R<sup>2</sup> (between)</b>	0,151	0,154	0,098	0,231
<b>R<sup>2</sup> (within)</b>	0,003	0,014	0,318	0,374
<b>N Beobachtungen</b>	347	347	347	347
<b>N Gruppen</b>	31	31	31	31

*Datenbasis: soep.v30, Welle 1992 bis Welle 2012, eigene Berechnungen.  
Standardfehler in Klammern, \*  $p < 0.05$ , \*\*  $p < 0.01$ , \*\*\*  $p < 0.001$*

## 5 Fazit und Diskussion

Ausgehend von der Devaluationshypothese, wonach weibliche Arbeit eine gesellschaftliche Abwertung erfährt, sollte zunächst überprüft werden, ob Frauenberufe tatsächlich schlechter entlohnt werden als Männerberufe. Anschließend wurde anhand des Duncan-Index ermittelt, ob sich horizontale Geschlechtersegregationen über die betrachtete Zeit reduziert haben. Zuletzt sollte dargestellt werden, welche Folgen Desegregationsprozesse ausgehend von der Devaluationshypothese auf den Lohn innerhalb von Berufsklassen haben. Zusammengefasst zeigt sich anhand von Analysen des SOEP der Jahre 1992 bis 2012 für die aufgestellten Hypothesen das in Tabelle 5 dargestellte Ergebnis:

**Tabelle 5: Hypothesenbestätigung**

<i>H1: Frauenberufe werden geringer entlohnt als Männerberufe.</i>	✓
<i>H2: Im betrachteten Zeitraum reduzieren sich horizontale Geschlechtersegregationen.</i>	✓
<i>H3: Kommt es zu einem Anstieg an Stellenbesetzungen mit Frauen in Männerberufen, folgt ein Einkommensverlust der Berufsklassen.</i>	✗
<i>H4: Kommt es zu einem Anstieg an Stellenbestzungen mit Männern in Frauenberufen, folgt ein Einkommenszuwachs der Berufsklassen.</i>	✗

So konnte zwar über die gesamte Zeitspanne hinweg gezeigt werden, dass Frauenberufe schlechter entlohnt werden als Männerberufe. Die Entwicklung des D-Index lässt erkennen, dass sich horizontale Geschlechtersegregationen reduziert haben. Jedoch hat sich der Indexwert nur in einem geringen Maße von 0,65 auf 0,55 verringert. Die Ergebnisse zeugen damit davon, dass auch nach 20 Jahren Frauen und Männer weiterhin über die Berufe hinweg stark segregiert sind.

Die Panelanalysen konnten hingegen nicht belegen, dass sich die Devaluation weiblicher Arbeit auf die Löhne von Berufsklassen auswirkt. Treten Frauen in Männerberufe ein, kommt es nicht, wie theoretisch erwartet, zu einem Lohnabfall innerhalb der Berufsklassen. Auch gegenteilige Entwicklungen, wonach ein Zuwachs an Männeranteilen in Frauenberufen zu einem Lohnzuwachs führt, konnten nicht nachgewiesen werden. Einzig eine wachsende Wirtschaftskraft führt sowohl in Männer- als auch in Frauenberufen zu höheren Löhnen.

Dennoch kann nicht davon ausgegangen werden, dass sich die beschriebenen Mechanismen am deutschen Arbeitsmarkt nicht finden lassen. Der analysierte Datensatz zeigt nämlich erhebliche Einschränkungen, die eine Verallgemeinerung der Ergebnisse zweifelhaft macht. So mussten viele Berufsklassen über zahlreiche Wellen aus den Analysen ausgeschlossen werden, da weniger als zehn Individuen den Berufsklassen zugeordnet werden konnten. Gründe dafür sind vor allem Panelmortalität, Berufswechsel der Befragten sowie insgesamt zu geringe Fallzahlen innerhalb des Datensatzes. Deshalb mussten bei den bivariaten Analysen Wellen komplett ausgeschlossen werden, die insgesamt zu wenige Berufsklassen beinhalteten. Auch bei der Indexbildung könnten die gegebenen Fallzahlen innerhalb der

Berufsklassen nicht reliable Ergebnisse hervorgebracht haben. Schließlich beschreibt das stark unbalancierte Panel die Varianz über die Zeit nur unzureichend. Doch gerade aufgrund der bestehenden Forschungslücke am deutschen Arbeitsmarkt zum Thema Devaluation weiblicher Arbeit stellt sich der Anspruch an zukünftige Forschungsarbeiten, die vorliegenden Ergebnisse zu überprüfen und mit anderen Daten zu replizieren. Dazu wäre ein Datensatz erforderlich, der ebenso wie der SOEP eine große Zeitspanne umfasst und außerdem stabile Fallzahlen über die Berufsklassen hinweg aufweist. Möglicherweise eignen sich hierfür Daten des Mikrozensus.

## **6 Bibliographie**

### **6.1 Literatur**

- Abraham, Martin & Hinz, Thomas (Hrsg.) (2005). *Arbeitsmarktsoziologie. Probleme, Theorien, empirische Befunde*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Achatz, Juliane (2005). Geschlechtersegregation im Arbeitsmarkt. In Martin Abraham & Thomas Hinz (Hrsg.). *Arbeitsmarktsoziologie. Probleme, Theorien, empirische Befunde* (S.263-302). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bergmann, Barbara R. (1974). Occupational segregation, wages and profits when employers discriminate by race or sex. *Eastern Economic Journal*, 1(2), S.103-110.
- Borkowsky, Anna (2000). Frauen und Männer in der Berufsbildung der Schweiz. *Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften*, 22(2), S.279-294.
- Busch, Anne (2013). *Die berufliche Geschlechtersegregation in Deutschland. Ursachen, Reproduktion, Folgen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Charles, Maria & Buchmann, Marlis (1994). Assessing micro-level explanations of occupational sex segregation: human-capital development and labor market opportunities in Switzerland.
- Duncan, Otis Dudley & Duncan, Beverly (1955). A methodological analysis of segregation indexes. *American sociological review*, 20(2), S.210-217.
- England, Paula (1989). A Feminist Critique of Rational-Choice Theories: Implications for Sociology. *The American Sociologist*, 20(1), S.14-28.

- England, Paula (1992). *Comparable Worth. Theories and Evidence*. New York: Aldine de Gruyter.
- England, Paula (2010). The gender revolution uneven and stalled. *Gender & Society*, 24(2), S.149-166.
- Hausmann, Ann-Christin, Kleinert, Corinna & Leuze, Kathrin (2015). Entwertung von Frauenberufen oder Entwertung von Frauen im Beruf?. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 67(2), S.217-242.
- Heintz, Bettina (Hrsg.) (2001). *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heintz, Bettina, Nadai, Eva & Fischer, Regula (1997). *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt am Main–New York: Campus.
- Karlin, Carolyn Aman, England, Paula & Richardson, Mary (2002). Why do “Women’s jobs” have low pay for their educational level?. *Gender Issues*, 20(4), S.3-22.
- Levanon, Asaf, England, Paula & Allison, Paul (2009). Occupational Feminization and Pay: Assessing Causal Dynamics Using 1950-2000 Census Data. *Social Forces*, 88(2), S.865-892.
- Liebeskind, Uta (2004). Arbeitsmarktsegregation und Einkommen - vom Wert "weiblicher" Arbeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56 (4), S.630-652.
- Reskin, Barbara F. & Roos, Patricia A. (1990). *Job Queues, Gender Queues. Explaining Women's Inroad into Male Occupations*. Philadelphia: Temple University Press.
- Ridgeway, Cecilia L. (2001). Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechterungleichheit in der Arbeitswelt. In Bettina Heintz (Hrsg.). *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie* (S.250-275). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Snyder, David & Hudis, Paula M. (1976). Occupational income and the effects of minority competition and segregation: a reanalysis and some new evidence. *American Sociological Review*, S.209-234.
- Wagner, Gert G., Göbel, Jan, Krause, Peter, Pischner, Rainer & Sieber, Ingo (2008). Das Sozio-oekonomische Panel (SOEP): Multidisziplinäres Haushaltspanel und Kohortenstudie für Deutschland–Eine Einführung (für neue Datennutzer) mit einem Ausblick (für erfahrene Anwender). *AStA Wirtschafts- und Sozialstatistisches Archiv*, 2(4), S.301-328.

## 6.2 Quellen

- „SOEP-Datenbeschreibung soep.v30.“ Abgerufen von [http://www.diw.de/de/diw\\_01.c.504352.de/soep\\_v30.html](http://www.diw.de/de/diw_01.c.504352.de/soep_v30.html) [26.02.2016].
- „Klassifikation der Berufe 1992 (Statistisches Bundesamt).“ Abgerufen von [https://www.destatis.de/DE/Methoden/Klassifikationen/Berufe/klassifikationkldb92\\_4st.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Methoden/Klassifikationen/Berufe/klassifikationkldb92_4st.pdf?__blob=publicationFile) [26.02.2016].
- „Verbraucherpreisindex (Statistisches Bundesamt).“ Abgerufen von <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/Preise/Verbraucherpreisindizes/Methoden/verbraucherpreisindex.html> [26.02.2016] und [https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Preise/Verbraucherpreise/VerbraucherpreisindexLangeReihenPDF\\_5611103.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Preise/Verbraucherpreise/VerbraucherpreisindexLangeReihenPDF_5611103.pdf?__blob=publicationFile) [26.02.2016].
- „Arbeitslosenquote (Statistisches Bundesamt).“ Abgerufen von <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Arbeitsmarkt/lrab001.html> [26.02.2016].
- „Bruttoinlandsprodukt (Statistisches Bundesamt).“ Abgerufen von [https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/VGR/Inlandsprodukt/Tabellen/BruttoinlandVierteljahresdaten\\_pdf.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/VGR/Inlandsprodukt/Tabellen/BruttoinlandVierteljahresdaten_pdf.pdf?__blob=publicationFile) [26.02.2016].

Datenquelle: Sozio-oekonomisches Panel (SOEP), Daten für die Jahre 1984-2013, Version 30, SOEP, 2015, doi:10.5684/soep.v30.

## Prolog:

### *Die textuelle Repräsentation des Todes von Mensch und Tier*

Bei den folgenden beiden Texten handelt es sich um die Ergebnisse zweier empirischer Forschungsarbeiten, welche im Rahmen unserer Bachelorabschlussprüfungen angefertigt wurden.

Die fachliche Betreuung übernahm in beiden Fällen Dr. Frank Oberzaucher, der uns in seinem Seminar "Tod und Sterben" zu einer spezifisch soziologischen Beschäftigung mit dem Thema Tod angeregt hatte.

Methodisch orientieren sich die Arbeiten vor allem an den Vorgaben der Ethnomethodologie, die dem Spektrum der qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung zuzuordnen ist. Verbunden mit der thematischen Nähe von Tod bei Tieren und Erinnerungspraktiken trauernder Verstorbener legt dies eine vergleichende Betrachtung der Texte nahe. Da sich die Ethnomethodologie bewusst gegen eine Kanonisierung methodischer Regeln gesträubt hat, sind in unserer Herangehensweise an die jeweiligen Untersuchungen auch einige Unterschiede auszumachen. In der Arbeit *"Tote Tiere und lebendige Texte: Textanalytische Betrachtung der Repräsentation toter Tiere in Schriftstücken"* (Edith Aull) werden mit dem Konzept der *Kontraststrukturen* und *Kontinuumsachsen* Unterschiede zwischen den einzelnen Artefakten herausgearbeitet, während in der Analyse *"Den Tod anzeigen - eine Untersuchung der sozialen Konstruktion von Erinnerung anhand von Todesanzeigen und Grabsteinen"* (Felix Schauer) die ethnomethodologische Kardinalfrage nach der Genese der gesellschaftlichen Produktion von Wirklichkeit noch stärker in den Mittelpunkt gerückt wird.

Vergleicht man die zentralen Ergebnisse beider Arbeiten, so fällt auf, dass der Tod sowohl von Menschen als auch von Tieren äußerst vielfältig repräsentiert und erinnert werden kann. Diese Differenzen entstehen im Fall von Menschen unter ande-

rem aus den unterschiedlichen Blickwinkeln der Angehörigen des Toten – von Arbeitskollegen bis zur engeren Familie – und auch durch die gesellschaftliche Stellung des Verstorbenen, sein Alter und seine Todesumstände. Bei Tieren lässt sich die Heterogenität der Darstellung dagegen durch einen grundsätzlich ambivalenten Umgang des Menschen mit (dem Tod von) Tieren, der sich je nach dem menschlichen Verhältnis zum Tier sehr unterscheiden kann, erklären.

Felix Schauer

## Den Tod anzeigen

*Eine Untersuchung der sozialen Konstruktion von Erinnerung anhand von Todesanzeigen und Grabsteinen*

---

Zum Autor

*Felix Schauer studierte von 2012 bis 2016 Soziologie und Geschichte in Konstanz und Paris und absolviert momentan einen Master in Oxford. Seine Interessen liegen vor allem auf den Feldern der qualitativen Methodik, des Wohlfahrtsstaates und der politischen Soziologie.*

---

***Abstract***

Das Gedenken an einen verstorbenen Angehörigen mag wie eine rein individuelle Angelegenheit erscheinen. Doch Trauerfeiern wie die Beerdigung eines Verstorbenen, deren Ankündigung durch eine Todesanzeige oder die Gestaltung des Grabsteins sind in vielerlei Hinsicht sozial vorgeprägt. Die vorliegende Arbeit widmet sich der Untersuchung von Todesanzeigen und Grabsteinen, wobei die für das Verstehen dieser Artefakte eingesetzten (und sozial legitimierten) Instrumente der Gesellschaftsmitglieder analysiert werden sollen. Um ein Gedenken anzustoßen, verwenden die Hinterbliebenen spezifische Kommunikationstechniken, die es hier darzustellen gilt.

## 1 Einleitung und Forschungsfrage

Das wichtigste schien mir, als bravem Durkheimianer und Halbwachs-Studenten, festzustellen, wie die *mémoire collective* produziert wird. Das scheint mir eine der wichtigsten Funktionen kommunikativer Interaktion zu sein.

- Thomas Luckmann<sup>1</sup>

Diese Arbeit ist im Kontext eines Seminars zum Thema „Tod und Sterben“ entstanden. Sie versucht auf der Basis der qualitativen Methodik und insbesondere der Ethnomethodologie, die Art und Weise der Erinnerung an Verstorbene vonseiten der Gesellschaftsmitglieder zu hinterfragen und die Herstellungsmechanismen kollektiver Sinnhorizonte zu offenbaren. Der Methodik der Ethnomethodologie nach lässt sich die Welt nicht als ein abgeschlossener Raum begreifen, der objektiv gegeben ist. Vielmehr wird sie durch die Handlungen (und Nicht-Handlungen) aller Subjekte stetig neu produziert. In der vorliegenden Arbeit soll die sprachliche Zusammensetzung von Todesanzeigen und Grabsteinen genauer untersucht werden, um letztlich herauszufinden, wodurch sich Erinnerung und Trauer nach einem Todesfall auszeichnen. Denn Gesellschaftsmitglieder bedienen sich vor allem auch ihrer Sprache, um eine Legitimierung dessen vorzunehmen, was sie (sich und anderen) mitteilen möchten, für wirklich oder für unwirklich halten.

Um diesem ethnomethodologischen Ansatz gerecht zu werden, bilden drei Todesanzeigen und zwei Grabsteine die empirische Grundlage der Arbeit. Eine detaillierte Untersuchung derselben soll letztlich die Beantwortung der Forschungsfrage ermöglichen und dabei den Betrachter, beziehungsweise die Betrachterin, in grundlegende Kommunikationsprinzipien einführen, die in diesem Zusammenhang eine entscheidende Rolle spielen. Die Arbeit fragt also danach, wie das Verständnis von Todesanzeigen und Grabsteinen von ihren Verfassern erzeugt wird und damit indirekt auch danach, wie sich eine Wirklichkeit nach dem Tod realisieren lässt.

Harold Garfinkel bewies mittels sogenannter „Krisenexperimente“ die vermeintlich feste Struktur und Indexikalität alltäglicher Interaktion, indem er bewusst eine Störung im Interaktionsablauf von Personen zu erzeugen versuchte, um anschließend

---

<sup>1</sup> (Ayaß et al, 2012, S. 30).

anhand der Reaktion der Beteiligten die Herstellungsprinzipien sozialer Wirklichkeit im jeweiligen Kontext sichtbar zu machen (vgl. Garfinkel, 1964, S. 229 f).<sup>2</sup> Es gäbe einige Argumente dafür, den Tod als die absolute und ultimative Störung des Lebens anzusehen – eine der Methodik dieser Arbeit entsprechende Begründung würde darauf hinauslaufen, dass nach der Theorie der Ethnomethodologie bereits „Sein“ ein von Entscheidungen geprägter Akt ist, und dadurch der Tod, das „Nichtsein“, ein erstmaliges, absolutes Ausbleiben dieser Handlungsalternativen bedeutet.<sup>3</sup> In diesem Sinne ist eine Analyse der formalen Herstellungsmethoden sozialer Wirklichkeit gerade im Kontext des Sterbens von höchster Bedeutung und Erklärungskraft, da Menschen sich hier vor eine extreme zu bewältigende Herausforderung gestellt sehen.

## **2 Todesanzeigen und Grabsteine – Relikte der Vergangenheit?**

Welche Relevanz besitzt heute eine Analyse vermeintlich veralteter medialer Artefakte, wie Todesanzeigen oder Grabsteinen, wo der gesellschaftliche Einfluss neuer Technologien wie dem Internet nicht zu leugnen ist? Der folgende Abschnitt möchte verdeutlichen, aus welchen Gründen eine Betrachtung derselben auch in der heutigen Zeit noch sinnvoll ist und welcher analytische Wert sich aus der Analyse dieser Objekte ergibt.

Die letzten Jahrzehnte waren geprägt von einer deutlichen Veränderung der Nutzungsgewohnheiten von Massenmedien. Das klassische Format der Zeitung ist im Wandel begriffen, da viele Nutzer die medial hochwertig aufbereiteten, ständig aktualisierten Versionen von Nachrichten-Websites einer Printausgabe vorziehen

---

<sup>2</sup> Bei solchen *Krisenexperimenten* wird versucht, eine Art von Störung oder Konfusion in der Interaktion zu erzeugen, um gesellschaftliche Konversationsmuster zu offenbaren. So kann etwa die einem Fremden (der eventuell in seinem phänotypischen Erscheinungsbild als solcher wahrgenommen wird) gestellte Frage „Woher kommst du?“ mit „Aus dem Garten“ beantwortet werden, was dem gesellschaftlich produzierten Sinn zuwiderläuft. Dies verweist auf jene Regeln sozialen Handelns, die für Garfinkel universell gültig sind.

<sup>3</sup> Allerdings muss beachtet werden, dass eine „Störung“ per definitionem nur als solche entstehen kann, wenn die an der Interaktion Beteiligten sich auch irritieren *lassen* (vgl. Bergmann, 2012, S. 4) – demnach wäre der Tod nicht zwangsläufig und generell als „Störung“ unseres Seins anzusehen. Die heftigen Reaktionen vieler Menschen auf das Sterben und den Tod scheinen gleichwohl ein solches Verständnis zu legitimieren, vgl. auch Bergmanns Ausführung zum Charakter der „Katastrophe“ im Kontext der Störung (ebd.: S. 16 f.).

(vgl. Heng & Walter, 2008, S. 38). Während also die Auflagen von Zeitungen im Schwinden begriffen sind, ist ein zunehmender Einfluss des Internets – auch auf andere Medienformen – bemerkbar (vgl. Kaumanns, Siegenheim & Sjurts, 2008, S. 6). Das Internet nimmt anderen Medien wie dem Fernsehen deren bisherige Privilegien und bietet eine komfortablere Nutzung sehr verschiedener Angebote. Dies beeinflusst auch den Umgang mit der Todesproblematik und bietet beispielsweise auf dem Feld der Todesanzeigen einen neuen Markt.<sup>4</sup> Auch Rituale wie das Begräbnis und die Darstellung Verstorbener auf Grabsteinen werden von einer solchen medialen Veränderung beeinflusst, wobei ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem gruppenspezifischen, vormodernen Ritual in der heutigen, auf das Individuum zentrierten Gestaltung desselben liegt (vgl. Schiefer, 2007, S. 291). Es geht im modernen Ritual mehr um die „psychosoziale Rekonstruktion der Selbst-Identität“ (ebd.). Demnach legen viele Menschen heute auch im Kontext der Beerdigung großen Wert auf die eigene Persönlichkeitsentwicklung und Identitätsformung. Von einem Funktionsverlust des Rituals könne somit keine Rede sein, wohl aber von einem Wandel (vgl. ebd.)

Für die (bleibende) Aktualität der hier zu untersuchenden Artefakte, trotz der weitreichenden Veränderungen der Kommunikation um Trauer und Tod, gibt es vor allem zwei Gründe: Zum einen führt eine Einführung neuer Technologien auf dem Markt der Medien bislang doch keinesfalls dazu, dass das Althergebrachte vollständig verworfen würde. Niklas Luhmann äußerte sich in diesem Zusammenhang folgendermaßen: „Sie [gemeint sind die technischen Innovationen wie das Internet, Anmerkung des Verfassers] werden sich neben Massenmedien wie Tageszeitungen oder auch das Fernsehen setzen, sie jedoch nicht verdrängen. [...] Die Schrift hat die mündliche Weitergabe nicht verdrängt und die Presse auch nicht den Brief“ (Laurin, 2008). Es wird also aller Voraussicht nach auch in der Zukunft noch Todesanzeigen und Grabsteine geben. Zum zweiten würde selbst eine Revolution auf dem Feld der medialen und kommunikativen Praktiken nicht dazu führen, dass die kommunikativen Muster der Sinnherstellung und –explikation, nach welchen unser Zusammenleben gemäß der Theorie der Ethnomethodologie funktioniert (siehe

---

<sup>4</sup> Die Süddeutsche Zeitung etwa bietet mittlerweile auch die Möglichkeit an, online auf bereits veröffentlichte Todesanzeigen zuzugreifen und diese nach Stichwörtern zu durchsuchen, vgl. <http://trauer.sueddeutsche.de>.

Punkt 3.1), grundsätzlich außer Kraft gesetzt würden. Auch wenn sich also die gesellschaftliche Verständigung über die Funktionsweise und Legitimation von Gedenken und Trauerkultur ändert, wird sich die Art und Weise der Funktion von Sinnvermittlung und kommunikativer Erinnerung nicht grundsätzlich verwerfen lassen. Die Spezifität der Sprache als einer kontextabhängigen (indexikalen) Kommunikationsform zieht für diese Untersuchung nach sich, in die Analyse der Anzeigen nicht nur den Anzeigentext, sondern insbesondere auch den Kontext der Anzeige beziehungsweise den Charakter dieser kommunikativen Gattung miteinzubeziehen. Dieses Vorgehen aber würde sich im Rahmen einer ethnomethodologischen Analyse nicht verändern, wenn der Untersuchungsgegenstand ein anderer (etwa eine andere Textform) wäre.<sup>3</sup> Theoretischer Rahmen und Forschungsdesign

## **2.1 Methodik der Ethnomethodologie**

Im Folgenden soll die der Untersuchung zugrundeliegende Methodik erläutert werden. Dabei wird eingangs auf den Entstehungskontext der Ethnomethodologie eingegangen (3.1), bevor deren eigentlicher Charakter und ihre Anforderungen an die Analyse aufgezeigt werden (3.2).

Die nachfolgende Analyse wird sich in ihrer Vorgehensweise an diesen Ausführungen orientieren.

Die Ethnomethodologie ist in ihren Ursprüngen vor allem mit dem Namen Harold Garfinkel verbunden, der sich mit diesem Konzept von seinem Mentor Talcott Parsons und dessen Antwort auf die soziologische Kardinalfrage, wie soziale Ordnung möglich sei, abzugrenzen versuchte. Parsons hatte ein stark normativ geprägtes Modell der Wirklichkeitsentstehung beziehungsweise der Realität sozialen Handelns propagiert, nach welchem sich objektiv wahrnehmbare Wirklichkeit vor allem aus der strukturellen Funktionsteilung der Gesellschaft ergäbe (vgl. Bergmann, 1988, S. 18). Dieser Idee nach orientieren sich alle Menschen an bereits vorhandenen, kulturellen Wertekontexten, die den Alltag der Menschen gewissermaßen vorstrukturieren. Parsons unterstellt hiermit im Hinblick auf Normen, Werte und Situationsdefinitionen einen „kognitiven Konsens“ unter den Handelnden, der nach der Meinung Garfinkels nicht gegeben ist (ebd.). Garfinkel sah die Menschen in diesem Modell zu „judgemental dopes“ (Garfinkel, 1967, S. 66) degradiert, denen jede

Möglichkeit zur eigenen Handlungsinitiative abhanden kommt, weil sie sich nur innerhalb der vorgegebenen Strukturen bewegen können und sich somit gewissermaßen passiv den Funktionsweisen der Gesellschaft und ihrer Hervorbringung unterwerfen (müssen).<sup>5</sup>

Er orientierte sich damit an bereits bestehenden Ideen von Alfred Schütz, dessen Vorstellungen einer subjektiv hervorgebrachten Lebensweltkonstitution zuvor auf wenig Resonanz gestoßen waren und vor allem bei Talcott Parsons selbst keine Anerkennung gefunden hatten (vgl. Bergmann, 1988, S. 16). Während Schütz mit seinen phänomenologischen Lebensweltanalysen das Ziel verfolgte, die Handlungstheorie Max Webers philosophisch zu begründen, wollte Garfinkel empirische Soziologie betreiben und sich vom Parsons'schen motivationalen Erklärungsansatz für die Stabilität sozialer Beziehungen lösen, um diese stattdessen auf der kognitiven Ebene zu erklären: Handelnde müssen sich erst auf eine gemeinsame Weltsicht verständigen, um ihre Interaktionen aufeinander abstimmen zu können (vgl. Eberle, 1997, S. 247).<sup>6</sup>

Wirklichkeit konstituiert sich demnach in praktischen Alltagshandlungen (vgl. Bergmann, 1988, S. 25), und jede Handlungsentscheidung stellt eine Auswahl aus einer Vielzahl denkbarer Optionen dar. Jedes Gesellschaftsmitglied sieht sich ständig der Frage „What to do next“ ausgesetzt (vgl. Garfinkel, 1967, S. 12). Dieses Problem des permanenten Entscheidungsdrucks löst der am Alltag Teilnehmende, indem er aus dem großen Set der Handlungsmöglichkeiten pragmatisch auswählt und nicht etwa bei jeder Aktion philosophische Abwägungen vornimmt, was ihm schon aufgrund der Zeitknappheit gar nicht möglich ist (vgl. Strübing, 2013, S. 166).

Damit war für Garfinkel auch die Frage verbunden, wie Menschen zu ihren Ansichten über die Intentionen ihrer Interaktionspartner gelangen. In diesem Zusammenhang ist zunächst die Kontextgebundenheit von Äußerungen, die sogenannte Indexikalität, von Interesse. Jede sprachliche Äußerung und jede Handlung abseits der Sprache ist in einen bestimmten Kontext eingebunden, innerhalb welchem der ge-

---

<sup>5</sup> Vgl. hierzu auch (Bergmann, 1988, S. 20), der den deutschen Begriff „Beurteilungstrottel“ benutzt.

<sup>6</sup> Für eine detailliertere Diskussion der Theorie des Zustandekommens von Gesellschaft nach Parsons im Kontext der Ethnomethodologie siehe (Heritage, 2003, S. 7-36).

samte Satz Sinn ergibt. Ein Hörer muss auf den Kontext der Redesituation zugreifen, um die situationsabhängigen Referenzmittel – und somit den Sinn der Äußerung – bestimmen zu können (vgl. Bergmann, 1988, S. 34). Das bedeutet, dass die meisten Äußerungen inhaltsleer und mehr oder weniger stark kontextgebunden sind, also über keinen oder nur geringen faktischen beziehungsweise empirischen Gehalt verfügen.<sup>7</sup> Die Indexikalität von Äußerungen ist für die auf Eindeutigkeit bedachte Wissenschaft ein Ärgernis, für die Alltagskommunikation bewirkt sie laut Garfinkel aber gerade die sinnhafte Strukturierung von Gesprächen. Bergmann formuliert diesen Gedanken folgendermaßen:

Die Ethnomethodologie geht davon aus, daß im umgangssprachlichen Interaktionsgeschehen die strukturelle Sinnungewißheit von Äußerungen eine konstitutive Bedingung für Sinnungewißheit, also für sinnhaftes Erleben und Handeln, ist. (Ebd., S. 40)

Wie bereits erwähnt, wurde dieser paradox anmutende Sachverhalt von Garfinkel selbst und seinen Studenten in den sogenannten Krisenexperimenten hervorgehoben), in welchen die Studenten versuchten, die Konversationsteilnehmer zur Präzisierung ihrer Aussagen zu bewegen.<sup>8</sup> Dies taten sie gerade in Situationen, die im Alltag im Allgemeinen als eindeutig empfunden werden, für die aber besonders stark auf indexikale Ausdrücke zurückgegriffen wird, wie etwa bei der Frage „Wie geht es dir?“<sup>9</sup>

*(V = Versuchsperson, E: Experimentierender)*

*(V) (Die Versuchsperson winkte freundlich.) Na, wie geht's dir, alles schick?*

*(E) Wie geht's mir in Bezug worauf? Körperlich oder psychisch? Finanziell oder beruflich? Schick bezogen auf meine Kleidung oder auf meine Frisur?*

*(V) (zunehmend rot im Gesicht und plötzlich außer Kontrolle.) Hey!? Ich versuche einfach nur, höflich zu sein. Ehrlich gesagt, ist es mir verdammt egal, wie es dir geht.*

---

<sup>7</sup> Zu sehen ist das etwa in der Äußerung *Gestern war es warm*. Ohne die Einbettung in einen Kontext ist nicht klar, auf welchen Zeitpunkt sich dieser Satz bezieht - *gestern* macht nur dann Sinn, wenn definiert wurde, was (beziehungsweise welches Datum) *heute* ist. Gleiches gilt für das Wort *es*: Es kann die Außentemperatur genauso wie Essen, eine Flüssigkeit, ein Gegenstand et cetera gemeint sein.

<sup>8</sup> Vgl. die Einleitung dieser Arbeit, Seite 1.

<sup>9</sup> Vgl. <http://soziologieblog.hypotheses.org/864>.

Anhand dieses Beispiels wird schnell deutlich, dass die im Allgemeinen oft als exakt und eindeutig wahrgenommene Sprache ein im Grunde genommen indifferentes Zeichensystem ist, welches eben die soziale Kompetenz seiner Benutzer benötigt, um *sinnvoll* zu sein. Der Sinn ist also nicht bereits im Vordergrund eines Gesprächs, einer Handlung et cetera vorhanden, sondern er konstituiert sich im Hintergrund im Zuge eines Aushandlungsprozesses zwischen den Interagierenden. Ohne diesen Aushandlungsprozess, ohne den vorhandenen Kontext des Gesagten aber würde unsere Kommunikation nicht funktionieren, da sie vorläufig, ungenau und unvollständig, also rudimentär erscheinen würde.

Die Erklärung für dieses Phänomen der Handlungsstrukturierung durch rudimentäre Erläuterung geht aus dem Charakter sogenannten „accounts“ hervor: Für Garfinkel sind Handlung und Erklärung des Handelns identisch (vgl. Abels, 2007, S. 140). Das bedeutet, dass sich Kommunikationsteilnehmer gewissermaßen auf zwei Ebenen austauschen, die untrennbar miteinander verbunden sind, nämlich auf der Ebene der Sprache und der des Kontextes. Weil im Idealfall beide Sprecher den Kontext ihrer Redesituation kennen beziehungsweise beide davon ausgehen, dass der andere den Kontext kennt, können sie das Gesagte in einen Sinnhorizont einordnen, also die geäußerten Worte aufgrund des Kontextes verstehen und umgekehrt. Aus diesem Grund muss der Handelnde (beziehungsweise der Sprecher) selbst seine Handlung, respektive den Sinn seiner Worte, nicht erklären.

## **2.2 Kategorisierungsanalyse**

Eine Erweiterung des bisher erläuterten methodischen Konzepts der Ethnomethodologie geschieht durch die Prinzipien der Kategorisierungsanalyse (Membership Categorization Analysis, MCA). Ihr geht es um die von Akteuren zur Sinnexplikation beziehungsweise Sinndeutung verwendeten Kategorien und deren (natürliches) Verständnis, sie hinterfragt also die Funktionsweise der alltäglichen Verständigung und knüpft direkt an das unter Punkt 3.1 geschilderte Problem der Indexikalität und das Account-Konzept an. Dem von Harvey Sacks geprägten Verfahren liegt das Prinzip zugrunde, dass Akteure ihre Beiträge weitestgehend ähnlich auffassen und sogenannte „membership categorization devices“ einsetzen (vgl. Dausendschön-

Gay & Oberzaucher, 2014, S. 346). Die Funktionsweise dieser Instrumente wird im Folgenden dargestellt.

Bei der kategorisierungsanalytischen Untersuchung nach Sacks sind zwei Analysevorgänge zu unterscheiden: Zunächst soll die Betrachterin/der Betrachter des Textes sein Alltagsverständnis zur dargelegten Situation schildern. Im darauffolgenden zweiten Schritt werden die Instrumente bestimmt, die dieses Verständnis ermöglichen (vgl. Eglin & Hester, 1997, S. 15). Hier ist darauf zu achten, dass nur durch eine bewusste Problematisierung des unterstellten Sinnes das Zustandekommen bestimmter Kategorien geklärt werden kann. Für diesen Analysevorgang muss eine Kategorie aus ihrem Kontext (indem sie Sinn macht) herausgenommen, und in Bezug auf alternative Lesarten untersucht werden (vgl. ebd.). Gemäß der Definition von Sacks sind Kategorien Klassifikationen, die zur Beschreibung von Personen eingesetzt werden (vgl. Sacks, 1989, S. 332). Solche Kategorien können personen- oder sachbezogen („Politiker“ oder „Haus“) und mehr oder weniger abstrakt („das Rechtssystem“) sein.

Kategorien lassen sich nun zu Kollektionen zusammenfassen (vgl. ebd.: S. 332 f.). Die grundlegende Idee dabei ist, dass einige Kategorien vernünftigerweise aufeinander bezogen werden. So besteht etwa die Kollektion der Familie aus den Kategorien „Vater“, „Mutter“, „Tochter“ et cetera, nicht aber aus den Kategorien „Trompetenspieler“ oder „Marxist“, obwohl diese grundsätzlich auf einige der bezeichneten Personen zutreffen könnten (vgl. Eglin & Hester, 1997, S. 4). Bei der Bildung von Kollektionen kann außerdem zwischen „Responsibility“- und „Knowledge“-Kollektionen unterschieden werden: In die erste Kategorie könnte man Ehemann und –frau zählen, da beide typischerweise gegenseitige Verpflichtungen eingehen. Knowledge-Kollektionen zeichnen sich durch eine Wissensdifferenz aus, wie etwa zwischen einem Arzt und dessen Patienten (vgl. Wolff, 2006, S. 261).

Bei der Nennung von Mitgliedern einer Kollektion ist weiterhin zu beachten, dass diese als Einheit betrachtet werden, sodass nach der Beschreibung einer einzelnen Kategorie Schlussfolgerungen für den Rest der Kollektion gezogen werden können (vgl. Dausendschön-Gay & Oberzaucher, 2014, S. 349). Des Weiteren laufen zuerst angeführte Tätigkeiten auch vor den danach genannten ab (vgl. Wolff, 2006, S. 262).

Sacks hatte ferner zwei Anwendungsregeln für die Kategorisierung von Teilnehmern formuliert. Die Konsistenzregel besagt, dass die Zuweisung eines Teilnehmers zu einer Kollektion ausreicht, um die darauffolgend genannten Teilnehmer ebenfalls dieser Kollektion zuzuordnen. Im nachfolgenden, klassischen Beispiel wird also das Kind auf die danach genannte Mutter bezogen und beide Personen werden derselben Kollektion „Familie“ zugeordnet, ohne dass dieser Bezug explizit gemacht werden müsste (vgl. Sacks, 1989, S. 333):

*The baby cried. The mommy picked it up*

Weiterhin findet hier die Ökonomieregel Anwendung, nach welcher *eine* Kategorie zur Kennzeichnung einer Person ausreicht. Im vorliegenden Beispiel etwa könnte die Mutter auch Pianistin, Malerin oder Autofahrerin sein, was für die erzählte Geschichte aber irrelevant ist, weil diese primär von der Paarbeziehung handelt (vgl. ebd.). Eine weitere Spezifität der Kategorisierungsanalyse ist die sogenannte „Pn-adequacy“. Die Kategorien einer Kollektion, die als „Pn-adequate“ bezeichnet werden, können jede undefinierte Population betreffen, wie etwa das Alter und das Geschlecht. Jede unbestimmte Person kann zur Kollektion „Geschlecht“ gerechnet werden, wohingegen etwa die Kategorien „Stürmer“ oder „Mittelfeldspieler“ nur auf Angehörige der Kollektion „Fußballmannschaft“ zutreffen können, nicht aber auf jede beliebige Person (vgl. Schegloff, 2011, S. 26).

In Sacks Studie „the search for help“ ging es um selbstmordgefährdete Personen, die einem Berater am Telefon ihre Einsamkeit schilderten. In solchen Situationen, in denen man Ärger hat, gibt es Leute, an die man sich wenden darf (oder sogar sollte), und solche, an die man sich nicht wenden darf. Sacks nannte diese zwei Klassen von Personen „Rp“ und „Ri“, kurz für „Relation proper“ und „Relation improper“ (vgl. ebd.: S. 23). Sacks fand zudem heraus, dass bestimmte Aktivitäten untrennbar mit bestimmten Personen verbunden sind und umgekehrt, dass es also sogenannte „category-bound activities“ gibt (vgl. Sacks, 1989, S. 335).

Im Folgenden soll aufgezeigt werden, welche Folgen die obigen Ausführungen zur zugrundeliegenden Methodik für die konkrete Analyse der Anzeigen beziehungsweise Grabsteine haben (3.3) und was sie für die Auswahl derselben bedeuten (3.4).

### 2.3 Anlage der Untersuchung

Zunächst wird eine Bearbeitung der in der Analyse beleuchteten Textstücke (also etwa eine Paraphrasierung oder Kodierung) vermieden, weil das dem Charakter von Texten als natürlichen Daten widersprechen würde (vgl. Wolff, 2006, S. 257). Der für den Betrachter beziehungsweise die Betrachterin einer Anzeige wichtige Grundsatz der Kategorisierungsanalyse, ein Textstück zunächst aus der Alltagsperspektive heraus zu betrachten, soll hier konsequent umgesetzt werden. Die Analyse beginnt auf dem Feld der Todesanzeigen beim Rahmen der Anzeige, und geht über den Namen des Verstorbenen und seinen persönlichen Daten zu allen weiteren Inhalten über, wie dem Trauertext, der Ehrung oder Würdigung des Toten, der verwendeten Symbolik, dem Foto, der Gefühlsäußerung und den Hinweisen organisatorischer Art zur Trauerfeier, um nur die geläufigsten Inhalte anzuführen (vgl. Möller, 2009, S. 84-128).

Die Alltagswahrnehmung des Betrachters wird dann im zweiten Schritt mit alternativen Lesarten kontrastiert, es werden also andere Möglichkeiten der Interpretation geprüft beziehungsweise die Textelemente unterschiedlichen Kontexten zugeordnet, wodurch sich der Sinn der jeweiligen Abschnitte verändert. Durch dieses Verfahren treten die Prinzipien der Alltagskommunikation zutage, was wiederum hilft, die Frage nach der Funktionsweise der Erinnerung bestimmter Textstücke zu beantworten. An diesem Schritt expliziert die Betrachterin beziehungsweise der Betrachter der Anzeige außerdem die erkennbaren Kategorisierungen, mittels derer das Verständnis der Anzeige entscheidend beeinflusst wird. Dem Leser hilft die Zuordnung einer Person zu einer Kategorie letztendlich, durch die Herstellung von Inferenzen und die Zuschreibung von Sinn die Identität der beschriebenen Person zu klären (vgl. Dausendschön-Gay & Oberzaucher, 2014, S. 350). Die Verwendung einer spezifischen Kategorie aus einer Fülle von Möglichkeiten heraus zeigt an, was für die Interagierenden *in situ* relevant ist (vgl. Eberle, 1997, S. 251). Das macht die Anzeigen und Grabsteine als Analyseobjekte besonders interessant, da hier nur sehr wenig Raum zur Verfügung steht, um ein Gedenken des beziehungsweise der Verstorbenen zu konstituieren und somit neben der Zeitknappheit (siehe S. 11) auch die kleinräumige Beschaffenheit des Grabsteins und der Anzeige die Verfasser zu

pragmatischen Lösungen und einer Beschränkung auf das (für sie) wirklich Relevante zwingen.

## 2.4 Sampling

Die Auswahl der hier präsentierten Todesanzeigen und Grabsteine erfolgte im Sinne der minimalen und maximalen Kontrastierung. Dieses Vorgehen entstammt originär der Grounded Theory, weswegen sich der Sinn dieses Auswahlverfahrens im Kontext der Ethnomethodologie nicht auf den ersten Blick ergibt, da selbige wie eingangs erläutert auf einen starren Regelkanon verzichtet. Im Allgemeinen ist ein Sampling daher vonnöten, weil in der Regel keine Vollerhebung der Grundgesamtheit durchgeführt werden kann (vgl. Przyborski, 2010, S. 174). Im Rahmen der vorliegenden Arbeit etwa kann keine Analyse sämtlicher Anzeigen aus einem bestimmten Zeitraum erfolgen. Die Maxime einer gründlichen Untersuchung des einzubeziehenden Materials erlaubt es nicht, noch zusätzlich eine große Materialfülle zu berücksichtigen (vgl. Wolff, 2006: S. 257).<sup>10</sup>

Im Zuge des theoretical sampling ist es das Ziel, über die Methode der minimalen und maximalen Kontrastierung von Fällen zu einer letztendlich „gesättigten“ Theorie zu gelangen (Glaser & Strauss, 1998, S. 64).<sup>11</sup> Die Fragestellung in dieser Arbeit soll demnach beantwortet werden, indem vor allem auf eine möglichst große Variabilität der Artefakte geachtet wird – eine tiefergehende Analyse möglichst gleicher Anzeigen wäre zwar dem Prinzip nach ebenfalls geboten, um die Tauglichkeit entwickelter Theorien zu prüfen, kann hier wie erläutert aber nicht in seinem idealen Umfang erfolgen.

Wenn die Artefakte eine möglichst große Spannweite (Variabilität) hinsichtlich ihrer Machart abbilden, kann die Forschungsfrage schlussendlich beantwortet werden, ohne dem Charakter einer Fallstudie verhaftet zu bleiben.<sup>12</sup> Die vorliegende

---

<sup>10</sup> Diese Vorgehensweise ist originär konversationsanalytisch durch die Maxime „order at all points“ legitimiert, (vgl. Bergmann, 2010, S. 266 f.).

<sup>11</sup> Allerdings muss hier angemerkt werden, dass dieses Vorgehen ein Idealbild darstellt, welchem in dieser Arbeit nur in Ansätzen entsprochen werden konnte – alleine schon deshalb, weil es hier nicht um die Konzeptentwicklung im Sinne der Grounded Theory geht, sondern um die Offenbarung der generativen Prinzipien postmortaler Trauerpraktiken.

<sup>12</sup> Für eine Fallstudie müsste aus methodologischer Sicht gerechtfertigt werden, weshalb der ausgewählte Fall – und nur dieser – ausgewählt wurde, da hier eine hohe Repräsentativität desselben angestrebt wird (vgl. Flick, 2011, S. 178).

Arbeit hat den Anspruch, durch die Beschreibung von Momentaufnahmen möglichst unterschiedlicher Art das Feld und seine Spannbreite auszuloten und insofern eine höhere Konsistenz und Evidenz der Untersuchungsergebnisse zu gewährleisten.

### **3 Analyse der Artefakte**

#### **3.1 Analyse der Todesanzeige von Hans Weiß**

Die erste zu untersuchende Anzeige stammt aus der Süddeutschen Zeitung vom 13. Februar 2015 (Abbildung 1). Im Hinblick auf das Alltagsverständnis des Betrachters lassen sich dabei mehrere Dinge festhalten. Zunächst fällt die Anzeige auf den ersten Blick nicht aus dem Rahmen dessen, was man bei der Durchsicht deutscher Todesanzeigen als „normal“ bezeichnen würde. Sie verfügt über typische Elemente wie einen schwarzen Trauerrand, die Namensnennung des Verstorbenen, persönliche Daten, den Trauertext der Hinterbliebenen sowie die Auflistung derselben. Außerdem ist auf der rechten Seite ein Farbfoto des Toten, auf der linken ein großes Kreuz zu sehen. Im unteren Teil der Anzeige finden sich Angaben zur Beisetzung, im oberen ist ein Zitat angebracht. Auffallend ist, dass auf eine explizite Trauerkundgebung beziehungsweise –botschaft verzichtet wird. Die Formulierung „In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied“ kann angesichts des außergewöhnlich hohen Alters der Person so verstanden werden, als sei der Tod des Mannes für die Hinterbliebenen bereits zu erwarten gewesen, es handelt sich also nicht um eine Klageformulierung (vgl. Fuchs, 1969, S. 90). Dennoch lässt sich die Anzeige nur aufgrund ihrer formalen Bestandteile als gewöhnlich bezeichnen.

Der Charakter dieser Anzeige zeigt sich erst nach der genaueren Untersuchung der einzelnen Textbestandteile. Der bereits oben erwähnte einleitende Satz weist also gleich auf das hohe Alter des Verstorbenen hin, das direkt unter dem Namen ohnehin Erwähnung findet. Bei der Durchsicht von Todesanzeigen sieht der Leser wohl zuerst auf den Namen, wobei hier der Zusatz „Dr.“ unmittelbar auffällt. Der Name ist hier – wie in der Regel – in besonders großen Lettern mittig platziert. Es wäre also eine naheliegende Lesart, wenn die Betrachterin beziehungsweise der Betrachter der Anzeige die verstorbene Person direkt – und nur aufgrund der Namensnennung mit Titelbezeichnung – in ein spezifisches, intellektuelles Milieu einordnen

würde. Die zugrundeliegende Kategorie wäre dann „Person mit hohem Bildungsgrad“. Eben jene Deutung wird noch verstärkt, wenn der Leser die unterhalb des Namens platzierten Ehrungen beziehungsweise Titel der Person liest. Hier stehen verschiedene hohe Ehrabzeichen beziehungsweise Titelbezeichnungen des Toten, wie „Oberfinanzpräsident a.D.“, „Ehrenbürger der Stadt Schnaittenbach und Holzhammer“, „Träger des Bayerischen Verdienstordens und des Großen Verdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland“.



The obituary notice for Dr. Hans Weiß is enclosed in a black rectangular border. On the left side, there is a large, simple black outline of a cross. To the right of the cross, the text is arranged as follows: a short Latin prayer in italics, followed by a line of German text expressing love and gratitude, then the name 'Dr. Hans Weiß' in a large, bold font. Below the name are his birth and death dates, followed by a list of his titles and honors. To the right of this text is a small, square portrait photograph of an elderly man with white hair, wearing a dark suit and a light-colored tie. Below the portrait, the names of his surviving family members are listed. At the bottom of the notice, the details of the funeral and burial are provided.

Von guten Mächten wunderbar geborgen,  
erwarten wir getrost, was kommen mag.  
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen  
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.  
(Dietrich Bonhoeffer)

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von  
meinem lieben Vater, Schwiegervater, Opa und Onkel

**Dr. Hans Weiß**

\* 20. Mai 1910 † 10. Februar 2015

Oberfinanzpräsident a. D.  
Ehrenbürger der Stadt Schnaittenbach  
und Holzhammer  
Träger des Bayerischen Verdienstordens  
und des Großen Verdienstkreuzes  
der Bundesrepublik Deutschland

München, Schnaittenbach

In liebevoller Erinnerung:  
**Hans Weiß**, Sohn, mit Ehefrau **Sabine  
Andreas** und **Benedikt**, Enkel  
im Namen aller Verwandten

Aussegnung am Freitag, dem 13. Februar 2015 um 17.15 Uhr in Schnaittenbach,  
anschließend Sterberosenkranz.  
Requiem mit anschließender Beerdigung am Samstag, dem 14. Februar 2015 um 11.00 Uhr  
in der Stadtpfarrkirche St. Vitus, Schnaittenbach.

Abbildung 1: Todesanzeige von Hans Weiß (Quelle im Anhang)

Jeder dieser Titel soll aufgrund seiner Nennung als besondere Auszeichnung verstanden werden, im Falle des Bundesverdienstkreuzes handelt es sich um eine offizielle Verdienstausszeichnung der Bundesrepublik Deutschland, die für Leistungen im politischen, wirtschaftlich-sozialen und geistigen Bereich verliehen wird (Henning & Herfurth, 2010, S. 213). Im Sinne der Idee der „category-bound activity“

wäre eine naheliegende und zu erwartende Alltagslesart, Herrn Weiß aufgrund dieses besonderen Verdienstes als ehrbaren und rechtschaffenen Mann anzusehen, da das Bundesverdienstkreuz als herausragender Orden anerkannt ist.<sup>13</sup> Unterstützt wird diese Assoziation noch durch die Reihenfolge der Nennung der Titel, die ein aufsteigendes Prestige suggeriert, das letztgenannte Bundesverdienstkreuz also die (in den Augen der Verfasser) höchste Auszeichnung darstellt. Die Nennung dieser Titel verstärkt die zuvor durch den Dokortitel bewirkte Tendenz der Assoziation von Prestige, Intellekt und Bildung mit der verstorbenen Person noch deutlich. Beim Leser entsteht der Eindruck, dass es sich hier um eine wirklich einflussreiche Person handeln muss, es wird fast schon eine Art Heldenstatus suggeriert. Erreicht wird dieser Effekt dadurch, dass Herr Weiß zunächst im ersten Satz als Familienmitglied (Mitglied der Kollektion Familie) kategorisiert wird („Responsibility-Kollektion“), und erst danach, bei der Auflistung seiner Verdienste, auf eine andere Argumentationsebene gewechselt wird („Knowledge-Kollektion“ gegenüber dem Leser). Gemäß der Ökonomieregel wäre *eine* Kategorisierung eigentlich ausreichend, um Verständnis zu ermöglichen; hier geschieht aber eben eine doppelte Einordnung von Herrn Weiß in einerseits seine Familie und andererseits in ein intellektuelles, prestigeträchtiges Berufsumfeld. Für die Notwendigkeit der Nennung von Lebensleistungen wie dem Erhalt des Bundesverdienstkreuzes oder einer Ehrenbürgerschaft kann das „doing“-Konzept als ethnomethodologische Begründung angesehen werden (vgl. Strübing, 2013, S. 165): Gerade im Todesfall gewinnt das im Leben Erreichte für Außenstehende gemäß dieser Theorie nur Bedeutung, wenn es expliziert wird, wenn also ein Hinweis darauf stattfindet, aufgrund dessen die Wirkmächtigkeit der bereits vollbrachten (also vergangenen) Leistung auch in der Zukunft noch anhält. Ein Betrachter beziehungsweise eine Betrachterin der Anzeige etwa, der oder die Herrn Weiß nicht kennt, wird aufgrund von dessen Ehren-

---

<sup>13</sup> Die „category-bound-activity“ erklärte Sacks mit dem Beispiel, dass bei der Nennung des Begriffes „Baby“ mehr oder weniger unvermittelt die Tätigkeit „Weinen“ assoziiert wird (vgl. Sacks, 1989, S. 335). Der Leser der Titelnennung „Bundesverdienstkreuz“ wird sich demnach das Bild eines besonders ehrbaren Mannes vorstellen, weil er um die Besonderheit dieses Ordens weiß und auch wissen wird, dass diese Auszeichnung für gesellschaftlich besonders wertvolle und im Allgemeinen anerkannte Taten verliehen wird.

bürgerschaft dazu angehalten sein, diesen Bürger zu ehren, und damit erst die Ehrung zu einer solchen zu machen, weil er die Lebensleistung des Verstorbenen als solche akzeptiert.

Neben der Betonung des eigenen Glaubens mittels der Symbolik des Kreuzes auf der linken Seite, der Nennung der Organisation der Beerdigung, und dem Gottesbezug im oben angeführten Zitat, findet eine intensive Würdigung der Leistungen des Verstorbenen statt, die identitätsstiftend wirken sollen. Man braucht neben der Nennung dieser Titel im Prinzip keine weiteren (expliziten) Hinweise darauf, wie bedeutsam oder einflussreich der Mann gewesen ist, weil der konstruierte Heldenstatus schon überaus einnehmend wirkt. Die vorherrschende Konnotation von Bildung, Arbeit und Glaube kann beim Leser weitere Assoziationen hervorrufen. Da Hans Weiß als ehemaliger Oberfinanzpräsident ein vermutlich hohes Amt innehatte und die Verbindung zu Bayern eindeutig ist („München“, „Träger des Bayerischen Verdienstkreuzes“) kann der Leser die Bedeutung des parteilichen Engagements für den Verstorbenen hinterfragen.

Bei der Betrachtung der einzelnen Textbestandteile der Anzeige fällt auf, dass die hier tradierte Information des Todes von Hans Weiß in einen Kontext der Liebe und Dankbarkeit eingebettet ist. Das wird zunächst am ganz oben platzierten Zitat Bonhoeffers ersichtlich („Von guten Mächten wunderbar geborgen“), an der Formulierung des darunter stehenden Satzes „In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von meinem lieben Vater, Schwiegervater, Opa und Onkel“ und zuletzt an der Gestaltung der Aufzählung der Hinterbliebenen, welche mit den Worten „In liebevoller Erinnerung“ begonnen wird. Der Leser wird über den Todesfall in der Anzeige also auf eine „sanfte“ und implizite Art informiert, indem mehrfach die Liebe zwischen dem Verstorbenen und seinen Angehörigen betont wird, mit den Sätzen „nehmen wir Abschied“ und „in liebevoller Erinnerung“ aber lediglich implizite Erklärungen des Todes der Person gegeben werden. Dies wird in den noch folgenden Anzeigen beziehungsweise Grabsteinen zu überprüfen sein: Finden sich andere Hinweise auf den Tod als implizite Umschreibungen, wird der Tod also auch expliziert? Durch den Kontext der Todesanzeige (sie erscheint in einem separaten Teil der Zeitung) wird dem Leser bereits das hauptsächliche Sinnelement mitgeteilt,

noch bevor er überhaupt nur ein Wort der Anzeige liest, daher sind solche vagen Andeutungen bereits ausreichend, um die gewünschte Sinnassoziation herzustellen. Durch die spezifischen Formulierungen dieser Anzeige erhält das vermutlich für die meisten Menschen eher negativ konnotierte Thema des Todes einen anderen, neuen und positiveren, weichen Sinnhorizont. Letztendlich wird Hans Weiß auf eine Art erinnert, die den (eigentlich hier zu erwartenden) Konnex zur Trauer fast vollständig auszublenden scheint, indem ein expliziter Verweis auf Verlustgefühle oder Trauerverarbeitung ausbleibt. Der Verstorbene wird stattdessen als Person großer Taten, als „Held“ dargestellt. Die Vermeidung noch eindeutigerer Formulierungen (die etwa eine Form des Verbs „sterben“ enthalten) trägt hierzu bei.

### **3.2 Analyse der Todesanzeige Vicco von Bülow**

Als nächstes soll – ganz im Sinne der maximalen Kontrastierung – ein Extrembeispiel aus dem Spektrum der gemeinhin gebräuchlichen Todesanzeigen untersucht werden. Bei dieser Anzeige (Abbildung 2) handelt es sich um eine Trauerbekundung des Art Directors Club Deutschland um sein 2011 verstorbenes Ehrenmitglied Vicco von Bülow, der unter seinem Künstlernamen „Loriot“ große Bekanntheit als Humorist erlangte. Die Anzeige ist Ende August 2011 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienen. Sie ist schon aufgrund ihrer formalen Komposition – und daraus folgend auch ihrem alltagspragmatischen Verständnis nach – als überaus unüblich anzusehen.

Die erste Besonderheit stellt das überdimensionierte Format dar. Die Anzeige erstreckt sich über die komplette Zeitungsseite, wodurch die hohe Mitteilungsbedürftigkeit der Verfasser unterstrichen wird. Dies wird noch deutlicher, wenn die Bedeutung des Blattes als besonders verbreitete, überregionale Tageszeitung in Betracht gezogen wird – der oder die Anzeigenkunde(n) wollten also offensichtlich besonders große Aufmerksamkeit erregen. Leider ist nicht bekannt, in welchem Teil der Zeitung die Anzeige erschienen ist – es scheint aber durchaus möglich, dass sie in diesem Fall nicht im Bereich der Traueranzeigen verortet wurde, sondern (als ganzseitige Anzeige) etwa in den Politik-Teil der Zeitung integriert ist. Das hätte zur Folge, dass sie aufgrund ihres Kontextes nicht ohne Weiteres als Todesanzeige zu erkennen wäre.

Nahezu alle normalerweise in einer Traueranzeige aufgegriffenen Inhalte bleiben in diesem Fall außer Acht, lediglich die Namensnennung des Verstorbenen erfolgt im Satz ganz unten – wobei auch dies ein Abweichen von der Norm bedeutet, da der Name des Toten in aller Regel in der Mitte platziert ist. Ungewöhnlich ist zudem die Verwendung eines Logos in der Anzeige und die äußerst großzügige Raumgestaltung, da über die Hälfte des verfügbaren Raumes von Text frei gelassen wurde.



Abbildung 2: Todesanzeige von Vicco von Bülow

(In <http://www.sueddeutsche.de/medien/traueranzeigen-fuer-loriot-lieber-gott-viel-spass-1.1135372>)

Im Hinblick auf das Alltagsverständnis scheint sich für den informierten Leser, der von Bülow kennt, vor allem eine Deutung aufzudrängen: Gott habe im Himmel, dank der Gegenwart von Bülows, nun viel zu lachen. Der auf dieses Verständnis hindeutende, zentral platzierte Satz „Lieber Gott, viel Spaß!“ ist schon deshalb speziell, weil er einen Ausruf markiert. Die Bezugnahme zu Gott gibt einen Hinweis auf den Anlass der Anzeigenaufgabe, lässt aber noch nicht zwangsläufig erkennen, dass es sich um eine Todesanzeige handelt. Es findet in diesem Satz auch keine direkte Kategorisierung des Verstorbenen statt, wohl aber eine indirekte. Da der Name des Toten weiter unten noch genannt wird, ist es eine wahrscheinliche Lesart, diesen Satz mit Vicco von Bülow (oder aber mit dem ebenfalls genannten Art Directors Club) in Verbindung zu bringen. Die Aufforderung „viel Spaß“ stellt eine Kategorisierung dar, da von Bülow in einen Zusammenhang mit „Spaß“ gebracht wird. Dies ist allerdings keine sehr spezifische Kategoriennennung und lässt daher Raum für Interpretation, besonders für unkundige Leser, die die Kunst-Figur Loriot (beziehungsweise von Bülow selbst) nicht kennen. Weiterhin wird der Verstorbene mit Gott in Verbindung gebracht, was insofern bemerkenswert ist, als die übrigen Anzeigeninhalte frei von religiösen Verweisen sind. Diese Gestaltung kann daher auch als Illustration eines sich verändernden religiösen Verständnisses angesehen werden, da zwar ein Verweis auf eine transzendente Macht geschieht, aber ansonsten traditionelle, konfessionsbezogene Anmerkungen ausbleiben.<sup>14</sup>

Es sei nun angenommen, dass die Anzeige tatsächlich nicht im Trauerteil, sondern in einer anderen Rubrik der Zeitung, wie etwa Politik, erschienen ist. Die bereits angesprochene Kontextualisierung der Anzeige in einem Umfeld, welches den Leser noch nicht sofort mit dem Thema des Geschriebenen betraut, würde im Fall dieser Anzeige mehrere Konsequenzen nach sich ziehen.<sup>15</sup> Erstens wird der kun-

---

<sup>14</sup> Entfernter könnte man an dieses Anzeigenexemplar wohl auch mit der gesellschaftlichen Säkularisierung beziehungsweise Rationalisierung in Verbindung bringen, wie sie unter Punkt 2.2 erläutert wurde.

<sup>15</sup> Für die Bedeutung des Kontextes als strukturvermittelnde und für die Sinnstiftung maßgebliche Instanz sei erneut auf das oben angeführte Account-Konzept (Punkt 3.1) hingewiesen. Auf das Feld

dige Zeitungsleser aufgrund der Formalstruktur (zuerst dem schwarzen Rahmen) des Gedruckten wohl erkennen, dass es sich um das typische Format einer Todesanzeige handelt. Allerdings sind hier eben auch andere Lesarten möglich; zum Beispiel könnte eine ganzseitige Werbung vorliegen, die im Stile einer Todesanzeige formatiert ist. Das unten angebrachte Logo des Art Directors Club würde diese Deutung unterstützen. Der Anzeigentext selbst macht zwar wahrscheinlich, dass tatsächlich eine Traueranzeige vorliegt, da das Wort „Trauer“ expliziert wird; die Konfiguration der Anzeige erschwert eine eindeutige Sinnzuschreibung für alle Leser aber dennoch. Der Leser freilich, der von Bülow kennt und auch um dessen Beruf weiß, kann aufgrund seines persönlichen Kontextwissens die Bedeutung des Geschriebenen assoziieren.

Vergleicht man die Anzeige mit dem zuvor analysierten Exemplar von Hans Weiß, treten die Unterschiede noch deutlicher zutage: Hans Weiß wird durch die präzise Angabe seiner Karriereverdienste weniger assoziativ kategorisiert als von Bülow hier.

In der Anzeige von Bülows steht also nicht die bloße Mitteilung des Todes der verstorbenen Person im Vordergrund, sondern selbige versucht zuvorderst, ganz *bestimmte* Personen auf die Trauer derer aufmerksam zu machen, die die Anzeige aufgaben. Ginge es hier darum, die Information des Todes beziehungsweise der Trauer einer breiten Masse nahezubringen, müsste die Anzeige eher wie jene von Hans Weiß aufgebaut sein. Hier aber erlaubt nur das spezifische Kontextwissen bestimmter Mitgliedschaften (zum Beispiel der am Art Directors Club oder derjenigen zur Fangemeinde von Bülows) das relativ eindeutige Verständnis des Geschriebenen. Die Würdigung der Person findet darüber hinaus auf vollständig andere Art wie bei Hans Weiß statt, da der Verstorbene nicht mit der Erlangung bestimmter Titel und Orden in Verbindung gebracht (obwohl ihm schon zu Lebzeiten zahlreiche derselben verliehen wurden), sondern für seinen Humor gewürdigt wird („viel Spaß“). Letztendlich verfügt die Anzeige wohl gerade durch die radikale Reduktion ihres Inhaltes auf zwei Sätze über ein großes Verallgemeinerungspotenzial,

---

der Zeitung übertragen sorgt das Wissen des kompetenten Zeitungslesers dafür, dass er bestimmte Themen bestimmten Rubriken der Zeitung zuordnen kann, so zum Beispiel erwarten darf, dass ein Artikel zum Nahost-Konflikt im Bereich „Politik“ angesiedelt ist. Wenn der Leser nun in eben diesem Zeitungsteil mit einer Todesanzeige konfrontiert wird, wird er sich deren Bedeutung eben nicht in gleicher Weise über den Kontext ihres Erscheinungsortes erschließen können.

weil wohl alle Kenner der Person von Bülow's gleichermaßen dessen Humor kennen werden und aus diesem Grund eine Anspielung auf denselben (im Unterschied zur ebenfalls möglichen Nennung von Titeln, Ehrungen und Orden) als massenkonform bezeichnet werden kann: von Bülow war zu Lebzeiten so sehr für seinen Humor bekannt, dass es hier keinen expliziten Hinweis auf denselben braucht, um seinen Lebensinhalt zu reflektieren. Es reicht eine sehr vage Anspielung, um den adressierten Leserkreis anzusprechen, der über spezifisches Kontextwissen verfügt.

### **3.3 Analyse der Todesanzeige von Christoph Rittweger**

Diese Todesanzeige ist in der Süddeutschen Zeitung vom 22. August 2014 erschienen. Sie ist ihrer äußeren Erscheinung nach zwar nicht besonders auffällig, es fehlen allerdings einige der als typisch anzusehenden Elemente einer Traueranzeige. Das hängt auch damit zusammen, dass selbige von einer Firma aufgegeben wurde, wie im unteren Teil der Anzeige deutlich wird („Partner und Mitarbeiter...“). Die Anzeige enthält kein Foto des Verstorbenen, und auch auf ein Symbol jeglicher Art oder einen Spruch wurde verzichtet. Dadurch wirkt die Anzeige auf die Betrachter recht formell, sie erweckt den Eindruck von Sachlichkeit.

In der Anzeige wird der Dokortitel des Toten seinem Namen vorangestellt, unterhalb des mittig platzierten Namens ist die Berufsbezeichnung „Rechtsanwalt“ platziert. Der einleitende erste Satz „Mitten aus einem Leben voll Schaffenskraft und Lebensfreude wurde uns durch einen tragischen Unglücksfall [...] genommen“ könnte in derselben Formulierung auch in einer Anzeige zu finden sein, die von der Familie des Verstorbenen geschaltet wurde. In den folgenden Zeilen wird aber deutlich, dass dies nicht der Fall sein kann. Schon die Formulierung des Satzes „Er war einer der führenden IT-Rechtler in Deutschland und weltweit“ würde in einer privaten Trauerbekundung der Familie doch sehr selbstbewusst klingen und auf den Leser mitunter arrogant wirken. Äußern sich in dieser Weise aber Mitarbeiter des Verstorbenen, die Herrn Rittweger primär in dessen beruflicher Rolle erlebt haben, wird dieses Lob auch als solches anerkannt. Das hängt (im Sinne der Idee der „category-bound activity“) damit zusammen, dass in der beruflichen Sphäre (also in der Rolle Herrn Rittwegers als Anwalt) Qualitäten wie Fleiß, Effektivität, Kreativität, Intelligenz und Führungsstärke als entscheidend für den Erfolg angesehen

werden, im familiären Umfeld aber der Vater eher mit Eigenschaften wie Fürsorge, Empathie, Verantwortungsbewusstsein, Zuneigung et cetera in Verbindung gebracht wird. Dass in der Aufzählung der positiven Charaktereigenschaften des Verstorbenen „Engagement“ und „Zupacken“ eben vor „Humor“, „Kollegialität“ und „Empathie“ genannt werden, verstärkt diese Deutung.

Mitten aus einem Leben voll Schaffenskraft und Lebensfreude  
wurde uns durch einen tragischen Unglücksfall

## Dr. Christoph Rittweger

Rechtsanwalt

\* 17. Oktober 1968 † 17. August 2014

genommen. Er war einer der führenden IT-Rechtler in Deutschland  
und weltweit. Daneben war er der Leiter unseres Münchener Büros.  
Wir haben einen vorbildlichen Kollegen, Partner und Freund verloren.  
Er hat Baker & McKenzie gelebt.

Wir wollten noch so vieles gemeinsam mit ihm auf den Weg bringen.  
Nun müssen wir dankbar sein für die Zeit, die wir gemeinsam mit ihm hatten,  
und für das von ihm Geleistete. Sein Engagement,  
sein Zupacken und sein Humor, seine Kollegialität und seine Empathie  
werden uns unendlich fehlen, aber auch Verpflichtung sein.

Seiner Familie gilt unser Beileid und Mitempfinden.

In tiefer Betroffenheit und Trauer

**Partner und Mitarbeiter der Sozietät  
Baker & McKenzie**

**Partnerschaft von Rechtsanwälten, Wirtschaftsprüfern und Steuerberatern mbB**

Abbildung 3: Todesanzeige von Christoph Rittweger (Quelle im Anhang)

Der Hinweis auf die hervorragende berufliche Qualifikation des Toten markiert darüber hinaus eine Knowledge-Kollektion, was ebenso wie die Kategorienbezeichnung Herrn Rittwegers als einem führenden IT-Rechtler auf die Kollektion der „Arbeitsgemeinschaft“ aufmerksam macht. Auch die Bezeichnungen „unseres Münchener Büros“ und „Baker & McKenzie“ verweisen hierauf. Dass in der Anzeige auch ein Verweis auf die Familie des Toten gemacht wird („seiner Familie gilt unser Beileid und Mitempfinden“) zeigt den besonderen Charakter dieses Artefakts aus kategorientheoretischer Perspektive an. Eigentlich wäre es gemäß der Ökonomie-regel nicht notwendig, eine Person in mehr als eine Kategorie einzuordnen. Die Verfasser der Anzeige sahen aber offenbar eine Notwendigkeit, den Tod im Umfeld der Familie des Verstorbenen zu verorten, wodurch sie die Bedeutung ihrer eigenen Firma in dieser Angelegenheit im Prinzip relativieren und deren beschränkte Geltungsmacht auf dem Feld des Todes akzeptieren.

Nimmt man die genannten Charakteristika der Person genauer in den Blick, zeigt sich hier in besonderem Maße die Wirkung der Konsistenzregel: Herr Rittweger wird zunächst als besonders vorbildlicher Mitarbeiter der Firma beschrieben, woraufhin implizit von den anderen Mitarbeitern die Rede ist („unseres Münchener Büros“, „Wir“). Daraufhin folgt der entscheidende Satz, „Er hat Baker & McKenzie gelebt.“ Dadurch, dass Herr Rittweger als überaus vorbildlicher Mitarbeiter dieser Firma dargestellt wurde und abschließend seinem Wirken damit gehuldigt wird, dass es einem besonderen Firmengeist entsprochen habe, werden alle weiteren Mitarbeiter der Firma auch in dieses Bild (beziehungsweise die Kollektion) des eifrigen Angestellten eingeordnet – zumindest ist damit der (hohe) Maßstab des idealen Mitarbeiters angelegt worden, an dem jeder andere Angestellte nun gemessen werden kann.

In der Anzeige wird der Tote außerdem als „Kollege, Partner und Freund“ beschrieben. Die Reihenfolge der Nennung dieser verschiedenen Rollen ist durchaus von Belang, da durch sie erneut angezeigt wird, dass der Tote hier primär für seine Rolle als Mitarbeiter gewürdigt wird. Die Struktur dieser Anzeige ist im Prinzip alleine

durch die abschließende Nennung der Firma des Verstorbenen vorgegeben, woraus folgt, dass es gar keine anderen Formulierungen geben darf als solche, die auf die Errungenschaften des Verstorbenen in dessen Firma verweisen. Es ist allgemein bekannt, dass der Auftraggeber einer Anzeige für diese Geld bezahlt und deswegen den Toten so erinnern wird, wie es die Beziehung beider Parteien eben zulässt – das heißt, dass von einer Firma auch erwartet werden wird, dass sie in einer Todesanzeige für einen verstorbenen Mitarbeiter auf dessen berufliche Qualitäten hinweist oder ihn zumindest so erinnert, dass der Anzeigenleser auch einen Rückschluss auf die Firma ziehen kann – es wäre daher eine Merkwürdigkeit, würde eine Firma eine Anzeige schalten, die in keiner Weise auf ihre Adressatengebundenheit schließen lassen würde. Analog zum Konzept des „Recipient Design“ der Konversationsanalyse passen sich hier nicht nur die Sprecher (also Anzeigengestalter) ihrem Gegenüber an, sondern die Sprecher sind auch selbst stark von dem Umfeld gezeichnet, aus welchem sie hervortreten, in diesem Fall also dem der Firma (vgl. Eberle, 1997, S. 256).

### **3.4 Untersuchung des Grabsteins von Hannes Wassen**

Der Grabstein, welcher sich auf dem Friedhof in Konstanz (Wollmatingen) befindet, zeichnet sich zunächst durch eine außergewöhnliche Formgestaltung aus. Zwei nebeneinander stehende Stein-Säulen werden durch eine Plattform miteinander verbunden, auf der zwei Hunde angebracht sind. Auf der rechten Säule steht die Inschrift „DR. MED. VET. HANNES WASSEN“. Etwas unterhalb sind untereinander die beiden Jahreszahlen „1945“ und „2001“ eingeschrieben. Seinen speziellen Charakter aber erhält der Stein durch seine außergewöhnliche Gestaltung. Der Querschnitt des Steins bietet Raum für Deutungen (siehe Ausführung unten). Eindeutig erkennbar sind demgegenüber aber die beiden Hunde, die man für gewöhnlich wohl in Zusammenhang mit dem Beruf des Verstorbenen bringen wird und die den Stein individualisieren, da eine solche Gestaltung selten zu finden ist.

Um das Verständnis des Grabsteininhaltes nachvollziehen zu können, muss nicht nur betrachtet werden, was hier abgebildet ist, sondern auch und besonders, was *nicht* abgebildet ist. Es finden sich beispielsweise keine (sonst üblichen) Verweise

auf weitere, eventuell bereits früher verstorbene Familienangehörige auf dem Grabstein.<sup>16</sup> Dies führt nicht nur dazu, dass sich dem Betrachter oder der Betrachterin des Steins Fragen zum familiären Hintergrund von Herrn Wassen aufdrängen könnten, sondern auch dazu, dass die in den Mittelpunkt gerückte Sinnassoziation eines Tierarztes noch größere Bedeutung einnimmt. Eine typische Lesart abseits davon wäre hier, die Hunde als Wachhunde und Menschenfreunde einzuordnen, die in diesem Zusammenhang etwa das Bewachen der Pforte zwischen Himmel und Erde andeuten könnten. Dieser Eindruck wird durch die Form des Steins noch verstärkt (der Spalt zwischen beiden Steinen könnte auf die Transzendenz zwischen Himmel und Erde hindeuten beziehungsweise den Übergang vom Reich der Lebenden in das der Toten symbolisieren).

---

<sup>16</sup> Wobei durchaus die Tendenz einer zunehmenden Bedeutung solcher Individualgräber erkennbar zu sein scheint; (vgl. Benkel, 2012, S. 130 f.) und diese, ebenfalls wie die ausbleibende religiöse Symbolik, auch mit der modernen Säkularisierung und Individualisierung zu erklären wären, siehe Punkt 2.2.



Abbildung 4: Grabstein von Hannes Wassen (privates Foto)

Dadurch wäre auch eine religiöse Bedeutung des Steins ausgemacht, die ansonsten nämlich nicht ersichtlich wird, es finden sich weder typische Symbole wie das Kreuz, noch gibt es einen auf den Glauben des Verstorbenen hinweisenden Text.

Insgesamt besitzt dieser Stein aufgrund des kaum vorhandenen Textes und der symbolhaften Darstellungen der Hunde, sowie seiner äußeren Form, vielschichtige Sinnebenen und kann auf vielfältige Weise interpretiert werden.

Im Unterschied zur Todesanzeige in der Zeitung ist der Grabstein noch stärker ein Gedenkplatz und besitzt eine größere rituelle Bedeutung, das heißt es geht nicht in erster Linie um die reine Informationsweitergabe darüber, dass ein Mensch verstorben ist. Vielmehr soll hier ein auf bestimmte Art und Weise (zum Beispiel durch Religion) begründetes Andenken stattfinden. Diese Information ist wichtig, um die anschließende Analyse der verwendeten Kategorisierungen und Ethno-Methoden gegenstandsangemessen gestalten zu können.

Der Name des Verstorbenen, Hannes Wassen, nimmt im Vergleich zu den anderen Schriftstücken auf dem Grabstein den größten Raum ein. Der oberhalb dieses Namens angebrachte Titel Dr. med. vet. fungiert eindeutig als Kategorisierung und ordnet Herrn Wassen einem spezifischen Umfeld zu. Ähnlich wie bei der Würdigung von Hans Weiß in der Todesanzeige wäre es auch hier eine allgemein anerkannte Lesart, aufgrund dieses Titels eine Assoziation zu einer besonders hohen Bildungsschicht herzustellen beziehungsweise hohes Sozialprestige zu unterstellen. Im Unterschied zu Herrn Weiß allerdings ist die Titelbezeichnung noch exakter, und weist auf einen Veterinärmediziner hin. Der Leser wird hier also ein recht klares Berufsbild im Kopf haben, wenn er vor dem Grabstein steht und die Titelbezeichnung liest - vorausgesetzt, er verfügt über das entsprechende Kontextwissen, das die Erkennung der Bedeutung des abgekürzten Titels erlaubt.

Die unter dem Namen stehenden beiden Jahreszahlen werden in der Regel als Geburts- und Sterbejahr erkannt werden, und das ohne einen weiteren Hinweis auf die Bedeutung der Zahlen. Hier offenbart sich in hohem Maße die *accountability* dieser Zeichen, die ohne den Kontext des Grabsteins völlig unverständlich blieben und für die zahlreiche andere Sinnhorizonte vorstellbar wären. Der Betrachter beziehungsweise die Betrachterin eines Grabsteins wird aber genau wissen (und sogar erwarten), dass ihm diese Jahreszahlen Aufschluss über den Zeitpunkt der Geburt beziehungsweise des Todes der verstorbenen Person geben.

Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass die kategoriale Bezeichnung Herrn Wassen als Tierarzt auf eine „Knowledge“-Kollektion hindeutet, also einerseits sein

Wissensvorsprung gegenüber dem Betrachter beziehungsweise der Betrachterin des Steins beziehungsweise potenziellen (ehemaligen) Kunden angezeigt wird, andererseits auf diese Art und Weise seine Profession (und eindeutig *nicht* sein familiärer Status) in den Mittelpunkt des Andenkens an ihn gerückt wird.

Die beiden dargestellten Hunde stützen diese Deutung noch. Ohne den durch den Titel angezeigten, expliziten Hinweis auf den Beruf des Verstorbenen wären sämtliche Deutungen für die Darstellung dieser Tiere denkbar, in diesem Fall aber ist jede andere Variante als die Verbindung Herrn Wassens zu seinem Beruf (und einer möglichen besonderen Vorliebe für Hunde) relativ unwahrscheinlich.

Zuletzt sei angemerkt, dass die Konnotation zum Tod des Verstorbenen hier kaum gegeben scheint, da die verwendete Symbolik wie dargestellt mehrere Deutungsvarianten zulässt und die beiden Jahreszahlen auch nur auf dem Feld des Friedhofs eindeutig zu verstehen sind. Der Stein benutzt also in besonders starker Weise den Kontext seiner Niederlassung, um beim Betrachter beziehungsweise der Betrachterin Sinn hervorzurufen.<sup>17</sup>

### 3.5 Untersuchung des Grabsteins von Robin Bosch



Abbildung 5: Grabstein von Robin Bosch (privates Foto)

<sup>17</sup> Für die Kontextbedeutung des Friedhofs siehe auch (Benkel, 2012, S. 131).

Abbildung 5 zeigt den letzten ausgewählten Grabstein, der ebenfalls auf dem Konstanzer Friedhof zu finden ist. Dem Betrachter beziehungsweise der Betrachterin des Grabes entsteht der Eindruck, dass auf dessen äußere Gestaltung besonderer Wert gelegt worden ist. Das Grab befindet sich direkt neben dem Grab von Franz und Gertrud Bosch, die vermutlich die Großeltern des Verstorbenen sind. Es besteht aus einem zweigeteilten Grabstein, dessen breitere linke Hälfte den Vornamen, ein Foto sowie das Geburts- und Sterbedatum des Verstorbenen anzeigt („Robin“) und dessen rechter Teil aus einer schmalen, farblich abgesetzten Säule besteht, die mit dem Nachnamen des Toten versehen ist („Bosch“) und außerdem in ihrem oberen Teil eine Aussparung aufweist, in die eine Engelsfigur eingesetzt wurde. Das Grab selbst besteht aus einer langen, schmalen Urne, deren Grabplatte in der Mitte von einem Strauch bepflanzt ist. Ansonsten wurde auf jede Art der Begrünung verzichtet. Die Platte ist der Länge nach von einer schmalen Aussparung durchzogen, in welche blau schimmernde Glaselemente eingefüllt wurden, was den Eindruck eines Flusses erweckt. Auf der linken Seite der Grabplatte steht außerdem eine Marienfigur, zu deren Füßen eine Tafel aufgestellt wurde, die eine persönliche Widmung für den Toten enthält. An verschiedenen Stellen des Grabes sind Grablichter angebracht. Dem Betrachter beziehungsweise der Betrachterin des Grabes bleibt der Eindruck haften, dass die Individualität des Toten bewusst gewürdigt werden soll, weil das Grab durchaus aus der Reihe der „normalen“ Gräber herausfällt. Wie dieser Eindruck zustande kommt, soll im Folgenden bei der Analyse der Instrumente, welche dieses Verständnis ermöglichen, genauer erörtert werden.

Erstens muss der Kontext des Grabes beachtet werden. Das Grab liegt direkt neben einem früheren Grab der Familie Bosch, in welches theoretisch eine Einfassung einer neuen Grabplatte für Robin gepasst hätte. Stattdessen wurde jedoch ein vollständig neues Grab angelegt, das sich in seiner Gestaltung auch deutlich vom nebenstehenden Familiengrab abhebt. Wäre das Grab eben nicht neu angelegt worden, würde der Tod des früh verstorbenen Jungen nicht so stark konturiert. Durch die vorliegende Lösung drängt sich das Grab von Robin Bosch beim simultanen Betrachten beider Gräber etwas in den Vordergrund, es fällt direkt auf, wenn man den Weg entlang der Gräber läuft.

Das Grab, beziehungsweise die auf das Grab gestellte Tafel mit einer Widmung des Toten, enthält Kategorisierungen (in Abbildung 6 nicht erkennbar). Dort ist zu lesen:

Mein geliebter Robin-Sonnenschein, wir sind mitten im Leben zum Sterben bestimmt; unser Schöpfer – er gibt und nimmt. Wir gehören für immer dem Herrn – doch unsere Liebe verbindet uns – nah und fern. In ewiglicher & dankbarer Liebe; Deine Mama, die dich sehr vermisst

Der verstorbene Sohn der Mutter wird hier direkt angesprochen („Mein geliebter Robin-Sonnenschein“). Die Mutter macht ihre Liebe deutlich, indem sie ihrem Sohn einen Kosenamen gibt („Robin-Sonnenschein“) und ihm darüber hinaus ihre Liebe direkt mitteilt („In [...] dankbarer Liebe“). Auffällig ist, dass die gewählten Worte nach der Anrede des Sohnes Allgemeinplätze enthalten und sich nicht etwa unmittelbar auf seinen persönlichen Charakter beziehen, was auch denkbar gewesen wäre („wir sind mitten im Leben zum Sterben bestimmt“, „wir gehören für immer dem Herrn“, „unsere Liebe verbindet uns“).<sup>18</sup> Inhaltlich verweisen sie auf die menschliche Notwendigkeit des Todes, und heben hervor, dass ein solcher Moment nicht (notwendigerweise) vorhergesehen beziehungsweise selbst bestimmt werden kann („unser Schöpfer – er gibt und nimmt“). Die Worte bilden außerdem einen Reim.

Durch die direkte Anrede des Sohnes enthält dieses Grab einen anderen Charakter als für öffentliche Gräber normalerweise üblich, da solche in der Regel eher zurückhaltende persönliche Widmungen aufweisen. In diesem Fall stellt die Mutter des Verstorbenen aber ganz bewusst die Beziehung zu ihrem Sohn heraus und verdeutlicht ihre Liebe zu ihm. Das Grab gewinnt hierdurch an Profil und wird persönlicher, weil der Tote direkt angesprochen wird und aus diesem Grund auch für Außenstehende ein Nachvollzug der Beziehung dieser beider Menschen möglich ist. Es wird gewissermaßen in der Art der Alltagskommunikation zum Toten gesprochen (zumindest in der Anrede), also gerade so, als stünde dieser der Mutter hier am Grab gegenüber. Hierdurch wird auch die Erinnerung an den Toten eine andere,

---

<sup>18</sup> Alltagsgebräuchlich ist es, nach einer direkten Anrede seine Worte personenbezogen zu formulieren („recipient design“, vgl. Eberle, 1997, S. 256), was hier eben nicht geschieht.

weil eine klare, relativ eindeutige Beziehungsstruktur der Hinterbliebenen zum Toten explizit gemacht wird. Es wird nun für die Betrachter des Grabes schwieriger, dem Toten zu gedenken, *ohne* dass er auch an die beschriebene und betrauerte Beziehung zur Mutter des Toten denken muss. Die mütterliche Liebe steht hier also praktisch im Mittelpunkt der Totendarstellung. Der Stein Robin Boschs fällt damit gerade deswegen auf, weil er eben nur bedingt jene Kontextprinzipien beachtet, die zu erwarten wären (nur die Mariannenfigur markiert ein traditionell gebräuchliches Symbol).

Anhand der mütterlichen Botschaft kann nun noch (in Anlehnung an das „doing“-Konzept) untersucht werden, wodurch hier das „Mama-sein“ erkenntlich gemacht wird. Die Mutter benutzt, wie oben dargestellt, einen Kosenamen für die Anrede ihres Sohnes („Robin-Sonnenschein“), der in dieser Form bereits als auffällig zu bewerten ist, da er nicht alltagsgebräuchlich ist und es höchst irritierend wäre, würde ein Freund Robins ihn (zu Lebzeiten) so ansprechen. Auf die Rolle der Mutter aber passt diese Form der Liebesbekundung und wird gesellschaftlich nicht weiter hinterfragt. Allerdings assoziiert das kompetente Gesellschaftsmitglied wohl bereits die Liebe der Mutter zu ihrem Kind – es ist also durchaus bemerkenswert, wie stark diese Liebe hier betont wird. Die letzte Zeile enthält eine Dankesbotschaft („In ewiglicher & dankbarer Liebe“) und die Nennung des Absenders des Briefs, inklusive einer Gefühlsäußerung („Deine Mama, die dich sehr vermisst“). Durch die Angabe „Deine Mama“ wird noch einmal hervorgehoben, dass beide Menschen aufeinander bezogen sind, also eine Kollektion bilden.<sup>19</sup>

Interessant ist es hier noch, die Formulierungen genauer zu betrachten. Die Mutter bringt hier ihre Dankbarkeit zum Ausdruck, *obwohl* sie ihren Sohn sehr vermisst. Dies mutet zunächst paradox an, da das Vermissen einer Person oder auch einer Sache normalerweise nicht dankbar angenommen wird. Hier äußert sich der spezielle Charakter der Trauer, es werden die gesellschaftlich legitimierte Instrumente der Trauerbewältigung gewährt: Im alltagspragmatischen Sinn würde „Vermissen“ wohl am ehesten als etwas schmerzliches empfunden, da es auf die Abwesenheit von etwas als relevant Erachtetem hindeutet. Dass dieses Gefühl hier mit der positiv

---

<sup>19</sup> Es handelt sich hier um die Kollektion der Familie, was dank der Konsistenzregel bereits durch die Verwendung des Wortes „Mama“ deutlich wird.

konnotierten Dankbarkeit verbunden wird, zeigt unter Umständen der trauernden Person selbst einen Weg auf, diese Trauer zu verarbeiten und die Tragik des Todes nicht noch stärker zu betonen.

Besonders auffällig wird das Grab auch durch die Gegenstände, die rechts und links neben die Urne beziehungsweise auf selbige gelegt wurden – Abbildung 6 zeigt ein Beispiel. Es handelt sich um einen kleinen Stein in Herzform, der in zwei ineinander gelegten Händen ausgeformt ist. Auf dem Stein ist die Inschrift „In stillem Gedenken“ zu lesen. Interessant ist hier der Wortlaut: In *stillem* Gedenken. Stilles Gedenken würde eigentlich nämlich bedeuten, selbiges gerade nicht auf diese Art und Weise anderen zugänglich zu machen. Um aber anderen Menschen sein Gedenken ins Bewusstsein zu rufen, muss dieses eben doch expliziert werden – „*doing* Gedenken“ also. Außer diesen eher alltagsgebräuchlichen Figuren, darunter mehrere Herzen, eine Rose und ein Vogel aus Stein, ist als einzige religiöse Figur eine Marienfigur aufgestellt.



Abbildung 6: Gedenkstein, der auf dem Grab Robin Boschs platziert wurde (privates Foto)

## 4 Fazit

Im hier folgenden Fazit sollen die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit noch einmal zusammengetragen werden, wobei die Beantwortung der Forschungsfrage im Mittelpunkt steht: Wie generiert sich nun das Verständnis von Todesanzeigen und Grabsteinen, und welche Instrumente (Ethno-Methoden) werden von den jeweiligen Verfassern (bewusst oder unbewusst) angewandt, um selbiges zu erzeugen?

Zunächst fällt bei der vergleichenden Betrachtung der Artefakte auf, dass sie alle in einer bestimmten Art und Weise die Aufmerksamkeit auf das Leben der Verstorbenen lenken – am deutlichsten wird dies wohl bei der Anzeige von Hans Weiß, die an einige große Lebensleistungen des Verstorbenen erinnert, am subtilsten geschieht es bei der Vicco von Bülow, der als ein humorvoller Mensch gewürdigt wird, was auf seinen Charakter, und dadurch auf sein Leben verweist. Im Sinne Bergmanns wird damit versucht, die „Störung“ Tod durch eine Fixierung auf das Leben der Toten zu beseitigen. Diese Lösung scheint aus zweierlei Gründen auch pragmatisch zu sein: Erstens waren die betroffenen Personen ihren Bekannten bis zu ihrem Tod als am Leben unmittelbar beteiligte Menschen geläufig, sie haben also das Leben ihrer Mitmenschen aktiv mitgestaltet, und das bis zu ihrem letzten Lebensaugenblick. Von daher ist es naheliegend, diese Leistung der aktiven Lebensgestaltung zu erinnern und dadurch das soziale Leben der verstorbenen Person noch etwas (über die Schwelle des Todes hinaus) zu verlängern – zumal alle Menschen das Leben kennen, niemand aber über den Tod genau Bescheid wissen kann. Es wäre deswegen nicht unmittelbar naheliegend, würde einer toten Person ausschließlich vermittels transzendentaler Verweise gedacht, denn diese werden von Menschen abhängig ihrer kulturellen Herkunft und ihres Glaubens sehr unterschiedlich wahrgenommen.

Zweitens gehört der Tod als ultimativ existenzbedrohendes Ereignis zwangsläufig zu den heftigsten Erfahrungen, mit denen ein Mensch zeitlebens konfrontiert wird. Das wird auch daran deutlich, dass etwa das Prinzip der „lokalen Sensitivität“, welches in der Ethnomethodologie die Fokussierung der Aufmerksamkeit von Personen auf sich neu ergebende Ereignisse beschreibt, im Fall des Todes einer nahestehenden Person und der damit verbundenen Trauer um diese, nur noch eingeschränkte Gültigkeit besitzt. Die Betroffenheit von Menschen des Todes willen muss nicht, aber sie kann durchaus so groß sein, dass die jeweilige trauernde Person nicht mehr in der Lage ist, die sich in der „Alltagsroutine“ auftuenden Situationen in ihrer Relevanz zu bewerten und mit dem Leben wie gewohnt fortzufahren. Diese „Störung“, in der ein Mensch ob seiner Trauer blockiert und für seine Mitmenschen im Grunde nicht (wie gewohnt) erreichbar ist, potenziell sein Studium, seine Arbeit, Familie, Freunde, und Hobbys vernachlässigt, muss aber irgendwie wieder behoben

werden, um das fortzusetzen, was sozial als „Leben“ anerkannt ist – Sprichwörter wie „Man lebt nur einmal“ oder „Wer das Leben nicht schätzt, der verdient es nicht“, zeugen von diesem Druck einer erfüllten Lebensgestaltung, die ja auch in den Anzeigen und Grabsteinen immer wieder gewürdigt wird („nach einem erfüllten Leben nehmen wir Abschied..“). Diese aber kann eben nur erreicht werden, wenn die durch den Tod hervorgerufene Störung wieder bewältigt und das Leben fortgesetzt wird, wie es gemäß der sozial geteilten Normen und Werte anerkannt ist. Eben genau diese Betonung des Lebens findet statt, wenn in der Situation des Todes einer Person das Gedenken an diese so gestaltet wird, dass man sich an das Leben dieses Menschen erinnert – dann wird quasi eine Brücke vom sozialen Leben vor dem Tod zu einem sozialen Leben nach dem Tod geschlagen.

Ebenfalls wurde bei fast allen Artefakten deutlich, dass der Tod auf eine sehr spezifische Art und Weise vermittelt wurde: Es fanden sich in allen Beispielen nahezu ausschließlich Aussagesätze, welche die Faktizität des Geschehenen in hohem Maße anerkannten. Das Beispiel von Bülows, wo ein Ausruf getätigt wird, stellt eine Ausnahme dieser Regel dar.<sup>20</sup> Es werden also auf dem Feld der Todesanzeigen (und wohl auch der Grabsteine) normalerweise keine Fragen gestellt und auch keine Ausrufe markiert (obwohl ja gerade in dieser Situation Fragen und Ausrufe eine große Berechtigung hätten), sondern es wird in der Regel versucht, ein *erzählendes Erinnern* zu konstruieren, indem der Tote etwa für seine Lebensleistung gewürdigt wird oder die Hinterbliebenen ihre Dankbarkeit für die mit dieser Person verbrachte Zeit kundtun. Auch wenn diese Form der Trauerkundgebung logisch erscheinen mag – es wären theoretisch eine Vielzahl anderer Erinnerungspraktiken denkbar.<sup>21</sup>

Der Tod wird in diesen untersuchten Artefakten als solcher hingenommen und akzeptiert, und das scheint wohl bei den meisten Traueranzeigen und Grabsteinen der Fall zu sein. Selbst anonyme Gräber besitzen in gewissem Sinne eine ganz ähnliche,

---

<sup>20</sup> Die Anzeige des Art Directors Club für von Bülow bewirkte allerdings auch ein weites mediales Echo, in dem unter anderem auch von „Pietätlosigkeit“ die Rede war, was die Normerwartung im Hinblick auf die Gestaltung von Todesanzeigen nur noch deutlicher macht, vgl. <http://www.horizont.net/agenturen/nachrichten/-ADC-verneigt-sich-mit-ganzseitiger-Todesanzeige-in-der-FAZ-vor-Loriot-102235>.

<sup>21</sup> Dies wird umso deutlicher, wenn man die Anzeigen anderer Kulturkreise oder auch die Gräber anderer Religionen als der eigenen betrachtet.

todesannehmende Botschaft: Durch das Ausbleiben jeglicher Schrift bleibt auch ein Widerspruch aus, der Tod als Tatsache wird nicht explizit angegriffen oder verurteilt.<sup>22</sup>

In Bezug auf den Einsatz von Kategorien ließen sich darüber hinaus interessante Feststellungen machen. Sobald sich nämlich die Verfasser der Anzeige beziehungsweise des Steins mit expliziten Namensbezeichnungen kenntlich machen (wie „deine Mama“ bei Robin Bosch oder „Partner und Mitarbeiter der Sozietät Baker & McKenzie“ im Fall von Christoph Rittweger) erhält die Anzeige einen sehr spezifischen Charakter, der durch weitere, anhängige Kategorisierungen nur noch stärker angezeigt wird: Für das Grab Robin Boschs wurden, wie gezeigt, unter anderem die Worte „Mein geliebter Robin Sonnenschein“ sowie „Deine Mama, die dich sehr vermisst“ verwendet. Sobald von einer Mutter die Rede ist, wird im Alltag automatisch der Bezug zu ihrem Kind hergestellt, da beide derselben Kollektion Familie angehören. Aus diesem Grund wiederum ist es eine alltagspragmatische Sinnunterstellung, dass sich eine Mutter um ihr Kind kümmern müsse – beide stehen in einer *Responsibility*-Kollektion zueinander.

Die Mutter wird also mit diesen expliziten Liebkosungen ihres Sohnes exakt den (gesellschaftlichen) Erwartungen an sie als der Mutter des Kindes gerecht. Selbiges gilt auch für Christoph Rittweger, der als „einer der führenden IT-Rechtler in Deutschland und weltweit“, sowie als „Leiter unseres Münchener Büros“ und schließlich als vorbildlicher „Kollege, Partner und Freund“ dargestellt wurde. Alle diese Bezeichnungen ergeben sich aus dem Arbeitsverhältnis der Mitarbeiter dieser Firma mit dem Verstorbenen – sie unterstreichen also letztlich nur die assoziative Lesart der Firmenbezeichnung „Partner und Mitarbeiter der Sozietät Baker & McKenzie“. Schon ein einziges Wort (beispielsweise „Mama“) reicht demzufolge

---

<sup>22</sup> Vgl. hierzu die konversationsanalytische Untersuchung Elisabeth Gülichs, die die interpretative Tätigkeit der Erinnerung in Erzählungen beschrieben hat und unter anderem darauf hingewiesen hatte, dass bei der Darstellung von Erinnerungen der untersuchten Personen Vagheitsmarkierungen benutzt wurden, um anzuzeigen, dass der Ablauf einer Handlung nicht vollständig zugänglich ist. (Gülich, 2012, S. 621). Hier aber ist genau das Gegenteil der Fall: Es werden sehr bestimmte, nahezu ausschließlich faktische Aussagen getroffen, obwohl auch hier der Ablauf der Handlung „Sterben“ aufgrund der mangelnden Erfahrung nicht voll zugänglich sein kann. Den Lebenden scheint also die implizite Äußerung einer nicht-beeinflussbaren, deutlichen Bestimmtheit des Ereignisses Tod auch bei der Erinnerung Verstorbener wichtig zu sein.

aus, um den Betrachtern einer solchen Anzeige eine bestimmte Lesart nahezulegen, die dann durch weitere Kategoriennennungen nur noch verstärkt wird.

Man kann sich die Wirkung dieser Kategorien beziehungsweise ihre gesellschaftlich gefestigte Bedeutung am besten verdeutlichen, wenn man die Angaben der beiden eben angeführten Beispiele vertauscht und sich vorstellt, dass der in der Firma tätige Anwalt von seinen Kollegen als „Sonnenschein“ bezeichnet worden wäre, die Mutter von Robin diesen aber als „vorbildlichen Kollegen“ ansprechen würde. Subsumierend kann also festgehalten werden, dass gerade für Todesanzeigen und Grabsteine die verwendeten Kategorisierungen entscheidend für das Verständnis sind. Jegliche Form der Erinnerung oder des Gedenkens an die verstorbene Person ist immer stark davon abhängig, welche Kategorien zur Beschreibung derselben verwendet werden.

Inhaltlich ist außerdem auffällig, dass der Tod (und seine Bewältigung) zwar im sozialen Umfeld der Familie am ehesten zu verorten sind, dies aber nicht ausschließlich der Fall ist: Im Falle von Bülows etwa unterbleibt jeder Hinweis auf die Familie des Toten, und auch der Grabstein von Hannes Wassen lässt keine direkten Schlüsse auf die Hinterbliebenen und ihre Trauer zu.

Hinsichtlich ihrer äußeren Form fällt sowohl bei den Todesanzeigen wie auch (in etwas geringerem Maße) bei den Grabsteinen ihr hoher Standardisierungsgrad auf, der in dieser Arbeit im Speziellen noch gar nicht ausreichend zum Ausdruck kommt, weil durch die Auswahl maximal kontrastierter Artefakte eine vermeintlich größere Diversität sichtbar wird. Es zeigt sich, dass es sich bei der Kommunikation über den Tod eindeutig um eine „kommunikative Gattung“ im Sinne Luckmanns handelt, durch deren Wirkung das gesellschaftliche (und kommunikative) Problem des Todes organisiert werden soll (vgl. Gülich, 2012, S. 616).

Teil dieser Gattung ist es, bei der Mitteilung des Todes in der Zeitung eine sehr klare Form einzuhalten (was äußerlich erkennbar durch den schwarzen Rahmen geschieht), um den Sinn des Geäußerten deutlich zu machen. Auf dem Feld des Friedhofs scheint es tendenziell mehr Möglichkeiten der Gestaltung eines Grabes zu geben, und hier spielen spezifische Riten eine entscheidende Rolle für das Gedenken. Auch wenn also in der Erläuterung des modernen Todesverständnisses (Punkt 2.2, S. 8) von der gestiegenen Komplexität und Diversität der Anteilnahme die Rede

war, ist der Charakter dieser Textgattung doch weiterhin deutlich zu erkennen. Es soll hier die These vertreten werden, dass gerade aufgrund dieses starken Eigencharakters der Kommunikation um die Trauer und ihrer Beschaffenheit als einer *erzählenden Erinnerung* Menschen Probleme haben, sich den Trauernden anzunähern, weil sie von der Stärke der geltenden Norm abgeschreckt werden, sich auf individuelle Art und Weise zu verhalten.

Um das eingangs angeführte Zitat Luckmanns erneut aufzugreifen: Um die Konstruktion einer *memoire collective* voranzutreiben, bemühen die Gesellschaftsmitglieder eine Kommunikationsform, welche die Endgültigkeit des Todes schon durch ihre Ausdrucksform einer *erzählenden Erinnerung* und übersteigerten Faktizität überdeutlich macht. Sie benutzten darüber hinaus häufig sehr klare Kategorien, um das Gedenken in eine bestimmte Richtung zu lenken und den sozialen Tod hinauszuzögern.

## 5 Bibliographie

### 5.1 Literatur

- Abels, Heinz (2007). *Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ariès, Philippe (2002). *Geschichte des Todes*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Ayaß, Ruth, Luckmann, Thomas & Meyer, Christian (2012). „Alles Soziale besteht aus verschiedenen Niveaus der Objektivierung.“ In Ruth Ayaß & Christian Meyer (Eds.), *Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven. Festschrift für Jörg Bergmann* (S. 21-39). Wiesbaden: Springer.
- Bergmann, Jörg (1988). *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 1*. Hagen: Fernuniversität.
- Bergmann, Jörg (2007). Konversationsanalyse. In Uwe Flick, Ines Steinke & Ernst von Kardorff (Eds.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 524-537). Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Bergmann, Jörg (2010). Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In Ludger Hoffmann (Ed.), *Sprachwissenschaft. Ein Reader* (S. 258-274). Berlin: de Gruyter.

- Bergmann, Jörg (2012). *Irritationen, Brüche, Katastrophen – Über soziale Praktiken des Umgangs mit “Störungen“ in der Interaktion*. Abschiedsvorlesung am 25.01.2012. Bielefeld.  
Retrieved from [https://www.unibielefeld.de/soz/personen/bergmann/PDF/Bergmann\\_2012-Abschiedsvorlesung.pdf](https://www.unibielefeld.de/soz/personen/bergmann/PDF/Bergmann_2012-Abschiedsvorlesung.pdf) [29.07.2015].
- Benkel, Thorsten (2012). *Die Verwaltung des Todes. Annäherungen an eine Soziologie des Friedhofs*. Berlin: Logos Verlag.
- Brüggen, Susanne (2005). *Letzte Ratschläge. Der Tod als Problem für Soziologie, Ratgeberliteratur und Expertenwissen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brüggen, Susanne, Nassehi, Armin, & Saake, Irmhild (2002). Beratung zum Tode. Eine neue *ars moriendi*? *Berliner Journal für Soziologie*, 12 (1), 63-85.
- Dausendschön-Gay, Ulrich & Oberzaucher, Frank (2014). Kategorisieren. In Jörg R. Bergmann, Ulrich Dausendschön-Gay & Frank Oberzaucher (Eds.), „Der Fall“ *Studien zur epistemischen Praxis professionellen Handelns* (S. 345-379). Bielefeld: transcript Verlag.
- Daxelmüller, Christoph (Ed.) (1996). *Tod und Gesellschaft – Tod im Wandel*. Regensburg: Schnell & Steiner.
- Daxelmüller, Christoph (1996). Tod und Gesellschaft – Tod im Wandel. In Christoph Daxelmüller (Ed.), *Tod und Gesellschaft – Tod im Wandel* (S. 9-14). Regensburg: Schnell & Steiner.
- Eberle, Thomas S. (1997). Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In Ronald Hitzler & Anne Honer (Eds.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung* (S. 245-279). Opladen: Leske + Budrich.
- Feiber, Albert (1996). Friedhöfe im 19. und 20. Jahrhundert. In Christoph Daxelmüller (Ed.), *Tod und Gesellschaft – Tod im Wandel* (S. 97-102). Regensburg: Schnell & Steiner.
- Feldmann, Klaus (1997). *Sterben und Tod. Sozialwissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse*. Opladen: Leske + Budrich.
- Feldmann, Klaus (2010a). *Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Feldmann, Klaus (2010b). Soziologie des Sterbens und des Todes (Thanatosoziologie). In Georg Kneer & Markus Schroer (Eds.), *Handbuch spezielle Soziologien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fischer, Norbert (1997). *Wie wir unter die Erde kommen. Sterben und Tod zwischen Trauer und Technik*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

- Fuchs, Werner (1969). *Todesbilder in der modernen Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold (1964). Studies of the Routine Grounds of Everyday Activities. *Social Problems*, 11 (3), S. 225-250.
- Garfinkel, Harold (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.
- Gorer, Geoffrey (1967). *Death, Grief and Mourning*. Garden City: Doubleday.
- Gülich, Elisabeth (2012). Erinnern – Erzählen – Interpretieren in Gesprächen mit Anfallskranken. In Ruth Ayaß & Christian Meyer (Eds.), *Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven. Festschrift für Jörg Bergmann* (S. 615-641). Wiesbaden: Springer.
- Hahn, Alois (1968). *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit. Eine soziologische Untersuchung*. Stuttgart: Enke.
- Hahn, Alois & Hoffmann, Matthias (2009). Der Tod und das Sterben als soziales Ereignis. In Cornelia Klinger (Ed.), *Perspektiven des Todes in der modernen Gesellschaft* (S. 121-144). Wien: Böhlau.
- Heritage, John (2003). *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Eglin, Peter & Hester, Stephen (1997). Membership Categorization Analysis: An Introduction. In Peter Eglin & Stephen Hester (Eds.), *Culture in Action. Studies in Membership Categorization Analysis* (S. 1-24). Washington D.C.: University Press of America.
- Flick, Uwe (2011). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt.
- Heng, Stefan & Walter, Norbert (2008). Medienbranche im fundamentalen Umbruch. Innovative Medienformen verlangen Unternehmergeist. In Ralf Kaumanns, Veit Siegenheim & Insa Sjurts (Eds.), *Auslaufmodell Fernsehen? Perspektiven des TV in der digitalen Medienwelt* (S. 35-53). Wiesbaden: Gabler.
- Hetzel, Andreas (2007). Todesverdrängung? Stationen einer Deutungsgeschichte. In Petra Gehring, Marc Rölli & Maxine Saborowski (Eds.), *Ambivalenzen des Todes. Wirklichkeit des Sterbens und Todestheorien heute* (S. 158-170). Darmstadt: WBG.
- Kaumanns, Ralf, Siegenheim, Veit & Sjurts, Insa (2008) (Eds.). *Auslaufmodell Fernsehen? Perspektiven des TV in der digitalen Medienwelt*. Wiesbaden: Gabler.

- Kaumanns, Ralf, Siegenheim, Veit & Sjurts, Insa (2008). Auslaufmodell Fernsehen? Vorwort der Herausgeber. In Ralf Kaumanns, Veit Siegenheim & Insa Sjurts (Eds.), *Auslaufmodell Fernsehen? Perspektiven des TV in der digitalen Medienwelt* (S. 5-10). Wiesbaden: Gabler.
- Kearl, Michael C. (1989). *Endings. A Sociology of Death and Dying*. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Knoblauch, Hubert & Zingerle, Arnold (Eds.) (2005). *Thanatosoziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Knoblauch, Hubert & Zingerle, Arnold (2005). Thanatosoziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens. In Hubert Knoblauch & Arnold Zingerle (Eds.), *Thanatosoziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens* (S. 11-27). Berlin: Duncker & Humblot.
- Laurin, Stefan (2008). *Interview mit Niklas Luhmann: Das Internet ist kein Massenmedium?*  
Retrieved from <http://www.ruhrbarone.de/niklas-luhmann-„das-internet-ist-kein-massenmedium“/1109> [26.08.2015]
- Möller, Petra (2009): *Todesanzeigen – eine Gattungsanalyse*. Unveröffentlichte Dissertation. Gießen.  
Retrieved from <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2009/6988/> [26.08.2015]
- Nassehi, Armin (1999). *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, Armin & Weber, Georg (1989). *Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, Armin & Saake, Irmhild (2005). Kontexturen des Todes. Eine Neubestimmung soziologischer Thanatologie. In Hubert Knoblauch & Arnold Zingerle (Eds.), *Thanatosoziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens* (S. 32-54). Berlin: Duncker & Humblot.
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika (2010). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
- Sacks, Harvey (1989). On the Analyzability of Stories by Children. In John J. Gumperz & Dell Hymes (Eds.), *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication* (S. 325-345). Oxford, New York: Blackwell.

Schegloff, Emanuel A. (2011). A Tutorial on Membership Categorization. In Michael Lynch & Wes Sharrock (Eds.), *Ethnomethodology. Volume III* (S. 19-44). London [u.a]: SAGE.

Schiefer, Frank (2007). *Die vielen Tode. Individualisierung und Privatisierung im Kontext von Sterben, Tod und Trauer in der Moderne. Wissenssoziologische Perspektiven*. Berlin, Münster: Lit.

Simmel, Georg (1910). Zur Metaphysik des Todes. *Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur, Band I*, S. 57-70.

Strübing, Jörg (2013). *Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende*. München: Oldenbourg.

Walter, Tony (1991). Modern Death: Taboo or not Taboo? *Sociology*, 25 (2), S. 293-310.

Walter, Tony (2005). *The Revival of Death*. London, New York: Routledge.

Wolff, Stefan (2006). Textanalyse. In Ruth Ayaß & Jörg R. Bergmann (Eds.), *Qualitative Methoden der Medienforschung* (S. 245-273). Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

## 5.2 Bildquellen

Traueranzeige Hans Weiß, Abbildung 1:

Retrieved from <http://trauer.sueddeutsche.de/Traueranzeige/Hans-Weiss> [25.08.2015]

Traueranzeige Vicco von Bülow, Abbildung 2:

Retrieved from <http://www.sueddeutsche.de/medien/traueranzeigen-fuer-loriot-lieber-gott-viel-spass-1.1135372> [04.08.2015]

Traueranzeige Christoph Rittweger, Abbildung 3:

Retrieved from <http://trauer.sueddeutsche.de/Traueranzeige/Christoph-Rittweger> [25.08.2015]

## 5.3 Onlinequellen

Demonstrationsexperimente Garfinkels

Retrieved from <http://soziologieblog.hypotheses.org/864>

Reaktionen auf Todesanzeige von Lorient

Retrieved from <http://www.horizont.net/agenturen/nachrichten/-ADC-verneigt-sich-mit-ganzseitiger-Todesanzeige-in-der-FAZ-vor-Lorient-102235> [25.08.2015]

**Edith Aull**

## **Tote Tiere und lebendige Texte**

### *Textanalytische Betrachtung der Repräsentation toter Tiere in Schriftstücken*

---

#### Zur Autorin

*Edith Aull studierte Soziologie mit dem Nebenfach Gender Studies sechs Semester an der Universität Konstanz und eines an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest. Sie interessiert sich vor allem für sozialpsychologische und qualitative Forschung. Der nachfolgende Text ist eine gekürzte Form ihrer Bachelor-Arbeit.*

*Kontakt: [edith.aull@posteo.de](mailto:edith.aull@posteo.de)*

---

#### ***Abstract***

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Repräsentation toter Tiere in textuellen Artefakten – Zeitungsausschnitten und Grabinschriften – und wie darin eine bestimmte Standardlesart hergestellt wird. Dabei wird nach den Mitteln dieser Herstellung gefragt und inwiefern damit das aktuelle Mensch-Tier-Verhältnis mitproduziert wird. Dies geschieht methodisch unter Rückgriff auf die Ethnomethodologie und die sozialwissenschaftliche Textanalyse. Das zentrale Ergebnis ist das Sichtbarmachen eines höchst ambivalenten menschlichen Umgangs mit dem Tod von Tieren.

## 1 Einleitung

Wer in den Genuss kam, sich während des ersten oder zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts an der Universität Konstanz aufzuhalten, dem wird ein vierbeiniger Bewohner der Bildungsanstalt nicht entgangen sein: Uni-Kater Sammy. Das Tier erreichte derartige Prominenz, dass sein Tod im Jahr 2013 mediale Beachtung einiger Zeitungen nach sich zog. Die textuelle Repräsentation toter Tiere ist nichts Ungewöhnliches und findet in ebenso vielzähligen Formen statt wie der Tod eines Tieres selbst ablaufen kann: Tiere vertrocknen an Stränden, verenden in Stallbränden, werden geschlachtet, eingeschläfert im Kreise ihrer trauernden Besitzer, sie werden gejagt, vergiftet, vergast oder schlafen ganz friedlich ein. Es gibt die verschiedensten Arten des Sterbens, denen die unterschiedlichsten Erklärungen und Legitimationen zugrunde liegen. Der Tod und vor allem das Töten von Tieren durch den Menschen begegnet uns auf vielfältige Weise und unsere Reaktionen darauf sind äußerst ambivalent: Mal handelt es sich um ein moralisch kaum vertretbares Ereignis, mal wird es als normalitätserzeugende Selbstverständlichkeit aufgefasst. Diese scheinbare Widersprüchlichkeit schlägt sich auch in textuellen Artefakten nieder. Durch textproduzierende Medien (beispielsweise Berichterstattung in Zeitungen) werden Sachverhalte nicht nur abgebildet, sondern – der Logik der Ethnomethodologie folgend – auch reproduziert. Es lohnt sich demzufolge, bei der Untersuchung des Bildes, das Menschen von Tieren haben, einen Blick auf die textuelle Repräsentation von toten Tieren zu werfen. Dies soll in der vorliegenden Arbeit geschehen. Zentrale Fragestellung ist, zu klären, wie tote Tiere in Texten dargestellt werden und (in)wie(fern) Texte zum aktuell gesellschaftlich etablierten Mensch-Tier-Verhältnis beitragen. Der Begriff ‚tote Tiere‘ umfasst sowohl den Tod und das Sterben der Tiere, also beispielsweise die Umstände, die dazu führen, als auch die toten Körper. Hierzu sollen unter der Prämisse ethnomethodologischer und textanalytischer Grundgedanken schlaglichtartig verschiedene Textausschnitte begutachtet werden, die die Bandbreite des Umgangs des Menschen mit dem Tod von Tieren möglichst prominent veranschaulichen. Zuerst findet sich in Kapitel 2 ein Überblick über den bisherigen Forschungsstand. Diesem folgt im 3. Kapitel die Beschreibung der Methode und deren anschließende Durchführung im Zuge der Datenanalyse in Kapitel 4. Kapitel 5 stellt ein abschließendes Fazit dar.

## 2 Bisheriger Forschungsstand

Um die Repräsentation toter Tiere in textuellen Artefakten verstehen zu können, ist es sinnvoll, sich allgemein mit der Position von Tieren in einer kulturell westlich geprägten Gesellschaft zu befassen. Dies soll in diesem Kapitel geschehen.

### 2.1 Grundlegendes zum Mensch-Tier-Verhältnis

Das Hauptanliegen des ersten Teils dieses Kapitels ist es, eine Verortung des Tieres innerhalb der Gesellschaft vorzunehmen. Dabei sind eine kulturelle, dichotome und hierarchische Trennung zwischen Mensch und Tier sowie ein ambivalenter Umgang des Menschen mit Tieren zentral.

#### 2.1.1 Menschliche und nicht-menschliche Tiere

Grundsätzlich ist erst einmal festzustellen, dass es sich bei dem Begriff ‚Tier‘ streng genommen um einen Sammelbegriff handelt, mit dem gewisse Lebewesen von Pflanzen unterschieden werden. Kulturell ist mit dem Begriff allerdings meistens jede Form der tierischen Existenz gemeint – mit Ausnahme des Menschen (vgl. Mütterich 2015, S. 50). Hier wird also kulturell eine sprachliche Distanz zwischen dem Menschen und allen weiteren Tieren geschaffen. In Anlehnung an Chimaira, den Arbeitskreis für Human-Animal Studies (2011, S. 415), sprechen einige Autoren im Bezug auf Huhn, Schwein, Schnecke und Co. nicht von Tieren, sondern stattdessen von *nicht-menschlichen Tieren*, um die dichotome Trennung zwischen Tieren und Menschen infrage zu stellen. Weiterhin beherbergt die Kategorie ‚Tier‘ eine Vielzahl unterschiedlicher Arten von Lebewesen, die alle undifferenziert als Tiere wahrgenommen werden (vgl. Mütterich 2015, S. 50).

#### 2.1.2 Speziesismus

Unzweifelhaft ist die Tatsache, dass manche Lebewesen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer gewissen Spezies anders behandelt werden als andere. Trifft man beispielsweise auf einem Spaziergang einen Menschen, so ist es üblich, auf dieses Vorkommnis mit einem Grußwort zu reagieren. Träfe man stattdessen ein Schwein, wäre ein freundliches ‚Hallo‘ eher ungewöhnlich. Um dieses Phänomen zu beschreiben prägte Richard Ryder, ein Experimentalpsychologe, Ende der 60er Jahre

den Begriff *Speziesismus* (vgl. Baranzke 2009, S. 18). Durch die Wortendung ‚ismus‘ wird der Begriff natürlich in den Bedeutungszusammenhang mit anderen Wörtern mit derselben Wortendung, die eher negativ konnotiert sind, wie Rassismus oder Egoismus gerückt und erhält damit eine gewisse moralische Färbung, die von Philosophen und Tierrechtlern, wie beispielsweise Peter Singer, auch durchaus so zu verstehen ist. Wenn der Begriff im vorliegenden Text verwendet wird, soll dies auf neutrale Weise geschehen, als rein deskriptive Aussage, der keinerlei politische oder wertende Äußerung innewohnt.

### **2.1.3 Ambivalenzen im menschlichen Umgang mit Tieren**

Obwohl nicht-menschliche Tiere im Vergleich zum Menschen als gegensätzliche Gruppe wahrgenommen werden, gibt es innerhalb dieser Gruppe eine gewisse Ausdifferenzierung (vgl. Mütherich, 2015, S. 54), die einhergeht mit einem höchst ambivalenten Umgang des Menschen mit diesen Tieren: Manche Tiere werden benutzt, entwürdigt, entindividualisiert und objektiviert, andere als Haustiere gehalten, verehrt, mit Liebe überschüttet und subjektiviert (vgl. Arluke, Clinton & Morris, 2015, S. 92 f.).

Tieren (und auch deren Sterben) wird auf unterschiedlichste Weise begegnet, wobei sicherlich neben der Art des Tieres, der menschlichen Beziehung zum Tier und der Sozialisation des Menschen noch viele weitere Faktoren eine Rolle spielen. Fischer (2015) stellt fest, dass sich im menschlichen Umgang mit Tieren „nahtlos und wie selbstverständlich“ (S. 202) einerseits „inhumane, exklusive, gewaltbefördernde Züge [...] [, andererseits, E.A.] humanisierende, inklusive, zivilisierende Tendenzen“ (S. 202) finden.

Um diese Umgangsformen genauer zu untersuchen und zu beschreiben, raten Arluke et al. allerdings von einer Schwarz-Weiß-Malerei ab: Sie wenden sich im Bezug auf die Analyse der kulturellen und gesellschaftlichen Bausteine der Ambivalenzen gegen eine dichotome Untersuchung dieser (2015, S. 94). Stattdessen schlagen sie vor, „die Verortung von Tieren in der menschlichen Gesellschaft als ein Kontinuum zu betrachten“ (Arluke et al., 2015, S. 94). Diese Idee soll auch in der vorliegenden Arbeit bei der Datenauswertung Einzug finden.

#### 2.1.4 Hierarchische Unterordnung

Bereits Vertreter der Frankfurter Schule, namentlich Theodor Adorno und Max Horkheimer, arbeiteten im letzten Jahrhundert heraus, dass das Verhältnis zwischen Mensch und Tier von Asymmetrie und Abwertung geprägt ist (vgl. Buschka & Pfau-Effinger, 2013, S. 10). Mütherich (2015) argumentiert zu Beginn des 21. Jahrhunderts, dass Tiere, titulierte als das Andere, „zum antithetischen Konstrukt des menschlichen Selbstbildes“ (S. 51) werden und damit eine

zentrale Grundlage für hierarchische Wirklichkeitskonstruktionen, Höher- und Minderwertigkeitszuordnungen und Legitimationsschemata für Ausgrenzungs-, Unterdrückungs- und Gewaltformen auch im innerhumanen Bereich [liefern, E.A.]. [...] In den kulturell prägenden Hauptströmungen des westlichen Denkens hat ‚der Mensch‘ als Träger der Definitionsmacht ‚dem Tier‘ die Attribute des ‚Tierischen‘, d.h. des Dumpfen, Triebhaften, Rohen und Grausamen zugeordnet. (Ebd., S. 51)

Aus diesem Grund können wir unserem Gegenüber unter Rückgriff auf tierische Metaphern eine beeindruckende Vielzahl an Beleidigungen an den Kopf werfen, die aufgrund der gesellschaftlichen Stellung und Rolle des Tieres mit einer Entwürdigung einhergehen (vgl. Mütherich, 2015, S. 52). Denken wir beispielsweise an das englische Wort ‚*bitch*‘. Anhand der Funktionsweise von Beleidigungen lässt sich an dieser Stelle eine Brücke zwischen Speziesismus und Sexismus<sup>1</sup> schlagen: Raewyn Connell (1999, S. 98 ff.) stellt in ihrem Buch „Der gemachte Mann“ die Idee der hegemonialen Männlichkeit als dominante Form der Männlichkeit zur Diskussion, der einerseits die davon abweichenden Formen von Männlichkeit und andererseits die Weiblichkeit untergeordnet sind. Als Exempel für eine untergeordnete Gruppe werden homosexuelle Männer genannt, die am effizientesten beleidigt werden können, indem sie in „die symbolische Nähe zum Weiblichen“ (ebd., S. 100) gerückt werden. Um ein prominentes Beispiel hierfür zu finden, kann man sich wiederum der englischen Sprache bedienen und das Wort ‚*pussy*‘ nennen. In beiden Fällen (sowohl bei Speziesismus als auch bei Sexismus) funktionieren die Beleidigungen durch die Kombination der gesellschaftlichen Position, die den von

---

<sup>1</sup> Natürlich legt auch der Vergleich des Speziesismus mit Sexismus (ähnlich wie im Falle des Vergleiches zwischen Speziesismus und Rassismus) eine wertende Grundeinstellung der textproduzierenden Person nahe. Von einer politischen oder moralischen Forderung möchte ich mich an dieser Stelle nochmals ausdrücklich distanzieren und anmerken, dass Sexismus, Rassismus und Speziesismus nach ähnlichen Grundmustern und Argumentationsstrukturen funktionieren und diese deshalb analog zueinander analysiert werden können. Dies soll in der vorliegenden Arbeit rein deskriptiv und ohne normative Forderungen geschehen.

den Wörtern in ihrer ursprünglichen Bedeutung beschriebenen Objekten oder Subjekten zugeschrieben wird, und der Person, auf die die konnotative Bedeutungsebene zutreffen soll.

Eine weitere Parallele zwischen der Konstruktion des Weiblichen und der des Animalischen zeigt Mütterich auf:

Die Reduktion auf Naturhaftigkeit, Körper und Instinkt sowie die Unterstellung eines Mangels an Vernunft und Individualität, die im Falle der Tiere deren Versachlichung ermöglicht und die totale Herrschaft über ihre Körper und Psychen sichert, gehörte über zweitausend Jahre lang auch zum Ausgrenzungs- und Unterdrückungsmuster gegenüber Frauen. (Mütterich, 2015, S. 65)

Diese Sichtweise vergleicht also die Unterdrückungsmechanismen und die zugrundeliegenden Legitimationsschemata des Sexismus und des Speziesismus miteinander. Ein ähnlicher Gedanke bildet die Basis der Arbeiten von Birke, Bryld & Lykke (2004). Sie sehen „non-human otherness as a *doing* or *becoming*, produced and reproduced in specific contexts of human/non-human interaction“ (ebd., S. 169, Hervorhebung im Original) analog zur aktiven Herstellung von Geschlecht und sexueller Identität. Dabei übertragen sie das Prinzip der Performativität (bezugnehmend auf Judith Butler und Karen Barad) von der Achse der Mann-Frau-Beziehung auf die Achse der Mensch-Tier-Beziehung (vgl. ebd., S. 169 ff.). In diesem Sinne wird Tier-Sein als etwas definiert, das nicht einfach gegeben ist, sondern immer wieder ausgehandelt und reproduziert wird, und deshalb eher als *Tier-Werden* bezeichnet werden sollte. Diese Idee der aktiven Herstellung von Wirklichkeit erinnert die soziologisch gebildete Leserschaft vermutlich an die Grundannahmen der Ethnomethodologie (siehe Kapitel 3.1 Theoretische Einordnung der Ethnomethodologie). Aus diesem Grund ist diese Studie besonders wegbereitend für die vorliegende Arbeit.

Um den Abschnitt über die Hierarchie des Mensch-Tier-Verhältnisses zu beenden und letzteres zusammenzufassen, soll auf folgende Definition zurückgegriffen werden:

Der Begriff [das Mensch-Tier-Verhältnis, E.A.] bezeichnet demnach einen dauerhaften Gesamtkomplex interspezifischer Beziehungen, der sich als dualistisch-hierarchischer Nexus innerhalb materieller, wie auch symbolisch-repräsentativer Dimensionen sowohl auf struktureller als auch auf lebensweltlicher Ebene konstituiert und einem machtgebundenen Aushandlungscharakter unterliegt. (Seeliger, 2015, S. 30, Hervorhebung im Original)

Der Vorteil dieser Definition ist, dass sie speziell für die vorliegende Arbeit und das Forschungsvorhaben äußerst relevante Annahmen betont, namentlich die *symbolisch-repräsentativen Dimensionen* der Beziehungen zwischen Mensch und Tier und den *machtgebundenen Aushandlungscharakter*, der auf die Prozesshaftigkeit des Entstehens der Beziehungen hinweist.

## **2.2 Soziologische Einsatzgebiete der Human-Animal Studies**

Die Human-Animal Studies sind ein interdisziplinäres Forschungsfeld, das „die kulturelle, soziale und gesellschaftliche Bedeutung nicht-menschlicher Tiere, ihre Beziehungen zu Menschen sowie die Gesellschaftlichen [sic, E.A.] Mensch-Tier-Verhältnisse untersucht“ (Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies, 2011, S. 20). In diesem Kapitel soll eine Reihe von Veröffentlichungen der Human-Animal Studies besprochen werden, die ihre Erkenntnisse auf Texte stützt beziehungsweise Texte verwendet, um das Mensch-Tier-Verhältnis zu analysieren. Diese textbasierte Vorgehensweise kommt der in der vorliegenden Arbeit verwendeten Vorgehensweise recht nahe. Dazu gehört die bemerkenswerte Auseinandersetzung Martin Seeligers (2015, S. 40 ff.) mit medialen Reaktionen auf ein angekündigtes wissenschaftliches Experiment, bei dem etwa 30 Schweine narkotisiert erstickt werden sollten. Er stellt fest, dass sich in den Reaktionen einiger Leser, die in Form von Leserkommentaren zu Wort kommen konnten, die Widersprüchlichkeit des menschlichen Umgangs mit tierischem Sterben aufzeigen lässt. Weiterhin sieht er in den Texten eine Beschönigung der bestehenden Praktiken der Fleischproduktion (vgl. ebd., S. 42). Seeliger rückt mediale Texte überhaupt erst in den Fokus der Forschung, da er der Überzeugung ist, dass

die Wirkung gesellschaftlicher Strukturen erst in Form kultureller Repräsentationsmuster für das Individuum erfahrbar [wird, E.A.]. So sind es nicht die sozialen Institutionen selbst, sondern ihre kulturellen Erscheinungsformen, die die Regeln, Normen und Erwartungen sowie die mit ihnen einhergehenden Formen sozialer Identität, Integration und Stabilität wahrnehmbar werden lassen. (Seeliger, 2014, S. 38)

Veröffentlichungen in Zeitungen sind demzufolge eine Form der kulturellen Repräsentation, durch die gewisse Normen sichtbar gemacht werden.

Der Textanalyse recht nah kommt die Diskursanalyse. Auf diese stützen sich Sauerberg & Wierzbicka (2013) bei ihrer Untersuchung des Tierbildes in der Agraröko-

nomie. Sie analysieren kontrastierend zwei Diskursstränge, „einen internen und einen externen“ (ebd., S. 74); ersterer stammt aus einem agrarökonomischen Lehrbuch, es handelt sich demzufolge um einen fachlichen Diskurs, und letzterer stammt aus der Außenkommunikation der Agrarökonomie mit potentiellen Käufern (vgl. ebd., S. 74 f.). In beiden Fällen findet eine Versachlichung des Tieres statt und die Agrarökonomie sieht sich nicht gezwungen, Fleischkonsum und das damit verbundene Töten von Tieren zu legitimieren. Die Autoren stellen fest,

[...] dass das Tierbild in beiden Diskursstränge [sic, E.A.] vor allem durch eine Objektivierung der Tiere gekennzeichnet ist. Sie werden nicht als Individuen mit eigenem Charakter gesehen, sondern als Produkt, dessen Konsum legitim ist. Dieser Diskurs spiegelt wichtige Aspekte des aktuellen Standes des Verhältnisses der Gesellschaft zu den Tieren wider. Umgekehrt kann man davon ausgehen, dass eine solche Objektivierung im Diskurs Rückwirkungen auf das Verhältnis der Menschen zu den Tieren hat und die bestehenden Praktiken stabilisiert. (Ebd., S. 92)

Mit dieser Aussage verweisen Sauerberg & Wierzbitza einerseits auf ihre methodische Herkunft – die Diskursanalyse, die davon ausgeht, dass dem Diskurs selbst eine gewisse Macht zuteil ist (vgl. ebd., S. 92) – und stützen andererseits auch den bereits erwähnten Grundgedanken, dass ‚Tier‘ kein Sein, sondern ein *Werden* ist, also einen Herstellungscharakter innehat. In der Studie wird davon ausgegangen, dass Sprache gesellschaftliche Machtverhältnisse transportiert und sich deshalb als Datengrundlage bei der Erfassung von Hierarchien eignet (vgl. ebd., S. 73). Dieser Ansatz wird auch in der vorliegenden Arbeit im Bezug auf Text vertreten.

Eine weitere erwähnenswerte Publikation ist der Aufsatz „Naming and the Un-speakable: Representations of Animal Deaths in Some Recent South African Print Media“ (Woodward, 2011). Die Autorin untersucht hierbei „media representations of the deaths of animals who are individualised through naming and specificity“ (ebd., S. 54). Sie bezeichnet diese Repräsentationen als paradox, da der Tod von individualisierten Tieren zwar angeprangert, aber von einem individualisierten Tier nicht auf die gesamte Spezies geschlossen wird und die Schlacht- und Essgewohnheiten nicht hinterfragt werden (vgl. ebd., S. 54 ff.). Mit individualisierten Tieren meint Woodward bestimmte Tiere, die allerdings nicht unbedingt einen Namen haben müssen: Zum Beispiel ein von dem südafrikanischen Politiker Tony Yengeni geopferter Bulle oder ein Huhn, das im Rahmen eines Theaterstückes erst mitwirkte und dann getötet wurde (vgl. ebd., S. 53 ff.). Hierbei beobachtet sie die „tendency to represent animals comically“ (ebd., S. 63), die auf eine „inability to take animals

seriously, with animals generally trivialised as cute and pitiful creatures“ (ebd., S. 63) verweist.

## **2.3 Zusammenfassung**

Zusammenfassend lässt sich inhaltlich sagen, dass die mediale Repräsentation toter Tiere widersprüchlich ist und Tiere – selbst wenn sie individualisiert betrachtet werden – nicht denselben Darstellungsstatus erfahren wie Menschen dies tun. Hier findet sich also die grundsätzliche Ungleichbehandlung von Mensch und Tier, der Speziesismus, wieder. Methodisch ist festzuhalten, dass einige der vorgestellten Autoren davon ausgehen, dass textuelle Artefakte bei der Herstellung des Animalischen eine aktive Rolle spielen.

## **3 Methode**

Nachdem im vorherigen Kapitel im Zuge vorgestellter Studien schon einige methodische Grundannahmen der Analysen zur Sprache kamen, soll in diesem Kapitel klar dargestellt werden, welcher methodischen Logik die vorliegende Arbeit folgt.

### **3.1 Theoretische Einordnung der Ethnomethodologie**

Die vorliegende Arbeit reiht sich methodisch in die Tradition der Ethnomethodologie ein. Die Ethnomethodologie geht auf Harold Garfinkel zurück, der sich als Schüler Talcott Parsons gegen dessen Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit sozialer Ordnung richtet (vgl. Keller, 2012, S. 241). Seine Kritik an Parsons norm- und rollenorientiertem Handlungsmodell bezieht sich auf die Vernachlässigung der aktiven Interpretationsleistung, die einer Handlung innewohnt: „Handelnde erschienen hier [bei Parsons, E.A.] als simple Marionetten der kulturellen Systeme“ (vgl. ebd., S. 241). Garfinkel schlägt stattdessen vor, sich auf die Empirie zu konzentrieren und zu untersuchen, *wie*, also *mit welchen Methoden* Mitglieder einer Gesellschaft in ihrem Alltag zu einer gewissen Ordnung aktiv beitragen (vgl. ebd., S. 242). Garfinkel sieht „the objective reality of social facts as an ongoing accomplishment of the concerted activities of daily life, with the ordinary, artful ways of that accomplishment being by members known, used and taken for granted“ (Garfinkel, 1989, S. vii). Für Garfinkel ist objektiv erscheinende Realität eine aktive

Leistung der Mitglieder einer Gesellschaft. Die Methoden dieser alltäglichen Herstellung aufzudecken und zu analysieren ist das Ziel der Ethnomethodologie (vgl. Keller, 2012, S. 242). Garfinkel legt den Fokus auf den Vollzug einer gewissen Situation durch die Mitglieder einer Gesellschaft (vgl. ebd., S. 244), wobei Garfinkel meint, dass „the activities whereby members produce and manage settings of organized everyday affairs are identical with members’ procedures for making those settings ‘accountable’“ (Garfinkel, 1989, S. 1). Den Begriff *accountable* Machen erklärt Garfinkel als „observable-and-reportable“ (Garfinkel, 1989, S. 1), also beobachtbar Machen einer Handlung. Zusammenfassend zielt die Ethnomethodologie, wenn sie sozialwissenschaftliche Aussagen macht, darauf ab, „wie in den Handlungen der Leute, im kontinuierlichen Austausch von praktischen Erklärungen soziale Strukturen objektiviert und die alltägliche Gewißheit von einer real existierenden sozialen Wirklichkeit intersubjektiv hergestellt werden“ (ebd., S. 51). Aus diesem Grund ist die Ethnomethodologie besonders geeignet für die vorliegende Arbeit und die damit verbundene Frage danach, (in)wie(fern) textuelle Artefakte tote Tiere repräsentieren und damit zum objektiv gegeben erscheinenden Mensch-Tier-Verhältnis beitragen. Die Fragestellung will anders formuliert analysieren, mit welchen Methoden Tiere in Texten auf eine gewisse Art und Weise dargestellt werden und dadurch Wirklichkeit produziert wird.

### **3.2 Sozialwissenschaftliche Textanalyse als Methode**

Im Folgenden wird nun die Textanalyse als Methode vorgestellt. Das Kapitel orientiert sich hauptsächlich an der sozialwissenschaftlichen Textanalyse, wie Stephan Wolff (2006) sie beschreibt.

#### **3.2.1 Sozialwissenschaftliche Textanalyse nach Stephan Wolff**

Die sozialwissenschaftliche Textanalyse zielt darauf ab, „die *methodischen Grundlagen der sozialen Lesbarkeit* von Texten durch kompetente Gesellschaftsmitglieder zu entdecken“ (Wolff, 2006, S. 257 f., Hervorhebung im Original). Dabei geht Wolff in Anlehnung an Dorothy Smith davon aus,

[...] dass hier eine *eigenständige Leistung* des Textes vorliegt (Smith 1990) und es sich daher lohnt nach deren *Systematik*, aber auch nach den interpretativen *Instrumenten* und *Kompetenzen* zu suchen, die hierfür auf Seiten der Produzenten und Rezipienten nötig sind. (Ebd., S. 249, Hervorhebung im Original)

Die grundlegende Idee der Textanalyse ist es, Texte selbst in den Fokus der wissenschaftlichen Untersuchung zu rücken als einen Gegenstand, der keinen rein deskriptiven, sondern einen teilnehmenden Status hat. Dorothy Smith möchte durch die Analyse von Texten auf die soziale Organisiertheit sozialer Beziehungen schließen. Sie identifiziert beispielsweise das Patriarchat als ein textuell vermitteltes Gebilde, das aus einem männlichen Standpunkt heraus geschaffen ist (vgl. ebd., S. 2). Abstrahiert man diese Theorie, kommt man zu dem Konzept, dass ein hierarchisches System seine Macht durch Texte sichern und herstellen kann. Dieser Gedanke soll in der vorliegenden Arbeit von der Mann-Frau-Beziehung auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragen werden. Analog zur Fragestellung wird analysiert, wie textuelle Repräsentationen die hierarchischen Herrschaftsverhältnisse widerspiegeln, legitimieren und damit festigen. Anders formuliert wird danach gefragt, inwiefern Texte das etablierte Mensch-Tier-Verhältnis mitkonstruieren. Dies basiert auf der bereits angerissenen Idee von Smith, dass Texte keine toten<sup>2</sup> Objekte sind (vgl. ebd., S. 121): „The active text, by contrast, might be thought of as more like a crystal which bends the light as it passes through“ (Smith, 1990, S. 121). Mit der Metapher des Kristalls zweifelt Smith also die Neutralität des Textes an. Dies wird deutlich in einer ihrer bekanntesten Veröffentlichungen, der Studie „K ist geisteskrank“, in der sie konversationsanalytisch vorgeht. Sie analysiert ein Interview, im Zuge dessen über eine Person K berichtet wird, die als geisteskrank klassifiziert wird (vgl. Smith, 1976, S. 368). Smith interessieren dabei vor allem die Verfahren, Methoden und Argumentationen, mit denen K beschrieben wird und die die Leserschaft gewissermaßen zu einer bestimmten sozialen (Standard-)Lesart, nämlich Geisteskrankheit, drängt und außerdem alternative Interpretationsmöglichkeiten ausschließt (ebd., S. 373).

### **3.2.2 Mittel der Überzeugung: Kontraststrukturen, Dreierlisten, Euphemisierungen**

Smith identifiziert in ihrer Studie einige Techniken, die bei dieser Überzeugungsleistung behilflich sind. Hier sind zuerst einmal *Kontraststrukturen* zu nennen.

---

<sup>2</sup> In Anlehnung an diese aktive Rolle des Textes ist übrigens auch der Titel der vorliegenden Arbeit „Tote Tiere, *lebendige* Texte“ zu verstehen.

Kontraststrukturen werden im in der Studie analysierten Material verwendet, um Ks angebliche Geisteskrankheit im Rahmen einer Beschreibung ihres Verhaltens zu demonstrieren. Hierfür wird im ersten Teil der Beschreibung eine bestimmte Situation oder Gelegenheit mit erwartbarem Verhalten, und im zweiten Teil Ks damit klar kontrastierendes, abweichendes, anomales Verhalten geschildert (vgl. Smith, 1976, S. 394). Smith argumentiert, dass durch das Zusammenstellen verschiedenster Kontraststrukturen das Verhalten von K so beschrieben wird, dass es „für jedes Mitglied der relevanten Kulturgemeinschaft als dem Verhaltenstypus Geisteskrankheit zugehörig erkennbar ist“ (ebd., S. 411). Dies wird als *Aussonderungsoperation* bezeichnet (vgl. ebd., S. 411).

Ein nächstes Mittel der Überzeugung, das Smith identifiziert und das auf die Glaubwürdigkeit und Authentizität der berichtenden Person(en) abzielt, ist die *Selbsttypisierung*. Alle Personen, die im Bericht benannt werden und Ks Verhalten evaluieren, werden als entweder neutral oder positiv K gegenüber eingestellt beschrieben (vgl. Wolff, 2006, S. 253). Durch die Nennung unterschiedlicher Beobachtungsinstanzen, die bezüglich Ks Verhalten alle ein ähnliches Urteil fällen, erscheint die Einschätzung objektiv und wird in ihrer Gültigkeit bestätigt (vgl. ebd., S. 253).

Ein weiteres effektives, rhetorisches Mittel, das dazu dient, die Leserschaft von einer bestimmten Position zu überzeugen, sind *Dreierlisten*. Diese sind sowohl in politischen Reden, als auch in Werbeslogans und anderen textuellen Veröffentlichungen zu finden (vgl. ebd., S. 263 f.). Ein prominentes Beispiel stellt Caesars berühmter Ausspruch *veni, vidi, vici* dar (vgl. ebd., S. 264) und dürfte nicht nur der humanistisch gebildeten, sondern auch der mit den Abenteuern von Asterix und Obelix vertrauten Leserschaft bekannt sein.

Nun soll aus anderem Kontext noch ein weiteres Mittel der Überzeugung genannt werden, das sich speziell auf die Darstellung (des Todes) von Tieren bezieht. Der bereits im 2. Kapitel erwähnte und zitierte Autor Martin Seeliger spricht im Zusammenhang mit kulturellen Repräsentationsmustern (was öffentlich zugängliche Texte ja sind) von *Normalitätssimplikationen* und *institutionalisierten Euphemisierungen*. Gemeint ist damit, dass kulturelle Repräsentationen bestimmte gesellschaftliche Strukturen als angemessen darstellen und somit Normalität implizieren

(vgl. ebd., S. 39), diese aber eigentlich beschönigen, wie die Wahl des Wortes ‚Euphemisierung‘ nahelegt. Als Beispiel nennt Seeliger (2015, S. 39) das über vielen Metzgereien zu findende Schwein mit einem Messer in der Hand und einer Schürze um den Bauch, das lächelnd seine Artgenossen zum Verzehr zubereitet und dem menschlichen Konsum zur Verfügung stellt.

Die in diesem Kapitel erläuterten Mittel der Überzeugung können in textanalytischen Forschungsarbeiten identifiziert und analysiert werden, um zu rekonstruieren, wie der jeweilige Text Überzeugungsarbeit leistet.

### **3.2.3 Typisierung, Positionierung und Kategorisierung**

Typisierung, Positionierung und Kategorisierung sind drei Begriffe, die beim ersten Lesen ähnlich anmuten, hinter denen sich aber unterschiedliche Konzepte verbergen, die bei der Textanalyse ertragreich sein können und im Folgenden einzeln vorgestellt werden sollen.

Die Selbsttypisierung wurde im Zusammenhang mit Smiths Studie „K ist geisteskrank“ (1976) bereits kurz angerissen. *Typisierungen* dienen der „soziale[n] Orientierung“ (Steen, 2011, S. 200) und sind einfach gesagt eine Reduktion und Abstraktion von Information, die mit einer Anonymisierung der typisierten Person einhergeht (vgl. ebd., S. 200):

Wird der Mitmensch auf wenige Merkmale und Eigenschaften (zum Beispiel Nationalität, Kleidungsstil, familiäre Pflichten) reduziert und als Vertreter eines Typus (Amerikaner, Anzugträger, Vater) erkannt und in dieser Weise auf ihn reagiert, so verschwinden Person und personale Identität [...] hinter dem abstrakten Typus. (Ebd., S. 200)

Das bedeutet: „[B]ei der Typisierung werden [...] bestimmte Merkmale und Eigenschaften an einer Person hervorgehoben“ (Steen, 2011, S. 201).

Die *Kategorisierung* hingegen dient dazu, eine Person in eine allgemeine Kategorie einzuordnen (vgl. ebd., S. 200 f.). Die Kategorisierungsanalyse nach Harvey Sacks untersucht dementsprechend, wie Kategorien sowohl verwendet als auch verstanden werden, und wie mithilfe dieser Kategorien Sinn erklärt und gedeutet wird (vgl. Meyer & Oberzaucher, 2009, S. 3 f.). Es wird durch Hinterfragung des eigenen Verständnisses extrahiert, wie eine gewisse, von der Mehrheit der Leserschaft angewendete Lesart zustande kommt (vgl. ebd., S. 4 f.). Sacks verwendet zur Analyse dieser präferierten Lesart den *Teilnehmer-Kategorisierungs-Apparat* (*Membership*

*Categorization Device*). Mit Kategorien sind gewisse Beschreibungen gemeint, die mit anderen Kategorien zusammengehören, wechselseitig aufeinander verweisen und in der Summe eine Kollektion bilden (vgl. Wolff, 2006, S. 260). Gut erklären lässt sich dies am Beispiel der Schlagzeile „Ehemann begeht Selbstmord, Frau erwacht aus Koma“ (ebd., S. 260). Sowohl ‚Ehemann‘, also auch ‚Frau‘ entsprechen der Kategorie ‚Ehepartner‘ und bilden die Kollektion ‚Ehepaar‘. Damit wird eine Beziehung zwischen beiden impliziert, ohne dass diese explizit genannt werden muss (vgl. ebd., S. 260). Das *Membership Categorization Device* beruht auf der sozialen Erwartbarkeit bestimmter Beziehungskonstellationen (vgl. ebd., S. 261), womit auch moralische Implikationen verbunden sein können (vgl. Meyer & Oberzaucher, 2009, S. 7).

Die *Positionierungstheorie* stellt eine aus der Diskurspsychologie stammende Theorie von Harré dar, die darauf abzielt, eine dynamische Alternative zum starren Konzept der Rolle zu etablieren (vgl. Harré & Langenhove, 2003, S. 14). Der Positionierungstheorie zufolge werden Identitäten in der Interaktion diskursiv gebildet (vgl. Meyer & Oberzaucher, 2009, S. 8). Mit der Annahme, dass Rollen und Identitäten keine festen Konstrukte, sondern Ergebnisse situativer Herstellung sind, vertritt die Positionierungstheorie eine sozialkonstruktivistische Grundhaltung (vgl. ebd., S. 9) und definiert Positionierung folgendermaßen:

[P]ositioning can be understood as the discursive construction of personal stories that make a person's actions intelligible and relatively determinate as social acts and within which the members of the conversation have specific locations. (Harré & Langenhove, 2003, S. 16)

Es können unterschiedliche Arten der Positionierung identifiziert werden. Beispielsweise unterscheidet man zwischen Fremd- und Selbstpositionierung (vgl. ebd., S. 22; Meyer & Oberzaucher, 2009, S. 11). Weiterhin kann man zwischen individueller und sozialer Positionierung unterscheiden (vgl. Meyer & Oberzaucher, 2009, S. 12). Bei individueller Positionierung geht es um Eigenschaften, die auf die persönliche Charakterisierung abzielen, bei sozialer Positionierung werden Merkmale genannt, die eine gesellschaftliche Relevanz haben (vgl. ebd., S. 12).

Kategorisierung, Typisierung und Positionierung sind in gewisser Weise auch Mittel der Überzeugung. Sie können eine Person authentisch oder weniger authentisch erscheinen lassen, sie in bestimmte soziale Kontexte (beispielsweise eine Familie)

einbetten und ihre Verhaltensweisen erklären und legitimieren. Es lohnt sich deshalb, diese Konzepte in die Textanalyse einzubeziehen.

### 3.2.4 Weitere methodische Prämissen der Textanalyse

Wolff (2006) gibt dem sozialwissenschaftlichen Forschungsnachwuchs einige Tipps und methodische Empfehlungen zur Hand, unter Verwendung derer Textanalyse betrieben werden kann und sollte. Zunächst einmal stellt er fest, dass Text ein ‚ent-zeitlichtes‘ Medium ist, das also unabhängig von der produzierenden Person von potentiellen Rezipientinnen und Rezipienten konsumiert werden kann (vgl. Wolff, 2006, S. 247). Diese auf den ersten Blick positiv erscheinende Tatsache geht mit dem Nachteil einer zunehmenden Unsicherheit bezüglich des richtigen Verständnisses des Textes einher (vgl. ebd., S. 247). Wolff limitiert die Anwendbarkeit der sozialwissenschaftlichen Textanalyse auf „die *geschriebene* Sprache bzw. auf *schriftlich vermittelte* Kommunikation“ (ebd., S. 246, Hervorhebung im Original) und auf diejenigen „Daten, die *ohne Intervention des Forschers* zustande gekommen und aufgezeichnet worden sind“ (ebd., S. 246, Hervorhebung im Original). Damit entspricht er der ethnomethodologischen Forderung nach der Verwendung natürlicher Daten zur Aufdeckung gesellschaftlicher Verhältnisse und Phänomene. Wie bereits zu Beginn dieses Kapitels erwähnt, soll mithilfe der Textanalyse herausgearbeitet werden, wie eine bestimmte soziale Lesbarkeit methodisch hergestellt und verstanden wird (vgl. Wolff, 2006, S. 257). Hierzu wird empfohlen, „nach der impliziten Methodik des eigenen Schlussfolgerns zu fragen und diese zu systematisieren“ (ebd., S. 258). Das forschende Individuum soll sich demzufolge die Frage stellen, wie es aus bestimmten Informationen andere Informationen ableitet. Sacks bezeichnet dies als die *Inference-Making Machine* (Sacks, 1989).

Weiterhin formuliert Wolff die Prämisse, keine bereits vorformulierten theoretischen Fragestellungen im Text zu bestätigen versucht werden, sondern die Analyse am Text selbst durchzuführen (vgl. Wolff, 2006, S. 255). In diesem Sinne könnte man die vorliegende Forschungsfrage, (in)wie(fern) Texte zum gesellschaftlich etablierten Mensch-Tier-Verhältnis beitragen, natürlich dahingehend kritisieren, dass diese eine theoretische Vorannahme ist. Durch die bewusste Verwendung des Wortes ‚*inwiefern*‘ ist die Fragestellung allerdings sehr offen gehalten und betont

darüber hinaus den Herstellungs- und Prozesscharakter, sprich das *doing*. In Anlehnung an Sacks besteht nämlich eine weitere Empfehlung Wolffs darin, „abstrakte Konzepte wie Wirklichkeitstreue, Plausibilität, Objektivität, Glaubwürdigkeit etc. mit dem Verb ‚tun‘ oder ‚machen‘ [zu, E.A.] verbinden“ (Wolff, 2006, S. 256).

### **3.3 Zusammenfassung**

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die sozialwissenschaftliche Textanalyse eine Methode ist, die mit dem Gedanken bricht, Texte wären neutrale Zeugnisse der Dinge, über die sie berichten. Damit eignet sich die Textanalyse, um zu ergründen, wie Texte für ihre Verständlichkeit sorgen und auch für eine bestimmte Position, Meinung oder Überzeugung eintreten. Neben dem Hinterfragen des eigenen Verstehensprozesses (*Inference-Making Machine*) kann das forschende Subjekt methodisch auf einige andere Konzepte zurückgreifen, wie beispielsweise die Positionierungstheorie, die *Membership Categorization Analysis*, Kontraststrukturen und Dreierlisten oder sonstige Auffälligkeiten im zu untersuchenden Material. Dies geschieht unter dem ethnomethodologischen Grundgedanken, dass objektiv erscheinende Wirklichkeit das Produkt einer aktiven Herstellung der Gesellschaftsmitglieder ist.

## **4 Datenanalyse**

Dieses Kapitel widmet sich nun der Empirie. Es wird ein Überblick über die gesammelten Daten gegeben und diese werden anschließend im Hinblick auf die Fragestellung analysiert.

### **4.1 Sampling und Überblick über die gesammelten Daten**

Neben der Verwendung natürlicher, sprich ohne Zutun des Forschers entstandener Daten, wird empfohlen, im Zuge der sozialwissenschaftlichen Textanalyse „auf jedwede Codierung, Paraphrasierung oder Re-Formatierung“ (Wolff, 2006, S. 257) zu verzichten und eine Untersuchung „weniger, möglichst gut miteinander kontrastierender Texte“ (ebd., S. 257) vorzunehmen. Aus diesem Grund werden die hier analysierten Texte in genau derjenigen Form verwendet, in der sie auch gesammelt wurden, und neben den reinen Texten wird in einigen Fällen auch die visuelle Er-

scheinung der Daten von Relevanz sein. Um die Texte trotzdem ausführlich betrachten zu können, wurden möglichst kurze textuelle Artefakte ausgewählt. Relative Kürze ist damit ein erstes Kriterium der Auswahl der Daten, sprich des Samplings. Ein weiteres besteht darin, dass die Texte ein möglichst breites Spektrum unterschiedlicher Perspektiven auf den Tod von Tieren bieten sollen, um diese kontrastieren zu können. Deshalb wurden einerseits Texte gewählt, in denen tote Tiere betrauert werden, und andererseits solche, in denen der Tod von Tieren eher normalisierend beschrieben wird. So kann unter anderem herausgearbeitet werden, welche Faktoren dazu führen, dass der Tod eines Tieres betrauert wird oder dies eben nicht geschieht, und welche sprachlichen Unterscheidungen damit einhergehen. Die gesammelten Daten lassen sich hinsichtlich der Medien, die die Texte transportieren, grob in zwei Gruppen einteilen: Die erste Gruppe bilden Grabinschriften, die zweite Gruppe bilden Zeitungsartikel, die sich mit dem Tod von Tieren beschäftigen. In der zuletzt genannten Kategorie finden sich Texte über gestrandete Wale, prominente tote Tiere, Verbrechen an Tieren, Stallbrände und Schlachtungen. Ein drittes Kriterium des Samplings ist die Zugänglichkeit der textuellen Artefakte: Alle Texte sind öffentlich einsehbar, entweder per Internet (im Falle der Zeitungsartikel) oder beim Besuch der Tierfriedhöfe und Parks. Die Daten wurden zwischen Mai 2015 und Februar 2016 gesammelt. In der Datenanalyse fanden insgesamt 13 Artefakte Verwendung.

## **4.2 Datenauswertung: Kontinuum mit mehreren Achsen**

Die bereits (in Kapitel 2.1 Grundlegendes zum Mensch-Tier-Verhältnis) erwähnte Idee von Arluke et al. (2015, S. 94), die Platzierung von Tieren im menschlich geschaffenen, gesellschaftlichen System als ein *Kontinuum* zu betrachten, um in keine dichotome Einteilung von Tieren in entweder Dinge oder Subjekte zu verfallen, soll für die vorliegende Arbeit übernommen werden. Es werden unterschiedliche Ausprägungen dieses Kontinuums herausgearbeitet, die in der vorliegenden Arbeit als *Achsen* bezeichnet werden, und anhand derer sich Tiere innerhalb des gesellschaftlichen Raumes verorten lassen. Die Achsen bestehen jeweils aus einem Kontinuum, welches im Normalfall durch zwei Extreme gekennzeichnet ist, zwischen denen sich unendlich viele kontinuierliche Ausprägungen finden lassen könnten. So kann

kontrastierend analysiert werden, welche Darstellung tote Tiere in Texten erfahren, ohne dass die Vielfalt der Repräsentationsformen verloren geht.

#### 4.2.1 Situiertheit und thematische Dominanz im Text

Eine erste Achse ist die Situiertheit des Textes in einem bestimmten Kontext. Die Frage ist hierbei, in welchem Rahmen sich der Text über ein totes Tier befindet. Handelt es sich beispielsweise um einen Tierfriedhof, der den Zweck erfüllt, eine Trauer- und Gedenkmöglichkeit für ‚Angehörige‘ zu schaffen, ist dies eine vollkommen andere Situiertheit als das Vorkommen eines Textes in einer Zeitung. Wenn ein kompetentes Gesellschaftsmitglied einen Tierfriedhof betritt, ist es darauf gefasst, dass die hier präsentierten Texte auf eine gewisse Art und Weise über den Tod von Tieren berichten werden, die relativ homogen in dem Sinne ist, dass der Tod von Tieren betrauert wird. Zeitungen hingegen informieren im Normalfall über das aktuelle Tagesgeschehen und die Leserschaft ist darauf gefasst, mit den unterschiedlichsten Themen konfrontiert zu werden. Die meisten Zeitungen sind in thematische Abschnitte eingeteilt, die die grobe Richtung der dort befindlichen Artikel vorgeben (zum Beispiel Politik, Wirtschaft, Kultur). Die Frage, in welches Ressort es hierbei eingeordnet wird, gibt schon zum Teil Auskunft darüber, wie sehr der Tod von Tieren im Artikel thematisch dominant sein wird. Aus dieser Einteilung lässt sich in vielen Fällen bereits darauf schließen, wie in den Texten über den Tod von Tieren geschrieben werden wird. Besonders anschaulich lässt sich dies anhand der folgenden beiden Beispiele kontrastieren:

**Kriminalität**

## Schweine verendeten bei Stallbrand

**Ascheberg (dpa/lnw) - Beim Brand eines Schweinestalls in Ascheberg sind am Sonntag nach einer ersten Schätzung etwa 30 bis 40 Tiere verendet. Trotz des schnellen Eingreifens der Feuerwehr habe der Brand in den Morgenstunden den gesamten Stall zerstört, berichtete die Polizei in Coesfeld. Brandursache und Schadenshöhe stehen noch nicht fest. Die Kriminalpolizei hat die Ermittlungen übernommen.**

Artefakt 1: Schweine verendeten bei Stallbrand

In Artefakt 1 befinden wir uns im Ressort ‚Kriminalität‘, in Artefakt 2 im Ressort ‚Tiere‘. Dieser Logik folgend ist im zweiten Artikel der Tod der Eisbärin Tosca und dessen Umstände zentrales Thema des Textes, während im ersten Artikel nicht nur der Tod der Tiere angesprochen wird, sondern auch das Eingreifen der Polizei und

Feuerwehr und der entstandene Schaden, der einhergeht mit dem Wunsch nach der Aufklärung eines eventuellen Verbrechens.

**Tiere**

## **Mutter von Eisbär Knut ist tot**

23. Juni 2015, 11:24 Uhr

Berlin (dpa) - Die Mutter des berühmten Berliner Eisbären Knut ist tot. Die Eisbärin Tosca wurde heute Morgen eingeschläfert, teilte der Zoologische Garten in Berlin mit. Mit beinahe 30 Jahren war Tosca für einen Eisbären ungewöhnlich alt. Tosca wurde laut Zoo eingeschläfert, um dem erblindeten und tauben Bären weiteres Leid zu ersparen. Die Entscheidung hatte eine Ethikkommission getroffen. Nach der Tötung wurde der Bär wie geplant in das Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung gebracht. Dort sollen Pathologen erforschen, ob Tosca an Krankheiten litt.

Artefakt 2: Mutter von Eisbär Knut ist tot

Die Situiertheit des Textes, sprich der Kontext eines Textes bereitet die Leserschaft also in gewisser Weise schon auf den nachfolgenden Inhalt vor und hilft, das Ereignis nicht nur thematisch, sondern auch emotional einzuordnen. Man kann an den Enden der Achse der Situiertheit beziehungsweise der thematischen Dominanz einerseits Schriftstücke finden, die sich vollkommen dem Tod von Tieren widmen, und andererseits Schriftstücke, die diesen nur beiläufig erwähnen.

### **4.2.2 Subjektivierung versus Objektivierung**

Bei dieser Kontinuumsachse steht auf der einen Seite der Extremfall Objektivierung, auf der anderen Seite die vollkommene Subjektivierung des Tieres. Mit Subjektivierung ist die Individualisierung eines Tieres gemeint, mit Objektivierung, inwiefern die Tiere als Waren betrachtet und quantifiziert werden.

Hierzu werden zwei Texte miteinander verglichen, die diese beiden Extreme verkörpern: Artefakt 3 zeigt eine statistische Beschreibung der Entwicklung von Schlachtungen in Thüringen, Artefakt 4 ist das Grab eines Tieres namens Benny auf einem Tierfriedhof.

**MEHR ALS EINE MILLION SCHWEINE IN THÜRINGEN GESCHLACHTET**

Der Appetit auf Fleisch schlägt sich in Thüringen in einer wachsenden Zahl von Schlachtungen nieder.

Erfurt - Nach Angaben des Statistischen Landesamtes vom Freitag wurden im vergangenen Jahr allein 1,1 Millionen Schweine zum Schlachthof gebracht - 2,4 Prozent mehr als 2014. Außerdem wurden 91 100 Rinder in den Schlachthöfen zerlegt, was einem Plus von 4,3 Prozent entspricht.

Die Zahl der geschlachteten Schafe blieb mit 6600 Schafe annähernd konstant. Kaum gefragt war Ziegenfleisch, die Zahl der geschlachteten Ziegen ging um rund sieben Prozent auf 456 zurück. Auch 62 Pferde kamen zum Schlachter. Aus den Tieren wurden insgesamt 128 300 Tonnen Fleisch erzeugt. *dpa*

Artefakt 1: Mehr als eine Million Schweine in Thüringen geschlachtet  
Zuerst einmal ist festzustellen, dass alleine das Bedürfnis, ein Tier zu beerdigen mit einer Individualisierung dieses Tieres einhergeht. Nicht jedem Tier, das stirbt, steht auch eine Beerdigung zu: Die meisten toten Tierkörper werden kollektiv konsumiert oder entsorgt. Hierbei ist analog eine semantische Unterscheidung feststellbar zwischen der Beerdigung oder Beisetzung und der Entsorgung eines Tieres. Dies spiegelt die Widersprüchlichkeit des menschlichen Umganges mit dem Tod von Tieren sehr gut wider: Beim Verscheiden der Einen (beispielsweise Haustiere) erscheint es angebracht, ein Grab als Gedenkstätte zu errichten, beim Verscheiden Anderer (beispielsweise Schlachtvieh) wird diese Option nicht in Erwägung gezogen und wäre wenn überhaupt in einem künstlerischen, satirischen oder tierrechtlichen Rahmen vorstellbar. Umso individualisierter und subjektiver ein Tier betrachtet wird, umso naheliegender ist also dessen Beisetzung. Bei einer Objektivierung und Quantifizierung toter Tiere, wie dies beispielsweise in Artefakt 3 bereits in der Überschrift geschieht („Mehr als eine Million Schweine“), wird der tote Tierkörper anschließend nicht als etwas betrachtet, das beerdigt werden sollte, sondern als ein Produkt für den menschlichen Konsum, was sich durch die Unterüberschrift („Der Appetit auf Fleisch“) bestätigt.



Artefakt 2: Bennys Grab

Weiterhin trägt die namentliche Nennung eines Tieres zu dessen Individualisierung bei, da es bei Tieren nicht gezwungenermaßen nötig ist, ihnen überhaupt einen Namen zu geben. Es ist selbstverständlich, dass die in Artefakt 3 erwähnten Schweine, Rinder, Schafe und Ziegen nicht namentlich genannt werden. Die insgesamt 1.198.156 erwähnten Tiere werden als quantitative Objekte („Aus den Tieren wurden insgesamt 128 300 Tonnen Fleisch erzeugt“) des menschlichen Konsums betrachtet („Kaum gefragt war Ziegenfleisch“). Nachzuvollziehen ist dies mittels der *Membership Categorization Analysis*. Bereits in der Überschrift („Mehr als eine Million Schweine in Thüringen geschlachtet“) werden die Schweine nicht etwa der Kategorie ‚Haustier‘, sondern der Kategorie ‚Schlachtvieh‘ und damit der Kollektion ‚Nahrungsmittel‘ zugeordnet. Dies geschieht durch die Tatsache, dass einem kompetenten Gesellschaftsmitglied bewusst ist, dass Schweine in erster Linie zur Fleischproduktion gehalten werden und dadurch schon das Wort ‚Schwein‘ ausreicht, um die Einordnung in eine bestimmte Kollektion nahezulegen. Bestätigt wird dieser Eindruck durch das Wort ‚geschlachtet‘, das einen typischen, gesellschaftlich etablierten, sozial erwartbaren Umgang mit *Schlachtvieh* beschreibt. Hierbei werden bestehende Vorstellungen über die gesellschaftliche Verortung von

Tieren und das Mensch-Tier-Verhältnis also einerseits von der Leserschaft vorausgesetzt und andererseits auch durch den Artikel angesprochen und damit reproduziert und gesichert.

Die quantitative Erfassung („Mehr als eine Million Schweine“) macht eine namentliche Nennung, wie erwähnt, absurd beziehungsweise unmöglich. Beim Grab von Benny hingegen (Artefakt 4) wird das tote Tier nicht nur anhand des Grabsteines benannt, es sind auch die Daten der Geburt und des Todes fixiert und wesensbezogene Eigenschaften des beerdigten Individuums verewigt. Im Grab von Benny verteilt liegen kleine Steine, auf die per Hand in spanischer Sprache die Worte gesellig (*sociable*), stolz (*orguloso*), freundschaftlich (*amistoso*), klug (*listo*), lebendig (*vivo*), mutig (*valiente*) und aufrichtig/ehrlich (*sincero*) geschrieben wurden. Nun kann man an dieser Stelle natürlich erst einmal hinterfragen, wie ein kompetentes Gesellschaftsmitglied überhaupt weiß, dass diese Adjektive das tote Tier beschreiben sollen, wie also die *Inference-Making Machine* in diesem Fall funktioniert. Hier ist die bereits erwähnte Situiertheit zu nennen, also die Tatsache, dass man sich auf einem Tierfriedhof befindet und einem dies auch bewusst ist. Weiterhin sind viele der Gräber – ähnlich wie auf Menschenfriedhöfen – durch Holzbalken limitiert, was im Falle von Bennys Grab gut erkennbar ist (siehe Artefakt 4). Daraus lässt sich schließen, dass die sich innerhalb eines Holzrahmens befindlichen Dinge zusammengehören und somit die Verbindung zwischen Benny und den genannten Eigenschaften entsteht.

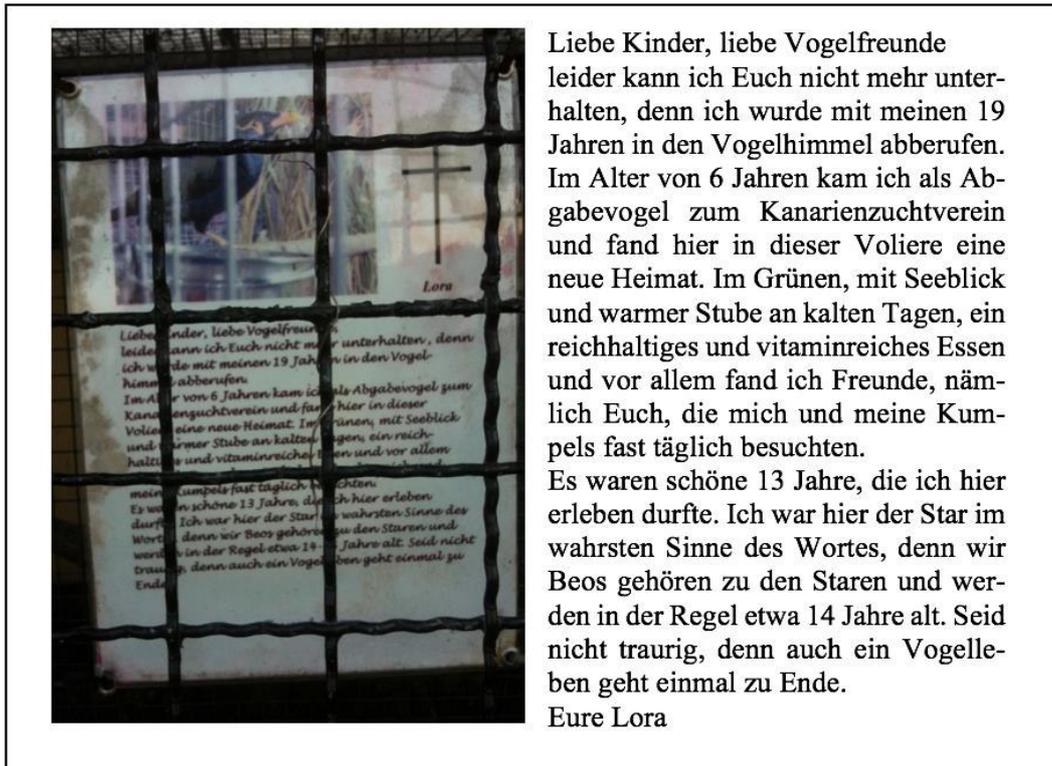
Erwähnenswert ist weiterhin, dass Bennys Grab innerhalb des Friedhofes rein textuell betrachtet das am stärksten individualisierte darstellt und deshalb in diesem Kapitel als Beispiel gelten soll. Die Texte anderer Gräber sind größtenteils nicht per Hand beschriftet und wiederholen sich in ihren Wortlauten. Häufig finden sich beispielsweise Formulierungen wie „In Liebe geboren. In Liebe gelebt. In Liebe gestorben“ (Artefakt Nr. 6, S. 24) oder „Nun ruhe sanft und geh in Frieden, denk immer dran, dass wir dich lieben“ (Artefakt Nr. 13, S. 34). Diese Formulierungen zeugen von den Beziehungen, die zwischen Tier und Mensch bestehen, aber weniger von den persönlichen Eigenschaften des Tieres. In diesem Sinne kann man hinsichtlich der individualisierten Beschreibung in der textuellen Gestaltung von Tiergräbern Unterschiede entdecken, die unter anderem Teil des nächsten Kapitels sein

werden. Nachvollziehen lassen sich diese unter Verwendung der Positionierungstheorie. Wie oben erwähnt unterscheidet man zwischen individueller und sozialer Positionierung. Eigenschaften wie sie im Falle Bennys genannt werden, stellen hierbei klar eine individuelle Positionierung dar, da es um seine wesensbezogenen Eigenschaften geht. Andere Positionierung, die die emotionale Zuneigung eines Menschen beschreiben (Betonung des geliebt Werdens), akzentuieren die gesellschaftliche Reichweite, die die Existenz des Tieres mit sich brachte und nun auch dessen Tod mit sich bringt, was Grabinschriften wie „Wir vermissen dich sehr !!!!“ (Artefakt Nr. 11, S. 33) deutlich machen. Außerdem ist hier im Hinblick auf die Positionierungstheorie festzuhalten, dass Tiere der Fremdpositionierung durch den Menschen ausgeliefert sind und sie nicht mit menschlichen sprachlichen Mitteln die Positionierung korrigieren können, da sie erstens derer nicht mächtig und zweitens tot sind.

#### **4.2.3 Grad der Vermenschlichung**

Wie bereits im vorhergehenden Kapitel angedeutet, werden manche Tiere (nach ihrem Tod) als Produkte für den menschlichen Konsum klassifiziert. In diesem Fall findet keinerlei Vermenschlichung statt: Den Lebewesen werden keine menschlichen oder überhaupt persönlichen Eigenschaften zugesprochen, sondern sie werden als Waren und Besitzgüter betrachtet. Auf der anderen Seite dieser Kontinuumsachse stehen Texte, die Tieren Eigenschaften zusprechen, die typisch menschlich sind.

Artefakt 5 ist eine Mischung aus Abschiedsbrief und Todesanzeige und ein Beispiel für die Vermenschlichung von Tieren. Es wurde fotografiert an einer öffentlich zugänglichen Vogelvoliere in einem Park. Da der Text auf dem Foto schwierig zu erkennen, die Gesamtkomposition des ‚Nekrologs‘ aber trotzdem interessant ist, liegt sowohl das Originalfoto, als auch der abgetippte Text vor.



Liebe Kinder, liebe Vogelfreunde  
 leider kann ich Euch nicht mehr unterhalten, denn ich wurde mit meinen 19 Jahren in den Vogelhimmel abberufen. Im Alter von 6 Jahren kam ich als Abgabevogel zum Kanarienzuchtverein und fand hier in dieser Voliere eine neue Heimat. Im Grünen, mit Seeblick und warmer Stube an kalten Tagen, ein reichhaltiges und vitaminreiches Essen und vor allem fand ich Freunde, nämlich Euch, die mich und meine Kumpels fast täglich besuchten. Es waren schöne 13 Jahre, die ich hier erleben durfte. Ich war hier der Star im wahrsten Sinne des Wortes, denn wir Beos gehören zu den Staren und werden in der Regel etwa 14 Jahre alt. Seid nicht traurig, denn auch ein Vogelleben geht einmal zu Ende.  
 Eure Lora

### Artefakt 3: Loras Todesanzeige

Im Fall von Loras Todesanzeige können unterschiedliche Faktoren aufgezeigt werden, die zur Vermenschlichung des Tieres führen. Zunächst ist auffällig, dass der Text aus der Ich-Perspektive verfasst wurde, wobei Lora selbst die Erzählerin ist. Da Tiere der menschlichen Sprache und vor allem auch der Schrift – soweit dies im Moment bekannt ist – nicht mächtig sind, ist die Tatsache, dass Lora hier Worte als Form der menschlichen Kommunikation in den Mund gelegt werden, eine Vermenschlichung ihres Wesens. Die positiven Beschreibungen der Lebensumstände Loras im selben Abschnitt sind einerseits ebenfalls vermenschlichend; andererseits konstruieren sie auch einen Kontrast zwischen Mensch und Tier: Die Idee, dass Tiere „Seeblick“ schätzen, ist eine Vermenschlichung, da hier von menschlichen Präferenzen auf die des Tieres geschlossen wird. Dahingegen ist die Betonung einer „reichhaltige[n] und vitaminreiche[n]“ Ernährung zwar eine Sache, die Menschen auch empfohlen wird, die aber in einem analogen Rahmen – einer menschlichen Todesanzeige – niemals Beachtung finden würde und wenn überhaupt als Satire akzeptabel wäre.

Durch die Todesanzeige lassen sich kurz gesagt einerseits diverse Vermenschlichungen von Tieren, andererseits Unterschiede in der textuellen Repräsentation von

Menschen und Tieren aufzeigen. Bei Tieren werden andere Prioritäten gesetzt, es wird eine andere Sprache verwendet als bei Menschen – selbst wenn erstere stark vermenschlicht werden. Die These ist demzufolge, dass – auch wenn Tieren viele Eigenschaften zugeschrieben werden, die typisch für Menschen sind – keine vollkommene Vermenschlichung stattfindet, also trotz allem Unterschiede in der textuellen Repräsentation zu finden sind. Damit werden in den Artefakten die grundsätzliche Grenzziehung zwischen Mensch und Tier und die damit einhergehende Ungleichbehandlung dieser widergespiegelt.

Neben der grundlegenden Dichotomie zwischen Mensch und Tier wird in Artefakt 5 auch die hierarchische Unterordnung reproduziert. Dies geschieht durch den anfänglichen Satzteil „leider kann ich Euch nicht mehr unterhalten“. Damit wird impliziert, dass Tiere dem Menschen untergeordnet sind und ihre Lebensaufgabe beispielsweise im Belustigen des Menschen liegt. Zuerst wird die gesellschaftliche Relevanz des Vogels genannt, bevor auf die Bedürfnisse des Tieres eingegangen wird (was im zweiten, oben analysierten Abschnitt geschieht).



Artefakt 4: Jacks Grab

Mit dem Gedanken im Kopf, dass auch sehr menschlich beschriebene Tiere keine vollkommene Vermenschlichung erfahren, sollen nun noch einige Grabinschriften

auf ihren Grad der Vermenschlichung hin untersucht werden. Es wurde im vorherigen Kapitel bereits festgestellt, dass in Grabinschriften unterschiedliche Positionierungen der Tiere stattfinden: Individuelle und soziale. Individuelle Positionierungen betonen die wesensbezogenen Eigenschaften eines Tieres, wie beispielsweise die Adjektive *gesellig*, *stolz* oder *klug* in Bennys Fall; soziale Positionierungen betonen die gesellschaftliche Relevanz des verstorbenen Wesens, beispielsweise die Bedeutung des Tieres für die Hinterbliebenen. Artefakt 6 verdeutlicht letzteres Schema: Jacks Charakterzüge werden hier nicht erwähnt, stattdessen findet die emotionale Beziehung zu seinen ‚Besitzern‘ Beachtung und es wird betont, dass er trotz seines Todes unvergessen bleibt. Diesem Muster der Liebesbekundung und der Beteuerung des Nicht-Vergessens folgen viele Grabinschriften auf dem untersuchten Tierfriedhof; die Texte sind teilweise sogar identisch. Es handelt sich um ein relativ standardisiertes Muster.

Analog zur Unterscheidung zwischen Gräbern, die die darin enthaltenen Tiere eher individualisieren, und Gräbern, die die Tiere eher sozial eingebettet beschreiben, lässt sich noch eine weitere Differenz aufspannen. Diejenigen Beschreibungen, die die gesellschaftliche Relevanz betonen, wären viel eher auf einem menschlichen Grab denkbar als diejenigen Beschreibungen, die sich dem individuellen Charakter und der Persönlichkeit widmen. Mit diesem Wissen im Hinterkopf wird die lesende Person bei erneutem Betrachten von Jacks Grab (Artefakt 6) vermutlich feststellen, dass dieses tatsächlich einem menschlichen Grab sehr ähnelt. Kontrastierend dazu ist es sinnvoll, einen Blick auf Artefakt 7 und 8 zu werfen.



Artefakt 6: Fürst Pücklers Pferd



Artefakt 6: Carlos Grab

Artefakt 8 stammt von einem Tierfriedhof, Artefakt 7 aus dem Fürst-Pückler-Park Branitz, in dem Fürst Pückler sich selbst, seine Frau und sein Pferd beerdigen ließ.

Carlo in Artefakt 8 wird beschrieben als ein Freund, der mutig, treu und schlau war. Adschameh in Artefakt 7 wird charakterisiert als brav, schön, klug und vortrefflich. Es handelt sich in beiden Fällen um sehr individualisierte Positionierungen der Wesenszüge der toten Tiere, die weit weniger standardisiert sind als die obigen sozialen Positionierungen. Sie sind allerdings im Gegensatz zu den sozialen Beschreibungen viel tiertypischer. Dies dürfte einleuchten, wenn man sich vorstellt, die Artefakte 7 und 8 wären Menschengräber. Es wäre nicht denkbar, dass Herr Pückler beispielsweise seine Frau *post mortem* mit den Worten „vortrefflich“ und „brav“ beschrieben hätte. Der Gedanke ist so absurd, dass er eine belustigende Wirkung hat.

Als Zusammenfassung kann in diesem Kapitel wiederum festgestellt werden, dass zwischen Beschreibungen von Menschen und Tieren Differenzen bestehen. Allerdings sind diese deutlich verstärkt vorzufinden, wenn die Tiere individuell positioniert werden. Soziale Positionierungen von Tieren überraschen mit einer erstaunlichen sprachlichen Nähe zu sozialen Positionierungen von Menschen.

#### **4.2.4 (Bedürfnis nach) Legitimation und Erklärung des Todes**

Eine weitere Dimension, die man in textuellen Artefakten über den Tod von Tieren ausfindig machen kann, ist die Legitimation des Todes von Tieren, genauer gesagt das Bedürfnis danach. Die Frage ist in diesem Fall, ob sich der Text überhaupt damit beschäftigt, den Tod eines Tieres zu erklären oder ob dieser als selbstverständlich hingenommen wird. Weiterhin geht es darum, wie das Verhalten der Menschen, die für den Tod eines Tieres verantwortlich gemacht werden, bewertet wird und wie diese Bewertung legitimiert wird. Somit finden gewissermaßen zwei unterschiedliche Arten der Legitimation statt. Hier können die Texte schwanken zwischen dem Extrem, dass überhaupt kein Bedürfnis nach Erklärung gesehen wird, und dem Extrem, dass der Tod unter Rückgriff auf die verschiedensten Instanzen und Mittel der Überzeugung legitimiert wird. Als Beispiel für das erste Extrem soll das bereits verwendete Artefakt 3: *Mehr als eine Million Schweine in Thüringen* geschlachtet genannt werden. Der Text beschreibt im Grunde genommen die veränderte Nachfrage des Menschen nach Fleisch und die damit einhergehende wachsende Zahl an Schlachtungen. Es wird keinerlei Bedürfnis gesehen, die Tatsache, dass Tiere getötet werden, zu legitimieren, zu erklären oder zu rechtfertigen. Es ist

eine gesellschaftlich etablierte Praxis, die durch textuelle Repräsentation ihre eigene Etabliertheit herstellt und damit eine Normalitätsimplikation ist.

Auf der anderen Seite des Kontinuums befindet sich das Extrem, das in hohem Maße nach Legitimation verlangt. Artefakt 9 bietet hierfür ein gutes Beispiel.

Männer ziehen Kalb mit Traktor aus dem Mutterleib – beide Tiere sterben

15. Oktober 2015

### **Der Fall aus Südbaden hat Tierschützern den Atem stocken lassen:**

Sie sollen eine trächtige Kuh und das kleine Kalb bei der Geburt in Bahlingen getötet haben - zwei Männer müssen sich heute wegen eines besonders grausamen Falls von Tierquälerei vor dem Amtsgericht Kenzingen verantworten. Die beiden Angeklagten hatten offenbar versucht, das Rind bei der Geburt zu unterstützen. Weil das Kalb aber nicht von alleine herauskam, sollen die beiden Männer einen Strick zur Hand genommen haben und diesen an die Beine des Jungtiers, sowie an einen Traktor angebunden haben. Beim Versuch das Kalb anschließend mit der Maschine aus dem Mutterleib zu ziehen, sind beide Tiere gestorben. Angeklagt sind die beiden Männer jetzt wegen eines Verstoßes gegen das Tierschutzgesetz.

#### **Artefakt 7: Männer ziehen Kalb mit Traktor aus dem Mutterleib**

Der Tod des Kalbes und seiner Mutter bei der Geburt ist nicht selbstverständlich und muss deshalb legitimiert werden. Dies geschieht, indem die Umstände des Sterbens erklärt werden. Es ist in diesem Fall ertragreich, zu analysieren, wie der Text eine bestimmte soziale Lesart der Ereignisse nahelegt: Die beiden Männer werden als aktive Tierquäler dargestellt. Die Frage ist nun, wie der Text dies legitimiert und sich gegen eine alternative Lesart verteidigt, die lauten könnte, dass die missglückten Geburtshelfer den Tieren lediglich helfen wollten und es sich damit um einen tragischen Unfall mit Todesfolge handelt. Zuerst einmal ist festzustellen, dass der Text die beiden Personen entweder als „Männer“ oder als „Angeklagte“ bezeichnet. Letztere Beschreibung impliziert das Vorliegen einer Straftat oder zumindest den Verdacht darauf, da ansonsten eine Anklage vor Gericht nicht zustande käme. Trotz der gesetzlich verankerten Unschuldsvermutung ist die These, dass die Männer von einem kompetenten Gesellschaftsmitglied gemäß der *Membership Categorization Analysis* – durch die Bezeichnung als und Zuweisung zur Kategorie ‚Angeklagte‘ – der Kollektion ‚Verbrecher‘ zugeordnet werden. Diese Kategorisierung wird gestützt durch die Schilderung gewisser Umstände und Verhaltensweisen, die sozial erwartbar und typisch für Verbrecher sind: Erstens sollen die beiden Herren die Tiere „getötet haben“. Weiterhin ist von einem „besonders grausamen Fall [...] von

Tierquälerei“ die Rede, die beiden Herren müssen sich „vor dem Amtsgericht Kenzingen verantworten“ und sie sind wegen „eines Verstoßes gegen das Tierschutzgesetz“ angeklagt. Hier wird das Verhalten unter Berufung auf Gesetze und Judikative als sanktionierende Instanz des Staates verurteilt. Diese Einschätzung wird dadurch gestärkt, dass der Fall auch „Tierschützern den Atem stocken“ ließ. Die Tat der Herren wird damit ein nicht nur auf rechtsstaatlicher, sondern auch auf moralisch-ethischer Ebene zu verurteilendes Ereignis. Durch Berufung auf eine zweite Instanz der Verurteilung verschafft der Text sich und seiner Darstellung der Männer als Verbrecher Authentizität und macht alternative Lesbarkeiten äußerst problematisch. Zu diesem *doing authenticity* trägt noch ein weiteres Stilmittel bei: Der Text stellt einen starken Kontrast her zwischen den unschuldigen und hilflosen Tieren und den vollkommen unpassenden Methoden der beiden Männer. Der Satz „Beim Versuch das Kalb anschließend mit der Maschine aus dem Mutterleib zu ziehen, sind beide Tiere gestorben“ macht dies besonders deutlich. Hier wird durch die syntagmatische Kombination bestimmter Wörter der Ablauf der Tat nachempfunden: Es werden die eher positiv und schutzbedürftig besetzten Begriffe ‚Kalb‘ und ‚Mutterleib‘ mit dem eher negativen und aggressiven Begriff ‚Maschine‘ in Verbindung gebracht. Dies führt der Leserschaft die Unangebrachtheit des Vorgehens der beiden Männer vor Augen, da sie diese beiden Kontraste nicht nur – wie der Text – in einem Satz, sondern sogar in einer Situation vereint haben – mit der fatalen Folge, dass die Tiere dabei umkamen. An diesem Beispiel lässt sich also gut die aktive Herstellung einer gewissen sozialen Lesart durch einen Text und das Bedürfnis nach der Legitimation des Todes eines Tieres aufzeigen. Es ist anzumerken, dass Artefakt 9 seine mediale Relevanz vermutlich erst durch das menschliche Verbrechen erhält und so gewissermaßen in der Konstruktion der vorliegenden sozialen Lesart auch medienökonomische Gründe eine Rolle spielen. Ähnlich verhält sich dies beim bereits erwähnten Artefakt 2:

TIERE

## Mutter von Eisbär Knut ist tot

23. Juni 2015 - 11:24 Uhr

Berlin (dpa) - Die Mutter des berühmten Berliner Eisbären Knut ist tot. Die Eisbärin Tosca wurde heute Morgen eingeschläfert, teilte der Zoologische Garten in Berlin mit. Mit beinahe 30 Jahren war Tosca für einen Eisbären ungewöhnlich alt. Tosca wurde laut Zoo eingeschläfert, um dem erblindeten und tauben Bären weiteres Leid zu ersparen. Die Entscheidung hatte eine Ethikkommission getroffen. Nach der Tötung wurde der Bär wie geplant in das Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung gebracht. Dort sollen Pathologen erforschen, ob Tosca an Krankheiten litt.

### Artefakt 2: Mutter von Eisbär Knut ist tot

Die tote Eisbärendame wird durch ihren berühmt gewordenen Sohn Knut kategorisiert und damit wird ihr Tod zum medialen Ereignis. Relevanter für das aktuelle Kapitel ist allerdings die Tatsache, dass sich auch dieses Beispiel auf der aktuellen Kontinuumsachse in der Nähe des Extrems des starken Bedürfnisses nach Legitimation verorten lässt. Auffällig ist hier ebenfalls eine mehrfache Legitimation des Todes. Erstens wurde der Tod von einer Ethikkommission beschlossen, womit die Zustimmung einer moralisch-ethischen Instanz sichergestellt und dies auch für die Leserschaft verständlich aufbereitet wird: Man wollte „dem erblindeten und tauben Bären weiteres Leid ersparen“. Zweitens beruft sich der Text auf die Biologie, indem er der Leserschaft erklärt, welche Lebenserwartung Eisbären haben. Die These ist, dass hier durch *Anti-Kontraststrukturen* (in Anlehnung an Dorothy Smiths Kontraststrukturen) Normalität erzeugt wird. Als Beispiel soll folgender Satz betrachtet werden: „Mit beinahe 30 Jahren war Tosca für einen Eisbären ungewöhnlich alt“. Hieraus lassen sich einige Aussagen ableiten, die die Leserschaft zu der Folgerung bringen, dass am Tod von Tosca nichts Atypisches zu finden ist:

1. Tosca wurde 30 Jahre alt.
2. Tosca ist eine Eisbärin.
3. Eisbären werden normalerweise nicht 30 Jahre alt.
4. Ergo ist ihr Tod absolut legitim (wenn nicht sogar überfällig, wie die Formulierung „ungewöhnlich alt“ impliziert).

Hier findet die umgekehrte Form einer Kontraststruktur, wie sie Dorothy Smith in der Studie „K ist geisteskrank“ (1976) beschrieben hat, Verwendung. Diese soll als

Anti-Kontraststruktur bezeichnet werden, da sie genau gegensätzlich zu einer Kontraststruktur, die abweichendes Verhalten exponiert, nicht-abweichendes und normales Verhalten nahelegt. Anti-Kontraststrukturen versuchen folglich die soziale Lesbarkeit ‚Normalität‘ zu erzeugen. (Eine derartige Anti-Kontraststruktur findet sich übrigens auch in Artefakt 5: *Loras Todesanzeige*.)

Auffällig ist im Zuge dieses Kapitels, dass die An- oder Abwesenheit eines Bedürfnisses nach Legitimation anscheinend mit einer gewissen semantischen Unterscheidung einhergeht: Wenn im Zusammenhang mit Tieren von ‚Schlachtungen‘ die Rede ist, ist keine Legitimation nötig, es wird als ein Faktum betrachtet, dass Tiere dem Menschen als Nahrungsmittelquelle dienen. Wenn hingegen von ‚Tötung‘, ‚Einschläferung‘ oder ‚Sterben‘ die Rede ist, so kann der Tod der Tiere in Frage gestellt werden. Es ist in Anlehnung an diese Unterscheidung nicht nur relevant, um *was* für ein Tier es sich handelt, sondern auch *wann* und vor allem *wie* ein Tier umkommt. Denken wir beispielsweise an Kind- und Mutter-Rind, die bei der Geburt starben: Wären sie nicht derart früh und auf eine derartige Art und Weise ums Leben gekommen, so hätte ihr Tod sicherlich keinerlei Wellen geschlagen. Ihr Ableben hätte – wenn überhaupt – in einem Text über die statistische Erfassung der jährlichen Schlachtungen quantitative Beachtung gefunden. Festzuhalten ist also, dass gewisse Arten des Sterbens eine Legitimation nach sich ziehen, während dies andere nicht tun, was sich anhand der jeweils verwendeten sprachlichen Bezeichnung nachweisen lässt.

Dies soll an einem weiteren Beispiel erläutert werden, wobei die These lautet, dass auch das Wort ‚verenden‘ im Zusammenhang mit tierischem Sterben eine Legitimation fordert. ‚Verenden‘ impliziert, dass der Tod eines Tieres nicht gewollt beziehungsweise geplant war, beispielsweise im Falle eines Brandes oder Unfalls (Artefakt 1: *Schweine verendeten bei Stallbrand*, S. 18), qualvoll ablief und deshalb eine gewisse Legitimation erfordert. Artefakt 10 macht dies anschaulich. Es handelt sich um einen Zeitungsartikel, der über den Tod eines in New York gestrandeten Wales berichtet.

**Gestrandeter Wal in New York tot**



Der Wal überlebte nicht. (Bild: Keystone)

**Der im New Yorker Stadtteil Queens gestrandete 18-Meter-Finnwal ist verendet. Das teilte am Donnerstag der Direktor der Riverhead-Stiftung, Robert DiGiovanni, mit. Der Wal war am Mittwochvormittag an einem Strand bei Breezy Point an Land getrieben.**

Artikel weiterempfehlen

[facebook](#) [twitter](#) [MAIL](#)

Zunächst war er noch am Leben, die Retter zeigten sich aber gleich alarmiert über seine schlechte Verfassung. Die Feuerwehr besprühte den Wal vergeblich mit Wasser, um ihn vor Austrocknung zu bewahren. Nach dem Blauwal ist der Finnwal, der bis zu 27 Meter lang und bis zu 70 Tonnen schwer werden kann, die zweitgrößte lebende Tierart.

"Wir werden viel schweres Gerät brauchen", sagte die Biologin Mendy Garron, die sich für die staatliche Organisation NOAA um den Fall kümmerte. Die Rettungsdienste suchten nach dem Tod des Meeressäugers "entweder eine Stelle für die Beisetzung oder eine Müllhalde". (SDA/AFP)

Artefakt 8: Gestrandeter Wal in New York tot

Im fettgedruckten Teil des Artikels ist davon die Rede, dass der Wal „verendet“ ist. Im mittleren Absatz wird kurz die Geschichte des Wales seit seiner Strandung in New York erläutert. Dabei werden unterschiedliche, in diese Geschichte involvierte Menschen erwähnt, deren textuelle Beschreibung es sich lohnt zu betrachten. Es ist von „Retter[n]“ die Rede und von der „Feuerwehr“, die den Wal bewässerte, „um ihn vor der Austrocknung zu bewahren“. Beide Formulierungen sind Positionierungen und Typisierungen, die die Personen als dem Wal gewogen beschreiben: Einem Retter unterstellt man grundsätzlich, dass er nur das Beste für das zu rettende Wesen will, und auch der Einsatz der Feuerwehr ist darauf ausgerichtet, dem Wal zu helfen. Die Beschreibung dieser Aktionen verleihen den helfenden Menschen Authentizität und implizieren, dass wirklich alles getan wurde, um das Tier am Leben zu erhalten. Die Positionierung als Helfer und die Typisierung als wal-affin erzeugen

somit die Lesart, dass der Tod des Wales nicht aufzuhalten war. Dies wird verstärkt durch andere Beschreibungen im Text: Die „Retter zeigten sich [...] gleich alarmiert über seine schlechte Verfassung“ und sprühten „vergeblich mit Wasser“. Dies verdeutlicht, dass die Chancen des Überlebens von Anfang an gering waren und der Tod des Tieres nicht allzu sehr überrascht. In diesem Abschnitt findet also auf unterschiedliche Art und Weise ein *doing authenticity* und *legitimation* statt.

Wirft man einen Blick auf den ersten, fettgedruckten Abschnitt findet man hier eine weitere Positionierung und Typisierung. Es wird sich als Quelle auf Robert Di-Giovanni berufen. Dieser wird als Repräsentant der *Riverhead*-Stiftung typisiert und damit als Experte und dem Wal gegenüber positiv eingestellt beschrieben. Selbst wenn der Leserschaft die *Riverhead Foundation* nicht bekannt sein sollte, lässt sich von dem Begriff ‚Stiftung‘ auf eine Institution schließen, die grundsätzlich geschaffen wurde, um etwas Gutes zu tun und sich beispielsweise um benachteiligte Lebewesen zu kümmern. Die Positionierung als Experte zusammen mit der wiederholten Typisierung als wal-affin verhilft dem Text zu zusätzlicher Authentizität und Legitimation. Dies unterstützt die oben identifizierte Lesart, dass der Tod des Wales trotz Bemühungen nicht zu verhindern war.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die textuelle Repräsentation von Tieren sich dahingehend unterscheidet, ob es ein Bedürfnis nach der Erklärung der Umstände des Todes gibt. Ist dies der Fall, wird das Verhalten der in die Todesumstände involvierten Personen durch den Text entweder verurteilt oder unterstützt. Diese Beurteilung wird legitimiert durch unterschiedliche Mittel, wie Positionierung und Typisierung oder Berufung auf autoritäre Instanzen.

#### **4.2.5 Grad der Emotionalität**

Inwiefern in textuellen Artefakten der Tod von Tieren emotionalisiert wird, ist eine weitere Achse des Kontinuums der Verortung von Tieren in der menschlichen Gesellschaft. Friedhöfe bilden hierbei ein Extrem. Da Friedhöfe Orte der Trauer und des Gedenkens sind und kompetente Gesellschaftsmitglieder über dieses Wissen verfügen, deutet alleine schon die Tatsache, ein Grab für ein Tier zu errichten, darauf hin, dass der Tod desselben mit Emotionen seitens der Menschen verbunden ist. Die Trauer spiegelt sich demzufolge bereits in der Situiertheit von Texten wider. Auch der übliche Aufbau eines Grabes dürfte bekannt sein, sodass dieser ebenfalls

Emotionalität schafft, wenn er im Rahmen von Tierbestattungen eingesetzt wird. Artefakt 11 ist hierfür ein gutes Beispiel.

Das Grab erfüllt einige formale Kriterien, die typisch sind für Gräber menschlicher Toter: So sind neben einem Bild des Tieres auch sein Name, seine Geburts- und Sterbedaten und einige trauer- und liebesbekundende Sprüche verewigt. Weiterhin ist das Grab mit Herzen aus Stein, die ebenfalls als mediale Träger für Text<sup>3</sup> genutzt werden, und frischen Zweigen versehen; es scheint also regelmäßig gepflegt zu werden.

Die These dieses Abschnittes lautet zusammenfassend, dass die Emotionalität des Todes von Menschen auf den Tod von Tieren übertragen wird – durch eine menschengrab-ähnliche Gestaltung der Gräber von Tieren.

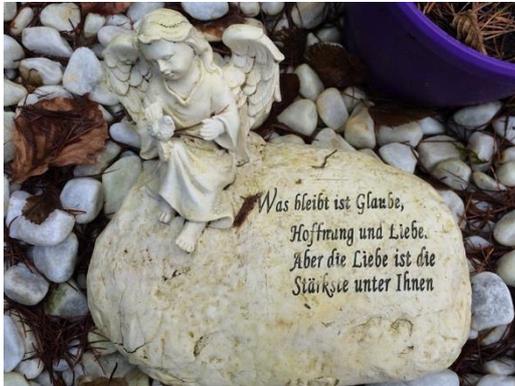


Artefakt 9: Moglis Grab

---

<sup>3</sup> Da die Lesbarkeit aufgrund der kleinen Schrift und des der Witterung ausgesetzten Materials etwas eingeschränkt ist, soll hier kurz vermerkt sein, dass auf dem oberen Herz „Ein Engel findet immer einen Platz zum Landen“ und auf dem unteren Herz „Ich vermiss dich“ geschrieben steht.

Dreierlisten wurden im zweiten Kapitel als ein rhetorisches Format, das Überzeugungsarbeit leisten soll, eingeführt. Auch im Rahmen von Grabinschriften werden Dreierlisten eingesetzt.



Artefakt 11: Glaube, Hoffnung, Liebe      Artefakt 11: Pepples Grab

Artefakt 12 beinhaltet neben der Dreierreihung aus Glaube, Hoffnung und Liebe zusätzlich eine Kontraststruktur, indem es Liebe als besonders stark charakterisiert. Im Falle von Pepples Grab wird die Wirkung der Dreierliste durch den Reim aus „Frieden“ und „lieben“ verstärkt. In beiden Fällen findet eine Art Steigerung statt, die am Ende ihre Klimax erreicht. Dreierlisten entfalten damit im Falle von Grabinschriften eine gewisse, die Leserschaft von der emotionalen Involviertheit des Textproduzenten überzeugende Wirkung durch ihren speziellen intensivierenden und ansteigenden Aufbau.

Nun soll eine etwas abgeschwächte Form der emotionalen Ergriffenheit erläutert werden, welche in Anlehnung an das Vokabular der Ethnomethodologie als *doing*

Liebe Kinder, liebe Vogelfreunde  
leider kann ich Euch nicht mehr unterhalten, denn ich wurde mit meinen 19 Jahren in den Vogelhimmel abberufen.  
Im Alter von 6 Jahren kam ich als Abgabevogel zum Kanarienzuchtverein und fand hier in dieser Voliere eine neue Heimat. Im Grünen, mit Seeblick und warmer Stube an kalten Tagen, ein reichhaltiges und vitaminreiches Essen und vor allem fand ich Freunde, nämlich Euch, die mich und meine Kumpels fast täglich besuchten.  
Es waren schöne 13 Jahre, die ich hier erleben durfte. Ich war hier der Star im wahrsten Sinne des Wortes, denn wir Beos gehören zu den Staren und werden in der Regel etwa 14 Jahre alt. Seid nicht traurig, denn auch ein Vogelleben geht einmal zu Ende.  
Eure Lora

Artefakt 5: Loras Todesanzeige

*being sad, but not too sad* bezeichnet werden soll. Erklären lässt sich dies am bereits erwähnten Artefakt 5, dessen Text hier noch einmal nachzulesen ist.

Die Wahl der Formulierung „Seid nicht traurig, denn auch ein Vogelleben geht einmal zu Ende“ impliziert, dass eine negative emotionale Reaktion auf den Tod eines Tieres nicht ungewöhnlich, also durchaus denkbar ist, andererseits wird im gleichen Satz aber davon abgeraten. Ebenfalls die bereits oben erläuterten Mittel der Legitimation des Todes (zum Beispiel die Anti-Kontraststruktur, die mit der Nennung der Lebenserwartung eines Beos und Loras Alter einhergeht) schwächen die Tragik des Vorfalls ab. Loras Todesanzeige befindet sich auf einer Gradwanderung zwischen respektvoller Trauer und der Relativierung dieser. Mit anderen Worten produziert der Text zwar Trauer, aber dies auf eine nicht allzu tiefgehende Weise.

Nach dieser Zwischenstufe des *doing being sad, but not too sad* wird nun noch kurz das andere Extrem der Kontinuumsachse beleuchtet: Die vollkommene Gleichgültigkeit eines Textes bezüglich des Todes eines Tieres. Ein Beispiel hierfür ist Artefakt 3: *Mehr als eine Million Schweine in Thüringen geschlachtet*. Hier wird der Tod der geschlachteten Tiere mit keinem Wort betrauert oder sonst auf irgendeine Art und Weise emotionsreich beschrieben. Wie oben festgestellt, gibt es kein Bedürfnis nach der Legitimation des Tötens. Die Selbstverständlichkeit, mit der manche Tiere zum Produkt des menschlichen Verzehrs werden, fasst Melanie Joy in ihrem Buch „Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen“ unter dem Begriff des Karnismus (2013, S. 31 ff.) zusammen. Eine weitere denkbare Emotion, die im Zusammenhang mit Schlachtungspraktiken hervorgerufen werden könnte, aber nicht wird, ist Mitleid. Sprich: Die Tiere werden nicht als Opfer positioniert. Mit der bewussten oder unbewussten Weglassung von mitleidserzeugenden Formulierungen und Beschreibungen können Texte die Praktiken der Fleischproduktion entemotionalisieren und verschleiern. In diesem Sinne tragen sie durch eine Nicht-Hinterfragung zur Aufrechterhaltung des bestehenden Systems bei.

Kurz gesagt kann der Grad der Emotionalität, der durch einen Text, der thematisch den Tod von Tieren behandelt, abhängig vom situativen Kontext sehr stark variieren und die Hierarchien und Ambivalenzen des Mensch-Tier-Verhältnisses einerseits abbilden und andererseits reproduzieren.

#### 4.2.6 Zusammenfassung und Verbindung der Achsen

Die fünf vorgestellten Kontinuumsachsen bilden ein Raster, um den Umgang des Menschen mit dem Tod von Tieren zu verorten und dessen Diversität aufzuzeigen. Einige zentrale Ergebnisse, die durch die Textanalyse ans Licht gekommen sind und teilweise Verbindungen zwischen den erläuterten Achsen darstellen, sollen im Folgenden noch einmal zusammenfassend genannt werden.

Die textuelle Repräsentation toter Tiere kann sehr unterschiedliche Formate einnehmen. Diese variieren zwischen einer *sehr detailreichen, individualisierten, thematisch dominierenden Beschreibung* eines Tieres und seiner Todesumstände und der *kollektiven, beiläufigen, thematisch rezessiven Erwähnung* des Todes eines Tieres. In diesem Sinne ist die Darstellung also äußerst *vielschichtig* und mag teilweise ambivalent und widersprüchlich erscheinen. Es wurde gezeigt, dass Texte auf einem bestimmten *Mensch-Tier-Verhältnis beruhen* und dieses auch darstellen und damit *reproduzieren*. Dieses Verhältnis ist durch eine *grundsätzliche Dichotomie zwischen Mensch und Tier* gekennzeichnet, die sich in der *textuellen Darstellung widerspiegelt* und selbst bei einer sehr subjektivierten Beschreibung der Fall ist. Die Repräsentation toter Tiere in textuellen Artefakte konnte damit als *Praxis der Lebewesen-Differenzierung* identifiziert werden. Die sprachliche und semantische Differenzierung ist jedoch in geringerem Maße festzustellen, wenn die Betonung der Beschreibung auf den Beziehungen des Tieres zu Menschen liegt, als wenn *individuelle und wesensbezogene Eigenschaften* des Tieres genannt werden.

## 5 Fazit

Nach der Lektüre der Zusammenfassung des vorherigen Kapitels dürfte deutlich werden, dass die in der vorliegenden Arbeit gewonnenen Erkenntnisse sich zu großen Teilen mit denen des bisherigen Forschungsstandes decken. Denken wir beispielsweise an die grundsätzliche Dichotomie und Ungleichbehandlung (Speziesismus) von Tier und Mensch, dem damit einhergehenden Herrschaftsverhältnis oder das mangelnde Bedürfnis nach der Legitimation des Tötens eines Tieres zu menschlichen Ernährungszwecken. Ein weiterer Überschneidungspunkt ist die Erkenntnis, dass Tieren gesellschaftlich auf sehr ambivalente Weise begegnet wird, die mit der Feststellung der vorliegenden Arbeit, dass auch *tote* Tiere äußerst vielfältige und

ambivalente textuelle Repräsentationen erfahren, korrespondiert. Mit einigen Studien stimmt außerdem der Gedanke überein, dass das, was kulturell als animalisch betrachtet wird, einem Herstellungsprozess unterliegt. Demzufolge ist die objektiv erscheinende Wirklichkeit eine Produktion der Gesellschaftsmitglieder, was exakt den Forschungsmaximen der Ethnomethodologie entspricht.

Neu ist die in der vorliegenden Arbeit verwendete Idee der *Kontinuumsachsen*, welche dazu dienen können, die textuelle Repräsentation nicht-menschlicher toter Tiere in der menschlich geschaffenen Gesellschaft zu bestimmen. Es hat sich gezeigt, dass hierbei vielmehr von *Repräsentationen* die Rede sein sollte, da es *nicht eine textuelle Repräsentationsweise* toter Tiere gibt, sondern ein ganzes *Spektrum*, bei dem zwar Extreme festgestellt, aber längst nicht alle Zwischenausprägungen benannt werden konnten.

Mit der Annahme, dass ‚Tier‘ gesellschaftlich produziert und nicht objektiv gegeben ist, wohnt der Definition eines Tieres und dem damit einhergehenden Umgang des Menschen mit Tieren ein Potential zur Veränderung inne. In diesem Sinne bleibt es äußerst interessant, wie in Zukunft mit diesem variablen Moment umgegangen und wie sich das Zusammenleben von Mensch und Tier dementsprechend entwickeln wird.

## 6 Bibliographie

### 6.1 Literatur

- Ach, Johann S., & Stephany, Martina (Eds.). (2009). *Die Frage nach dem Tier. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Mensch-Tier-Verhältnis*. Berlin: Lit Verlag.
- Arluke, Arnold, Sanders, Clinton, & Morris, Patricia. (2015). *Mit Tieren denken: Die Soziologie der nicht-menschlichen Tiere in der Gesellschaft*. In Renate Brucker, Melanie Bujok, Birgit Mütherich, Martin Seeliger, & Frank Thieme (Eds.), *Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung* (S. 79–105). Wiesbaden: Springer VS.
- Ayaß, Ruth, & Bergmann, Jörg (Eds.). (2006). *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Reinbek: Rowohlt.
- Baranzke, Heike. (2009). Sind alle Tiere gleich? Vom reduktionistischen Antispeziesismus zur selbstreflexiven Verantwortungsethik. In Johann S. Ach & Martina Stephany (Eds.), *Die Frage nach dem Tier. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Mensch-Tier-Verhältnis* (S. 17–31). Berlin: Lit Verlag.
- Bergmann, Jörg. (1988). *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Studienbrief mit drei Kurseinheiten*. Hagen: FernUniversität GHS Hagen.

- Birke, Lynda, Bryld, Mette, & Lykke, Nina. (2004). Animal performances. An exploration of intersections between feminist science studies and studies of human/animal relationships. *Feminist Theory*, 5(2), 167–183.
- Brucker, Renate, Bujok, Melanie, Mütterich, Birgit, Seeliger, Martin, & Thieme, Frank (Eds.). (2015). *Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Buschka, Sonja, & Pfau-Effinger, Birgit (Eds.). (2013). *Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Buschka, Sonja, & Pfau-Effinger, Birgit. (2013). Einleitung: Ambivalenzen in der sozialen Konstruktion der Beziehungen von Gesellschaft und Tieren. In Sonja Buschka & Birgit Pfau-Effinger (Eds.), *Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis* (S. 9–19). Wiesbaden: Springer VS.
- Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Ed.). (2011). *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Ed.). (2011). Eine Einführung in Gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnisse und Human-Animal-Studies. In Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Ed.), *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen* (S. 7–42). Bielefeld: transcript Verlag.
- Connell, Raewyn. (1990). Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.
- Connell, Raewyn. (1999). Die soziale Organisation von Männlichkeit. In Robert Connell, *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (S. 87–107). Opladen: Leske + Budrich.
- Dietz, Bernadette, Dunham, Charlotte Chorn, & Peek, Charles W.. (1997). Gender, Relational Role Orientation, and Affinity for Animal Rights. *Sex Roles*, 37(11/12), 905–920.
- Fischer, Michael. (2015). Differenz, Indifferenz, Gewalt: Die Kategorie „Tier“ als Prototyp sozialer Ausschließung. In Renate Brucker, Melanie Bujok, Birgit Mütterich, Martin Seeliger, & Frank Thieme (Eds.), *Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung* (S. 189–210). Wiesbaden: Springer VS.
- Freeman, Carol, Leane, Elizabeth, & Watt, Yvette (Eds.). (2011). *Considering Animals. Contemporary Studies in Human-Animal Relations*. Farnham: Ashgate.
- Garfinkel, Harold. (1989). *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Garfinkel, Harold. (1989). „Good organizational reasons for ‚bad‘ clinic records“. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 116–207). Cambridge: Polity Press.
- Harré, Rom, & Langenhove, Luk van (Eds.). (2003). *Positioning Theory: Moral Contexts of Intentional Action*. Oxford: Blackwell.
- Harré, Rom, & Langenhove, Luk van. (2003). Introducing Positioning Theory. In Rom Harré & Luk van Langenhove (Eds.), *Positioning Theory: Moral Contexts of Intentional Action* (S. 14–31). Oxford: Blackwell.
- Joy, Melanie. (2013). Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Karnismus – Eine Einführung. Münster: compassion media.

- Keller, Reiner. (2012). Ethnomethodologie. In Reiner Keller, *Das Interpretative Paradigma. Eine Einführung* (S. 241–282). Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Reiner. (2012). *Das Interpretative Paradigma. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Meyer, Christian, & Oberzaucher, Frank. (2009). Positionierungs- und Kategorisierungsanalyse. Zwei Verfahren zur Untersuchung von Text und Interaktion. Unveröffentlichtes Manuskript. Universität Bielefeld.
- Mütherich, Birgit. (2009). Soziologische Aspekte des Speziesismus. In Johann S. Ach & Martina Stephany (Eds.), *Die Frage nach dem Tier. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Mensch-Tier-Verhältnis* (S. 75–93). Berlin: Lit Verlag.
- Mütherich, Birgit. (2015). Die soziale Konstruktion des Anderen – Zur soziologischen Frage nach dem Tier. In Renate Brucker, Melanie Bujok, Birgit Mütherich, Martin Seeliger, & Frank Thieme (Eds.), *Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung* (S. 49–77). Wiesbaden: Springer VS.
- Roscher, Mieke. (2011). Where is the animal in this text? Chancen und Grenzen der Tiergeschichtsschreibung. In Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Ed.), *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier Verhältnissen* (S. 121–150). Bielefeld: transcript Verlag.
- Sacks, Harvey. (1989). Lecture Fourteen: The Inference-Making Machine. *Human Studies*, 12(3/4), 379–393.
- Sauerberg, Achim, & Wierzbicka, Stefan. (2013). Das Tierbild der Agrarökonomie. Eine Diskursanalyse zum Mensch-Tier-Verhältnis. In Birgit Pfau-Effinger & Sonja Buschka (Eds.), *Gesellschaft und Tiere* (S. 73–96). Wiesbaden: Springer VS.
- Sebastian, Marcel. (2013). Tierliebe im Schlachthof? Das Interesse am Wohl der Tiere als Verarbeitungsstrategie von Gewalt im Schlachthof. *Tierstudien*, 2013(03), 102–113.
- Seeliger, Martin. (2015). „Aber die sind doch dazu da!“ Skizze einer Soziologie der Mensch-Tier-Verhältnisse. In Renate Brucker, Melanie Bujok, Birgit Mütherich, Martin Seeliger, & Frank Thieme (Eds.), *Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung* (S. 23–47). Wiesbaden: Springer VS.
- Smith, Dorothy. (1990). Texts, facts, and femininity. Exploring the relations of ruling. London: Routledge.
- Smith, Dorothy. (1976). K ist geisteskrank. Die Anatomie eines Tatsachenberichtes. In Elmar Weingarten, Fritz Sack, & Jim Schenkein (Eds.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns* (S. 368–415). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Steen, Pamela. (2011). „wir kriegen alles mit: lauschangriff“ – Positionierung und Typisierung in der Identitätsherstellung einer urbanen Randgruppe. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 2011(12), 199–222.
- Thieme, Frank. (2015). Einleitung. In Renate Brucker, Melanie Bujok, Birgit Mütherich, Martin Seeliger, & Frank Thieme (Eds.), *Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung* (S. 1–21). Wiesbaden: Springer VS.
- Weingarten, Elmar, Sack, Fritz, & Schenkein, Jim (Eds.). (1976). *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wolff, Stephan. (2006). Textanalyse. In Ruth Ayaß & Jörg Bergmann (Eds.), *Qualitative Methoden der Medienforschung* (S. 245-273). Reinbek: Rowohlt.

Woodward, Wendy. (2011). Naming and the Unspeakable: Representations of Animal Deaths in Some Recent South African Print Media. In Carol Freeman, Elizabeth Leane, & Yvette Watt (Eds.), *Considering Animals. Contemporary Studies in Human-Animal Relations* (S. 53–65). Farnham: Ashgate.

## 6.2 Abbildungsverzeichnis

Hier findet sich ein Überblick der 13 in der Analyse verwendeten Artefakte, sortiert nach ihrem chronologischen Erscheinen in der vorliegenden Arbeit. Neben den Produzenten (soweit bekannt) und Fotografen der Artefakte ist auch das Datum des Sammelns der Daten (zwischen Mai 2015 und Februar 2016) vermerkt.

Artefakt 1: Schweine verendeten bei Stallbrand **Fehler! Textmarke nicht definiert.**

www.wn.de, dpa/lnw

URL: <http://www.wn.de/NRW/2251404-Kriminalitaet-Schweine-verendeten-bei-Stallbrand> [10.02.2016]

Artefakt 2: Mutter von Eisbär Knut ist tot..... **Fehler! Textmarke nicht definiert.**

www.zeit.de, dpa

URL: <http://www.zeit.de/news/2015-06/23/tiere-mutter-von-eisbaer-knut-ist-tot-23112415> [10.02.2016]

Artefakt 3: Mehr als eine Million Schweine in Thüringen geschlachtet .....115

www.insuedthueringen.de, dpa

URL: <http://www.insuedthueringen.de/regional/thueringen/thuefwthuede/Mehr-als-eine-Million-Schweine-in-Thueringen-geschlachtet;art83467,4670498> [19.02.2016]

Artefakt 4: Bennys Grab .....116

Foto: Edith Aull [02.02.2016]

Artefakt 5: Loras Todesanzeige .....117

Foto: Edith Aull [04.06.2015]

Artefakt 6: Jacks Grab .....117

Foto: Edith Aull [02.02.2016]

Artefakt 7: Fürst Pücklers Pferd .....117

Foto: Wolfgang Aull [20.05.2015]

Artefakt 8: Carlos Grab.....	117
Foto: Edith Aull [02.02.2016]	
Artefakt 9: Männer ziehen Kalb mit Traktor aus dem Mutterleib .....	117
www.baden.fm, ohne Autor	
Retrieved from: <a href="https://www.baden.fm/nachrichten/maenner-ziehen-kalb-mit-traktor-aus-dem-mutterleib-beide-tiere-sterben-109900/">https://www.baden.fm/nachrichten/maenner-ziehen-kalb-mit-traktor-aus-dem-mutterleib-beide-tiere-sterben-109900/</a> [10.02.2016]	
Artefakt 10: Gestrandeter Wal in New York tot.....	117
www.thurgauerzeitung.ch, SDA/AFP	
Retrieved from: <a href="http://www.thurgauerzeitung.ch/nachrichten/panorama/panorama/Gestrandeter-Wal-in-New-York-tot;art253654,3248433">http://www.thurgauerzeitung.ch/nachrichten/panorama/panorama/Gestrandeter-Wal-in-New-York-tot;art253654,3248433</a> [19.02.2016]	
Artefakt 11: Moglis Grab.....	117
Foto: Edith Aull [02.02.2016]	
Artefakt 12: Glaube, Hoffnung, Liebe.....	117
Foto: Edith Aull [02.02.2016]	
Artefakt 13: Pepples Grab.....	117
Foto: Edith Aull [02.02.2016]	

Torben Becker

# **Die diskurstheoretische Hegemonietheorie nach Ernesto Laclau und Chantal Mouffe**

*Eine diskursanalytische Anwendung auf gesellschaftliche Aushandlungsprozesse am Beispiel der Pegida-Bewegung in Dresden*

---

## Zum Autor

*Torben Becker absolvierte sein Bachelorstudium in den Fächern Europäische Ethnologie und Philosophie an der Christian-Albrecht-Universität zu Kiel. Seit Oktober 2014 studiert er an der Universität Konstanz im Masterprogramm „Kulturelle Grundlagen Europas“ und kehrte im Januar 2016 von einem Auslandssemester in Indien, Neu Delhi, zurück. Das Vorhaben, eine Arbeit über die Pegida-Bewegung zu schreiben, entstand im Wintersemester 2014/15 im Seminar „Vom Ende der Gesellschaft zu neuen Gesellschaftstheorien“, wobei nach Formen und Möglichkeiten sozialen Zusammenlebens gefragt wurde.*

*Kontakt: [torbenbecker@posteo.de](mailto:torbenbecker@posteo.de)*

---

## **Abstract**

Ausgehend von der Aktualität der PEGIA-Bewegung zum Zeitpunkt der Ausarbeitung, wird diese Protestbewegung vor dem Hintergrund einer von Antagonismen geprägten diskursiven Realität untersucht. Es wird aus diskursanalytischer Perspektive der Frage nachgegangen, wie der Versuch PEGIDAs, Positionen in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen zu besetzen und neu zu deuten, in der journalistischen Berichterstattung hierüber verhandelt und gedeutet wird. Zentral für die Ausarbeitung ist die Diskursanalyse nach Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, mithilfe derer gezeigt werden kann, wie hegemoniale Machtrelationen in diesen Aushandlungsprozessen wirken.

## 1 Einleitung

„Pegida – Die Demonstranten bedienen sich der Symbolik der Friedlichen Revolution. Dabei geht es um etwas ganz anderes“ (Der Freitag, 11.02.2015). Worum geht es, wenn nicht um eine friedliche Mitgestaltung gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse? In dem zitierten Artikel wird dahingehend argumentiert, dass die Protestbewegung Pegida die Symbolik der Friedlichen Revolution von 1989/90 neu auflade und teilweise in negative Ressentiments umdeute (vgl. ebd.), um somit eine bestimmte Symbolik gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse sinnhaft umzudeuten und zu etablieren.

Derlei Aushandlungsprozesse kreisen um die Strukturierung und Konstruktion kollektiver Sinnggebung, womit eine gemeinschaftliche Realität als Bedeutungshorizont für Handlungen dienen kann. Sinn befindet sich demnach immer in einem Entstehungs- und Zergliederungsprozess. Sinnkonstruktionen orientieren sich an strukturierenden Mechanismen,<sup>1</sup> um Bedeutungen für gesellschaftliches Dasein generieren zu können. Das Wissenschaftlerpaar Ernesto Laclau und Chantal Mouffe untermauern diese Auffassung in ihren Überlegungen und gehen soweit zu sagen, Prozesse der Sinn- beziehungsweise Bedeutungskonstitution stehen vor einem diskursiven Horizont, welcher den menschlichen Handlungs- und Verständnisraum markiert, nicht nur in Korrelation miteinander, sondern auch in gegenseitigen Konkurrenzverhältnissen. Diese Beziehung wird in der Hegemonietheorie der Autoren\_innen in ihrem Zentralen Werk „Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus“ (2012) ausformuliert und kann dazu dienen, konkurrierende Machtverhältnisse gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse sichtbar zu machen.

In den Ausformulierungen ihrer Theorie eignen sie sich verschiedenste Traditionen und Überlegungen an. Der Marxismus bildet hierbei ein zentrales Moment, welchen sie aufnehmen, erweitern und gewissermaßen in ihr Denken transformieren. Diese Erweiterung des Marxismus lässt sie von einem Postmarxismus sprechen, welcher

---

<sup>1</sup> Unter derlei Mechanismen werden Funktionen gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse verstanden, die kollektive Gemeinschaft im Alltag strukturieren. Beispielsweise können sprachliche Konstruktionen angeführt werden, die es im Alltag erleichtern sich über kollektive Sinnggebungen zu verständigen. Verstehen beziehungsweise Verständnis kann ferner in Bezug auf eine gesellschaftliche Struktur als Angelpunkt verstanden werden.

durch zentrale Elemente des Strukturalismus beziehungsweise Poststrukturalismus ergänzt wird. Mit ihren Modifikationen wenden sich die Autor\_innen gegen jegliche Form eines theoretischen Essentialismus beziehungsweise Fundamentalismus. Ihre Überlegungen sind geboren im Umfeld der Politischen Theorie, doch haben diese nunmehr ihre Daseinsberechtigung in vielen sozialwissenschaftlichen/philosophischen Disziplinen und können als Schnittstelle zum diskurstheoretischen Anwendungsbereich gelesen werden.<sup>2</sup>

Um diskursanalytische Beobachtungen nach Laclau/Mouffe anstellen zu können, welche auf empirischer Basis versuchen, ihre Hegemonietheorie zu verdeutlichen, widme ich mich dem aktuellen sozialpolitischen Phänomen des *Pegida e. V.* (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes e. V.). Dabei gilt es zunächst, einen methodologischen Bereich dieser Analyseform abzustecken, um davon ausgehend in einem zeitlich eingegrenzten Abschnitt im Diskurs um Pegida hegemoniale Deutungsprozesse beleuchten zu können. Zentral für die Orientierung dieser Ausarbeitung ist die Fragestellung: *Wie wird der Versuch Pegidas, Sinnkonstruktionen zu besetzen und somit hierüber eine temporäre Deutungshoheit zu beanspruchen, aus Sicht einer diskursanalytischen Untersuchungsperspektive in der journalistischen Berichterstattung über dieses Protestphänomen verhandelt?*– Diese übergeordnete Formulierung wird im Verlauf der Ausarbeitung in mehrere Teilbereiche und -fragen, betreffend der Gegenstände Diskurs, Hegemonietheorie, Politik, Populismus und Pegida, ausdifferenziert. Dabei geht es nicht um die Entwicklung einer einheitlichen Methodik, dieses Vorhaben scheitert schon an der vielschichtigen Charakteristik der Diskurse. Dennoch kann mit Martin Nonhoff eine „auf die empirische Analyse hin orientierte Systematisierung der laclauschen/mouffeschen Diskurstheorie“ (2007, S. 174.) vorgenommen werden, um Entstehungen, Entwicklungen und Interdependenzen von Diskursen um Pegida zu dechiffrieren.<sup>3</sup> Um dies zu verdeutlichen, stütze ich mich auf die Online-Berichterstattung der Wochenzeitung *Der Freitag* sowie der *BILD* Tageszeitung im Zeitraum vom

---

<sup>2</sup> Martin Nonhoff betont jedoch, dass hierzu ein ausgereiftes methodologisches Programm zur diskursanalytischen Überprüfung fehle, doch ein derartiges Programm mit der steigenden Anwendung der laclauschen/mouffeschen Diskurstheorie konturiert werden kann (vgl. 2007: 174).

<sup>3</sup> Zur Operationalisierung der laclauschen/mouffeschen Diskursanalyse mit empirischen Forschungsgegenständen vgl. hierzu: Bruell 2007; Schulz 2007 und Nonhoff 2007.

20.10.2014 bis Februarbeginn 2015. Zunächst will ich mich mittels einer intensiven Auseinandersetzung der vorgestellten Theorien dem Gegenstand der Arbeit nähern. Hierfür werden jedoch erstens die theoretischen Grundannahmen und zentrale Begriffe kontextualisiert, um zweitens zur Methodik und Eingrenzung einer empirischen Analyse hinleiten zu können. Die Signifikanz des Begriffes Populismus im Zusammenhang mit dem Diskurs um Pegida macht es notwendig, die speziellen Überlegungen von Ernesto Laclau hierzu zu berücksichtigen. Im vierten Punkt findet die empirische Analyse ihre Anwendung, indem die zwei genannten Medien in ihrer Berichterstattung über Pegida diskurstheoretisch analysiert werden. In einer Schlussbetrachtung werden die diskursanalytischen Erhebungen zusammengeführt und kontrastiert, um sodann ein abschließendes Fazit zur oben gestellten Frage zu formulieren.

## **2 Theoretische Rahmung**

Folgend werden zentrale Begriffe der laclauschen/mouffeschen Diskurstheorie ausgearbeitet und wissenschaftsgeschichtlich kontextualisiert. Anschließend muss auf die Schnittstelle zwischen Diskurstheorie und politischer Theorie im Zusammenhang mit der laclauschen/mouffeschen Hegemonietheorie eingegangen werden, um sich auf eine methodologische Grundlage verständigen zu können (siehe 2.2; 2.3). Um diese Untersuchung zu stärken, werden theoretische Einflüsse auf die Überlegungen Laclaus und Mouffes einbezogen.

Des Weiteren werden von den Autor\_innen verwendete Grundbegriffe und Werkzeuge/Instrumente vorgestellt. Zu nennen sind zunächst zentrale Begriffe wie Diskurs, Hegemonie, das Politische. Im Verlauf der Arbeit werden, um ein möglichst ganzheitliches Verständnis der laclauschen/mouffeschen diskurstheoretischen Hegemonietheorie geben zu können, ihre Funktionsweisen und Mechanismen genauer betrachtet.

## 2.1 Kontextualisierung

Die Grundlagen diskurstheoretischer Überlegungen können in den strukturalistischen Sprachwissenschaften verortet werden. Ferdinand de Saussure verstand Sprache als Zeichensystem, welches Bedeutungen und somit Sinn herstellt.<sup>4</sup> Er unternahm die Unterscheidung in Signifikant und Signifikat und behauptete, dass das bezeichnende Element (Signifikant) nicht etwas bezeichnet, wie es ist, das heißt wie es als geschlossene Entität in der Welt vorzufinden wäre, sondern dass sich das Signifikat (das Bezeichnete) erst durch den Akt der Bezeichnungen beziehungsweise bezeichnet zu werden konstituiert. Ein Beispiel: Laut- und Schriftzeichen sind die bezeichnenden Signifikanten, die Objekte der Welt qua Beschreibung/Bezeichnung versuchen zu erfassen. Das Bezeichnete, also das Signifikat, kann als Inhalt der Bezeichnung verstanden werden. So wird ersichtlich, dass beispielsweise die Bezeichnung „Universität“ den objektiven Inhalt des Bezeichneten nicht in Gänze erfassen kann, da der Begriff stets eine jeweilige Einstellung zum Objekt aufweist. Diesem wird in der Folge ein kontingenter Charakter – ein Merkmal variierender Möglichkeiten – zugeschrieben, da Bedeutungen niemals festgeschrieben sein können und sich durch Variationen auszeichnen. Die relationalen Beziehungen zwischen Signifikant und Signifikat werden von Saussure in der Folge als arbiträr (Arbitrarität) beschrieben (vgl. Glasze, 2007, S. 2). Grundlegend für diese Auslegung ist die Auffassung sich deckender Differenzsysteme von Signifikant und Signifikat. In Anlehnung an Martin Nonhoff kann die Entstehung von Sinn als Folge von Differenzierung verstanden werden:

Sinn entsteht, indem differenziert wird, indem also verschiedene Elemente als verschiedene Elemente und damit erst als Sinnelemente ausgezeichnet werden [...] Sinn ist also beweglich, aber gleichwohl, immer schon da. (2006, S. 33)

Das Verständnis einheitlicher und deckungsgleicher Differenzsysteme findet in den anschließenden poststrukturalistischen Überlegungen keinen Anklang mehr. Das Konzept differenzierender Einheitlichkeit wird radikalisiert und diesem die uneingeschränkte Deutungshoheit genommen. Strukturen können demnach niemals geschlossen oder gänzlich fixiert und damit fest und allgemeingültig sein. Vielfalt und

---

<sup>4</sup> In den Ausführungen zu Ferdinand de Saussure stütze ich mich auf die in seinem Hauptwerk „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“ (1971) formulierten Überlegungen.

Mehrdeutigkeit bestimmen fortan die Überlegungen zu Sinnkonstruktionen auf diskurstheoretischer Grundlage.

Poststrukturalistische Ansätze gehen wie strukturalistische Ansätze davon aus, dass Bedeutung ein Effekt von Differenzierung ist. Im Gegensatz zum Strukturalismus betonen die poststrukturalistischen Arbeiten jedoch, dass je nach Kontext unterschiedliche Differenzierungen und damit immer wieder neue Bedeutungen möglich sind. (Glasze, 2007, S. 4)

Laclau/Mouffe stützen sich in ihrem poststrukturalistischen Diskursverständnis vornehmlich auf Überlegungen Jacques Derridas, Jacques Lacans und Michel Foucaults. Sie eignen sich das Moment der derridaschen Dekonstruktion an und dechiffrieren sämtliche Komplexe essentialistischen Anspruchs, das heißt Sinnkonstruktionen, welche den Anspruch erheben, auf einem letztgültigen Fundament zu fußen.

Mit der Verwerfung jeglicher essentialistischer Grundannahmen wenden sich die Autor\_innen auch von der Tradition des klassischen Marxismus ab. Dabei übernehmen, transformieren oder verwerfen sie marxistische Begriffe und deren weitere Interpretationen. Aus diesem Grund handelt es sich bei den Autor\_innen um einen postmarxistischen und anti-essentialistischen Ansatz (vgl. Laclau/Mouffe, 2012, S. 23 f.). Konkret lehnen sie den Reduktionismus des Marxismus ab, welcher einen ökonomischen Determinismus – die Formulierung eines ökonomisch abgeschlossenen Systems der Produktionsweisen – und die gesellschaftliche Spaltung in einen Kampf geschlossener Klassen zum Gegenstand hat. Stark in seinem Denken vom Marxismus beeinflusst war auch Antonio Gramsci, welcher mit seiner Definition des Hegemoniebegriffs eine fruchtbare Vorlage für Laclau/Mouffe bietet. Dieses Konzept hegemonialer Machtverhältnisse machen sich die Autor\_innen nutzbar und erweitern dieses dadurch, den vermeintlich elementaren Kern einer hegemonialen Kraft – nämlich eine fundamentale Klasse – zu überwinden (vgl. Laclau/Mouffe, 2012, S. 175). Dieser Anti-Essentialismus verleiht dem laclauschen/mouffeschen Konzept einen hybriden Charakter, welcher auf einem postmarxistischen Fundament eine poststrukturalistische Perspektive auf Prozesse von Gesellschaftskonstruktionen einzunehmen erlaubt, da dieser das Moment eines sich stets neu formierenden und vermischenden Prozesses betont.

## 2.2 Diskurs und Diskurstheorie

Um nun auf die zentralen Begriffe der laclauschen/mouffeschen diskurstheoretischen Hegemonietheorie zu kommen, ist es notwendig, das Terrain des Diskurstheoretischen zu umreißen. Dies wird eingeführt in Anlehnung an die definatorische Charakterisierung von Diskurstheorie und -analyse nach Keller et al.:

Während ‚Diskurstheorie‘ eher wissenschaftliche Unternehmungen bezeichnet, denen es um die systematische Ausarbeitung des Stellenwertes von Diskursen im Prozess der gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstitution geht [...], zielt das Projekt der Diskursanalyse auf forschungspraktische methodische Umsetzungen, auf die empirische Untersuchung von Diskursen. (2006, S. 15 f.)

Jedoch müssen Diskurstheorie und Diskursanalyse als „sich gegenseitig stützende Teile einer umfassenden Diskurswissenschaft“ (Nonhoff, 2006, S. 24) verstanden werden.

Laclau/Mouffe nutzen den Begriff des Diskurses als Grundlage für ihre Überlegungen zur gesellschaftlichen Sinnkonstruktion basierend auf hegemonialen Machtverhältnissen. Wie gezeigt wurde, stützen sich die Autor\_innen hierbei auf post-beziehungsweise strukturalistische Überlegungen. Diskurs als „strukturierte Totalität“ (Laclau/Mouffe 2012, S. 141) verstanden, bildet die Voraussetzung für das Verständnis des Diskurses als Struktur des Sozialen, das stets als diskursiver Raum verstanden wird. Demnach betonen Laclau/Mouffe den Zusammenhang von Diskurstheorie und Gesellschaft stärker als andere diskurstheoretische Überlegungen (vgl. Nonhoff, 2006, S. 29)<sup>5</sup>. Deswegen eignen sich ihre Überlegungen besonders für diese Ausarbeitung und Anwendung auf sozialpolitische Phänomene. Doch muss im Folgenden genauer auf den Begriff des Diskurses eingegangen werden, um verstehen zu können, wie von Totalität die Rede sein kann, wenn man totalisierende Begriffe überwinden will.

Mit dem Begriff des Diskurses soll [...], eine komplexe Praxis bezeichnet werden, im Rahmen derer sozialer Sinn generiert wird, indem verschiedenste Elemente zueinander in Beziehung gesetzt und damit als differente Elemente verstanden werden. (Nonhoff, 2006, S. 23)

---

<sup>5</sup> Hierzu der Vergleich zu Martin Nonhoff: Er gibt einen einleitenden Überblick über verschiedene Facetten, Eingrenzungen und Anwendungsbereiche der Diskurstheorie (2006, S. 29 ff.).

Mit der Formulierung des Diskurses als „komplexe Praxis“ wird zunächst der prozessuale Charakter des Diskurses hervorgehoben. Darunter ist somit keine festgelegte Struktur als Orientierungs- und Konstitutionshorizont gemeint, sondern eine prozessuale oder „bewegliche Struktur“ (ebd., S. 33). Die Autor\_innen wenden sich – ganz im Sinne ihrer postmarxistischen und -strukturalistischen Positionierung<sup>6</sup> – gegen die Auffassung des Diskurses als ein geschlossenes, übergeordnetes System. Mit dem Moment der Offenheit attestieren sie dem Diskurs eine immanente Beweglichkeit. Es ist die *Praxis der Artikulation*, die die Voraussetzung für das Entstehen des strukturierenden Diskurses bildet (vgl. Laclau/Mouffe, 2012, S. 141). Diese Praxis der Artikulation bildet die Voraussetzung zur diskursiven Sinn- und Identitätskonstruktion. Der Diskursbegriff ist hierbei jedoch nicht an einen sprachlichen und textlichen Kontext gebunden. Vielmehr kann der Begriff des Diskurses als Ersatz für den des Sozialen verstanden werden (vgl. Stäheli, 2009, S. 257). Dieser Begriff begünstigt ein Verständnis von sozialen Konfigurationen als sinnhaft (vgl. Laclau, 1990, S. 101, zit n.: Stäheli, 2009, S. 258). Der grundlegende Gegenstand der laclauschen/mouffeschen Diskursanalyse ist somit die Konstruktion von Realität. Der Begriff des Diskurses bezieht sich bei Laclau/Mouffe auf eine gesellschaftliche Sinnkonstruktion, welche als Folge von Differenzen und Differenzierungen verstanden wird: „Sinn entsteht dadurch, dass zwei Elemente miteinander in Beziehung gesetzt und damit zugleich als differente Elemente konstituiert werden“ (Nonhoff, 2007, S. 175). *Elemente* werden im diskursiven Raum zu *Momenten* artikuliert und somit in reziproke Beziehungen gesetzt, teils ergänzend, teils konkurrierend. Als Momente werden Differenzierungen basierend auf temporär fixierte Bedeutungen im Diskurs beschrieben, wohingegen Elemente Bedeutungen mit einer diskursübergreifenden Wirkkraft sind. Die artikulatorische Praxis artikuliert diese Momente und stellt zwischen Elementen Verbindungen her (vgl. Glasze, 2007, S. 4).

---

<sup>6</sup> Zwar steht die laclausche/mouffesche Ausarbeitung des Diskursbegriffes in enger Verbindung zu den Überlegungen von Michel Foucault, doch werfen die Autor\_innen Foucaults Ausarbeitung vor, einen essentiellen Aspekt unberücksichtigt gelassen zu haben. Die Unterscheidung zwischen Diskursivem und Nicht-Diskursivem erkennen die beiden nicht an, und behaupten, dass letztendlich alles diskursiv sei (vgl. Laclau/Mouffe, 2012, S. 142).

Weil es immer um *Teil*-Fixierung geht, ist eine Artikulation einerseits ein Anzeichen für die Unmöglichkeit einer völligen Fixierung von Differenzen. Andererseits zielt jeder Diskurs als Sequenz von Artikulationen darauf ab, der Teil-Fixierung eine bestimmte Form zu geben und bestimmte Differenzmuster zu stabilisieren. Diskurse bilden dabei Zentren aus, die den Ankerpunkt des gesellschaftlichen Sinns bilden können. (Nonhoff, 2006, S. 37)

Davon ausgehend, dass Bedeutung grundlegend für Sinnkonstruktion ist, sind Laclau/Mouffe in Anlehnung an Jacques Derrida der Überzeugung, dass jedoch Bedeutungen im diskurstheoretischen Kontext niemals endgültig fixiert sind, es lediglich temporäre Fixierungen von miteinander ringenden Bedeutungsformationen geben kann. Aus diesem Verständnis wird ersichtlich, dass die Unmöglichkeit von universeller Bedeutungsfixierung Identitäten und gesellschaftliche Beziehungen einbezieht (vgl. ebd., S. 2):

Diskurs wird von Laclau und Mouffe als eine strukturierte Totalität verstanden, die aus einer artikulatorischen Praxis hervorgeht. Damit ist eine Praxis gemeint, die eine Beziehung zwischen zwei Elementen so etabliert, dass ihre Identität in und durch die Artikulation modifiziert wird (Demirović, 2007, S. 61).

Es gilt jedoch die Gefahr zu beachten, sich in der Überwindung eines Essentialismus der Totalität nicht in einem Essentialismus der Elemente wiederzufinden. Auch die Elemente/Momente werden als Partikularitäten verstanden (vgl. Laclau/Mouffe, 2012, S. 139). Um diese Interaktionen besser verständlich zu machen, ist folgend ein kleiner Exkurs zum Bereich des Politischen vonnöten.

Laclaus/Mouffes Diskursanalyse „[...] ist eine transhistorische Theorie von der politischen Konstitution von Gesellschaft, die im Lichte der modernen liberalen und marxistischen Verschiebung des Politischen gesehen werden muß [sic!]“ (Bech Dyrberg, 1998, S. 23). Dabei betonen die Autor\_innen das Argument, dass der Brenn- und Angelpunkt des Politischen die Hegemonie<sup>7</sup> ist (vgl. ebd., S. 23 f.). Das Politische nimmt keine zugewiesene Position ein, sondern kann vielmehr als apriorische Metaebene von Gesellschaftsordnungen interpretiert werden. Vor diesem Hintergrund wird die Praxis der Artikulation deutlich, welche auf diskursiver Grundlage die Struktur für das Soziale – den diskursiven Raum – bildet. Torben

---

<sup>7</sup> Auf den zentralen Begriff der Hegemonie komme ich im Abschnitt 2.3 ausführlicher zu sprechen.

Bech Dyrberg beschreibt das Politische als Versuch, die Kluft zwischen dem Partikularen und dem Universalen<sup>8</sup> zu füllen. Dieser Anspruch kann jedoch nur als „hegemoniales Projekt“ (Moebius, 2009, S. 158) realisiert werden und ist niemals ein gefestigter Zustand – vielmehr ein fluider, aktiver Prozess. Dieser Prozess strebt nach einer Sicherung des Ganzen, um das Partikulare und das Universale zu vereinen. Dieses Bestreben ist jedoch eine Aporie – es kann keine letztgültige Auflösung erfahren – und hat somit die einzige Möglichkeit darin, sich temporär in Abgrenzung zu anderen hegemonialen Strategien<sup>9</sup> zu artikulieren. Verstanden wird das Politische hierbei als „ontologische Kategorie“, welche in der Konstitution von Gesellschaft selbst zu finden ist (vgl. Bech Dyrberg, 1998, S. 26).<sup>10</sup> „Das Politische ist als eine Ontologie von Möglichkeiten konzeptualisiert, die auf eine Artikulation zwischen Universalität und Partikularität übergreift und eine zeitliche wie räumliche Dimension besitzt“ (ebd.). Wichtig an dieser Stelle ist, dass das Politische nicht als politisches Moment hegemonialer Verhältnisse verstanden wird, sondern hegemoniale Verhältnisse immer im Kontext des Politischen gesehen werden müssen: „Die politische Struktur bedingt aktuelle hegemoniale Verhältnisse, ohne sie determinieren zu können [...]“ (ebd., S. 27). So können wir sagen, „[...] die politische Praxis sei der Name für das aktuelle Strukturieren hegemonialer Verhältnisse in einer unentscheidbaren Struktur, die das Politische setzt und voraussetzt“ (ebd., S. 28). Der Prozess des Politischen ist aufgrund seiner Metastruktur stets der Kern diskursiver Artikulationen von Inklusion und Exklusion. Die Praxis der Artikulation ist immer eine Praxis der Differenzierung und der Bildung von Äquivalenzen<sup>11</sup> und somit Konstitution von Diskursen (vgl. Nonhoff, 2006, S. 36). Doch muss berücksichtigt werden, dass diese Praxis diskursive Beziehungen nicht neu erschafft,

---

<sup>8</sup> Als das Partikulare und das Universelle werden Repräsentationsansprüche diskursiver Elemente verstanden. Partikularität ist das Merkmal diskursiver Differenzen, wohingegen Universalität die totalitäre Etablierung von Äquivalenzen beschreibt (vgl. Bech Dyrberg, 1998, S. 28 ff.).

<sup>9</sup> Der Begriff der Strategie erscheint in Bezug auf die diskurstheoretische Hegemonie unpassend, da er auf ein die Entscheidungsgewalt eines autonomen Akteurs hinweist. Jedoch will Martin Nonhoff das Resultat hegemonialer Strategien als Scharnier zwischen Theorie und Empirie verstanden wissen. Strategie verweist also nicht auf einen diskursiven Strategen, sondern auf die Möglichkeit retrospektiv hegemoniale Strukturen diskursanalytisch zu fokussieren (vgl. 2007: 184 ff.).

<sup>10</sup> Bech Dyrberg unterscheidet in seinen Ausführungen das Politische in eine höhere und eine niedere Ebene. Dadurch wird versucht das Politische als ontologischen Hintergrund für die Konstitution von Gesellschaft sichtbar zu machen und die reziproke Beziehung zwischen Partikularität und Universalität zu verdeutlichen (vgl. Bech Dyrberg 1998).

<sup>11</sup> Zur Logik der Differenzen und der Äquivalenz folgen im Abschnitt zur Hegemonietheorie (2.3) erläuternde Ausführungen.

sondern in eine primäre Struktur eingreift – in dieser Hinsicht beschreiben die Autor\_innen den Diskurs als strukturierende Voraussetzung beziehungsweise Totalität (vgl. ebd.). „Die Struktur geht der Artikulation immer voran und wird gleichzeitig durch diese stets aufs Neue, aber auch als neue, das heißt als niemals exakt gleiche reproduziert“ (ebd., S. 37). Nun muss man betonen, dass Fluidität nicht als einziges dominantes Merkmal diskursiver Strukturen ausgewiesen werden kann. Laclau/Mouffe beschreiben die temporären Fixierungen innerhalb der Diskurse als *Knotenpunkte*, welche eine temporär dominierende Deutungshoheit beanspruchen. Die Fixierung und somit Strukturierung von Sinn innerhalb dieses hegemonialen Konzeptes ist Ausgangspunkt hegemonialer Strategien. Im Sinne der Ausführungen zum Politischen ist Politik demnach „die hegemoniale Systematisierung von Differenzen in Zeit und Raum in und zwischen Systemen“ (Bech Dyrberg, 1998, S. 39). Der Anspruch jeglicher hegemonialer Fixierungen ist kein geringerer als der einer universellen Gültigkeit. Es wird deutlich werden, dass ebendieser ein utopischer ist, da es in den poststrukturalistischen/postfundamentalistischen Theorien von Laclau/Mouffe keine letztbegründete Gültigkeit eines Satzes geben kann. Als kurze Zwischenbilanz kann das Politische mit Laclau/Mouffe also als politische Struktur gelesen werden, die die Verhandlungsprozesse im diskursiven Raum charakterisiert. Das Politische ist keine festgeschriebene Eigenschaft, sondern vielmehr ein *modus operandi* sozialer und diskursiver Strukturen. So kann veranschaulicht werden, dass die Konstruktion von Sinn in einer sozialpolitischen Gemeinschaft stets in ein Netz von Machtrelationen eingewoben ist und bestimmte Fixierung von Sinn – Knotenpunkte im diskursiven Raum – in ihrem Bestehen bis zu weiteren Änderungen, Anpassungen oder Verwerfungen zeitlich begrenzt sind.

Die Unmöglichkeit stabiler, konsistenter Fixierungen im diskursiven Raum erläutern die Autor\_innen in Anlehnung an die Ausarbeitungen Louis Althusser zum Begriff der *Überdeterminierung* (Laclau/Mouffe, 2012, S. 140 ff). Überdeterminierung beschreibt einen Bedeutungsüberschuss, welcher in der artikulatorischen Praxis nie in Gänze eingefasst werden kann. Nach Laclau/Mouffe liegt hier die Wurzel für das Moment des Neuen im Diskurs begraben, da dieser Überschuss von Bedeutungen ein unendliches kontingentes Terrain für Sinnkonstruktionen bietet. Jedes diskursive Element ist demnach überdeterminiert, das heißt Elemente können

ebenso niemals in ihrer Gänze als Momente fixiert werden. Die Überdeterminierung hat ihre Existenzberechtigung nicht zuletzt in der Struktur der Differenz. Zwar ist es das Bestreben, allgemeine Bedeutungen fest zu fixieren und Differenzen (ein-)zu schließen, doch durch die Anerkennung eines Anderen, eines *konstitutiven Außen*,<sup>12</sup> wird der jeweilige Anspruch gänzlicher Deutungshoheit untergraben, da es die Existenz eines Anderen/Außen einräumen muss, um sich darüber selbst konstituieren zu können. Diese Funktionsweise beschreibt den Kern von Sinnkonstruktion überhaupt. Alle Verhältnisse und Akteure im sozialen Feld sind überdeterminiert, demnach wird eine Kritik an jedem Typus von Fixierung vollzogen und der unvollständige, offene und politisch aushandelbare Charakter jeder Identität bejaht (vgl. ebd., S. 140). „Dieses Feld von Identitäten, die niemals völlig fixiert werden können, ist das Feld der Überdeterminierung“ (ebd., S. 148). Der Begriff der Überdeterminierung konstatiert deshalb, dass gesellschaftliche/soziale (diskursive) Verhältnisse keine letzte Buchstäblichkeit/keinen letzten Sinn besitzen (vgl. ebd., S. 133). Um beim Beispiel der Universität zu bleiben: Das Bezeichnete kann, wie oben ausgeführt, nicht in Gänze erfasst werden, ist aber zeitgleich an Bedeutungen überdeterminiert. Es findet also eine Eingrenzung des Geltungsbereiches der bezeichneten Universität statt, um diese somit von anderen diskursiven/gesellschaftlichen Elementen zu unterscheiden. Dabei variieren diese Eingrenzungen und können nur temporär fixiert werden, da diese sich stets verändern. Die Assoziation von Bedeutungen der Universität erfährt stets neue Einstellungen und neue Betonungen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Diskurse im Sinne Laclaus/Mouffes durch kontingente und temporäre Fixierungen von Bedeutung strukturiert werden. Laclau/Mouffe postulieren eine Unmöglichkeit endgültiger Fixierungen von Bedeutung und heben den kontingenten und temporären Charakter von Bedeutungen hervor, welcher es Ihnen erlaubt, auf der Grundlagen fortwährender Auseinandersetzung um die Deutungshoheit von Bedeutungen ihre Hegemonietheorie zu entwickeln. Diskurs kann also als Begriff einer „komplexen Praxis fortlaufender Artikulation“ (Nonhoff, 2006, S. 32) verstanden werden, welche die Konstitution von Beziehungen zwischen verschiedenen diskursiven Einheiten ist. Somit ist Diskurs

---

<sup>12</sup> In Zusammenhang mit dem Begriff der Grenze wird das konstitutive Außen explizit im Abschnitt 2.3 thematisiert.

stets ein Differenzsystem, welches nach bestimmten Logiken funktioniert. Diese Beziehungen und Abgrenzungen von Einheiten und Differenzen stellen die Sinnkonstitution vor einem diskursiven Hintergrund dar. Mit Laclau/Mouffe kann der Raum des Diskursiven als der von gesellschaftlicher Sinnkonstitution verstanden werden, da es keine Unterscheidung zwischen Diskursivem und Nicht-Diskursivem gibt und dieser somit als strukturierte Totalität interpretiert werden kann (vgl. Nonhoff, 2006, S. 32). In den Worten Laclaus/Mouffes:

Im Kontext dieser Diskussion bezeichnen wir als Artikulation jede Praxis, die eine Beziehung zwischen Elementen so etabliert, daß [sic!] ihre Identität als Resultat einer artikulatorischen Praxis modifiziert wird. Die aus der artikulatorischen Praxis hervorgehende strukturierte Totalität nennen wir Diskurs. (2012, S. 141)

Um auf die in diesem Punkt einleitende Frage zu sprechen zu kommen: Der Begriff der Totalität wird bei Laclau/Mouffe als ein Ensemble totalisierender Effekte in einem offenen relationalen Komplex (vgl. ebd., S. 140) verstanden. Diese relationale und prozessuale Totalität wird von den Autor\_innen mit dem Begriff des Diskurses beschrieben, für welchen die soziale Praxis der Artikulation die Grundlage bildet. Es ist ein Interagieren differenzieller Positionen auf der Basis hegemonialer Machtverhältnisse.

### 2.3 Hegemonietheorie

Die vorgestellte Diskurstheorie dient den Autor\_innen als Horizont zur Ausarbeitung ihrer Hegemonietheorie. Diese ist ein Versuch, die Konstitution von Bedeutungen und Identitäten innerhalb sozialpolitischer Kämpfe und Verhandlungen vor einem diskursiven Hintergrund zu fassen. Ein Rückgriff auf Antonio Gramsci verdeutlicht, dass in der laclauschen/mouffeschen Diskurstheorie das Moment der Macht beziehungsweise diskursive Machtverhältnisse von zentraler Bedeutung sind. Es ist ein stetes Ringen um die Vorherrschaft der Deutungshoheit diskursiver Akteure in der modernen Gesellschaft – somit hegemonial.

Wie bereits erwähnt wurde, funktionieren Diskurse als Differenzsysteme nach ihnen immanenten Logiken. Zum einen sind dies die abgrenzenden Mechanismen der *Logik der Differenz*. Zum anderen sind es schließende Mechanismen, welche einen zusammenfassenden Charakter haben und als *Logik der Äquivalenz* beschrie-

ben werden. Die Funktionsweise der ersteren Logik charakterisiert jeglichen Diskurs, da Diskurse „aus einer Vielzahl miteinander verwobener Unterscheidungen“ (Reckwitz, 2011, S. 305) bestehen. Differenzen werden in dem Moment von der letzteren, der Logik der Äquivalenz, dominiert, wenn die „Vielzahl von Unterscheidungen durch eine übergreifende, notwendig simplifizierende Identifizierung überformt“ (ebd.) wird. Im Sinne der Äquivalenz streben diskursive Formationen danach, Differenzen zu überwinden und vor einem gemeinsamen diskursiven Horizont einzuschließen.

Der Begriff der *Grenze* rückt aus der Perspektive auf Differenzsysteme ins Zentrum, da diese immer zwischen einem Innen und einem Außen unterscheidet. Temporäre Fixierungen von Bedeutungen stehen immer in direktem Kontakt zu ihren Außen- und Innengrenzen. Es ist die von Laclau/Mouffe beschriebene Interdependenz zu einem *konstitutiven Außen*. Diskurse nutzen die ihnen eigenen Mechanismen der Schließung und der Offenheit. Unter dem ersteren ist zu verstehen, „[...] dass die Bedeutung der internen, diskursiven Differenzen stabilisiert und fixiert wird, während Offenheit des Diskurses die Destabilisierung von Bedeutung bezeichnet“ (ebd.). „Die Grenze gibt den einzelnen Elementen des Diskurses trotz ihrer Unterschiedlichkeit eine Gemeinsamkeit“ (ebd., S. 260). Dabei ist eine Grenze kein benennbares Phänomen – Grenzen sind im Innern diskursiv sozialer Elemente gegeben und müssen als etwas verstanden werden, das den Wunsch nach vollkommener allgemeingültiger Präsenz von Anbeginn untergräbt (vgl. Laclau/Mouffe, 2012, S. 167).

Zentrales Merkmal der Hegemonietheorie ist das Erfahren dieser Grenzen, welches eine „Form präziser diskursiver Präsenz“ (ebd., S. 161) hat – den *Antagonismus*. Grundmoment antagonistischer Beziehungen ist die Präsenz des Anderen – eines Gegenübers –, der mich daran hindert, in Gänze ich selbst sein zu können. Antagonistischen Beziehungen wird an den Grenzen diskursiver Elemente ihre Gestalt verliehen. Ganz im Sinne des foucaultschen Machtbegriffs orientieren sich diese Beziehungen daran, die Deutungshoheit über einen Gegenstand zu erlangen, und zielen damit auf den ganzheitlichen Anspruch ihrer eigenen Sinnkonstruktionen: „Der Antagonismus entzieht sich der Möglichkeit, durch Sprache erfaßt [sic!] zu werden,

da ja Sprache nur als Versuch einer Fixierung dessen existiert, was der Antagonismus untergräbt“ (ebd., S. 165). Sie können daher als Merkmale der Grenze, der Kontingenz und der Benennung des Anderen im Innern gelesen werden. Nicht die Diskurse sind Antagonismen in der laclauschen/mouffeschen Hegemonietheorie, sondern vielmehr sind es die diskursiv etablierten Beziehungen. Dies birgt den Vorteil, „[...] dass analysiert werden kann, wie in einem antagonistischen Konflikt [diese] Identitäten hergestellt und die jeweiligen Interessen der Konfliktparteien konstruiert werden“ (Stäheli, 2009, S. 263).

An dieser Stelle wird von Laclau/Mouffe der aus der lacanschen Psychoanalyse entlehnte Begriff des *leeren Signifikanten* eingeführt. Dieser „übernimmt die Aufgabe, eine diskursive Differenz so weit zu entleeren, daß [sic!] sie behelfsmäßig die Identität des Diskurses ausdrückt“ (ebd., S. 261). Ergänzend zu vorangegangenen Ausführungen kann an dieser Stelle davon gesprochen werden, dass der leere Signifikant kein Signifikat hat – es ist ein Signifikant mit unbestimmbarer Bedeutung. „Freiheit“, „Nation“ oder „Gerechtigkeit“ sind beispielsweise Begriffe, welche als leere Signifikanten fungieren könnten, da diese einen besonders offenen Bedeutungshorizont haben. „Solche Signifikanten nehmen eine Platzhalterrolle ein, indem sie bezeichnen, was eigentlich nicht bezeichnet werden kann: die Identität des Diskurses“ (ebd., S. 261). „Der leere Signifikant erfüllt die Aufgabe, mittels einer Partikularität die Universalität des Diskurses zu repräsentieren“ (Laclau 1996, S. 53, zit. n.: Stäheli, 2009, S. 262). Einzelne differenzielle Bedeutungen werden durch diesen somit überformt und unter dem Mantel einer übergeordneten Äquivalenz artikuliert. Es ist die Aufgabe des leeren Signifikanten, einerseits den Diskurs als Ganzes zu repräsentieren, andererseits aber ist er selbst ein Teil des von ihm zu repräsentierenden Diskurses (vgl. ebd., S. 263). Er hat also eine organisierende Funktion, welche durch einschließende Mechanismen Grenzen nach Außen formiert und somit versucht, die Identität eines Diskurses verständlich zu machen. Es muss an dieser Stelle eingeräumt werden, dass nach der im Punkt 2.1 gegebenen Einführung zur semiotischen Lehre von Signifikant/Signifikat jedem Signifikanten eine solche jedoch graduelle „leere“ Charaktereigenschaft zukommt, da diese nie an allgemeingültige Bestimmungen gebunden sind. Der Unterschied zwischen herkömmlichen Signifikanten und leeren Signifikanten besteht jedoch darin, dass ein

Signifikant auf den Eingrenzungsbereich des Signifikaten begrenzt werden kann, hingegen ein leerer Signifikant in seiner Offenheit versucht, den Diskurs möglichst in Gänze zu repräsentieren. Ein Beispiel: Der Signifikant „Universität“ subsumiert den inhaltlichen möglichst konkreten Signifikant des „Universität-Seins“.<sup>13</sup> Der leere Signifikant „Islamisierung des Abendlandes“ hingegen, um bei einem verwandten Beispiel zum Diskurs um Pegida zu bleiben, grenzt nicht nur den Gegenstandsbereich eines Begriffes ein, sondern versucht den Diskurs hierüber zu strukturieren und relationale Machtverhältnisse und Aushandlungsprozesse zu prägen. Das Außen (das Gegenüber eines leeren Signifikanten) bildet die konstitutive Ebene, um von einem Diskurs überhaupt sprechen zu können. Es ist die hypothetische Konstruktion eines „wir“ und eines „anderen“. Ergo: Das Außen befindet sich je schon im Innen.

Wichtig ist jedoch das die Offenheit von Signifikanten nicht festgeschrieben ist. Überspitzt formuliert, könnte jeder Signifikant zu einem leeren Signifikant im laclauschen/mouffeschen Sinne evozieren. Ein Kritikpunkt am Konzept des leeren Signifikanten ist, dass dieser nicht darüber hinwegtäuschen soll, selbst im Kontext der Überdeterminierung verstanden zu werden. Daher muss auf die Aussage verzichtet werden, welche Signifikanten sich für diese Funktion eignen, denn damit würden diese wiederum eine allgemeingültige Position beanspruchen (vgl. ebd., S. 267). Die Formulierung eines Repertoires bedeutungsleerer Begriffe zur bestimmten Artikulation einer imaginären Einheit ist somit von vornherein unmöglich.

An dieser Stelle wird von Laclau/Mouffe der Begriff der *Kontingenz* strapaziert, der die Voraussetzung variierender Sinnerzeugung ist, mehrere Möglichkeiten der Entwicklung zu haben. Beispielhaft wird dies in der Verwendung leerer Signifikanten, da diese ihrem „Wesen“ nach höchst kontingent sind. Diese Unmöglichkeit verdeutlicht den Modus des Politischen, denn das Politische ist nicht – hier lehnen

---

<sup>13</sup> In seinem Buch „The Symbolic Construction Of Community“ (1985) beschreibt Anthony Cohen die mannigfaltigen Interpretationsmöglichkeiten der Bedeutungen von Symbolen – in diesem Fall von Signifikaten. Er betont, dass Symbole aufgrund ihrer Trennung von Bedeutungen sowohl Vergemeinschaftungen wie auch Individualisierungen erlauben. Im Alltagsverständnis einige man sich auf einen gemeinsamen Bedeutungsnehmer, um Objekte beziehungsweise Symbole kollektiv verständlich machen zu können (vgl. ebd.: 11 ff.).

sich Laclau/Mouffe wieder stark an die foucaultschen Ausführungen an – lokalisierbar oder konkret fassbar. Das Politische kann vielmehr als Terrain oder Modus verstanden werden (siehe 2.2).

Das Ringen antagonistischer Beziehungen mit all seinen Logiken und Implikationen ist Ausdruck des Politischen im Diskurs. Somit sind Akteure und diskursive Elemente immer politisch. Diskursive Aushandlungsprozesse markieren die politische Praxis im Diskurs. Das Politische ist Auseinandersetzung. Die Kontingenz und Heterogenität macht vor den sich darin positionierenden politischen Akteuren nicht Halt. Laclau/Mouffe verwerfen die Auffassung eines souveränen Subjekts, welches durch seine Handlungen direkten Einfluss auf diskursive Bedeutungen hat, und charakterisieren subjektive Standpunkte – ganz nach poststrukturalistischer Manier – in stets verhandelbare Subjektpositionen:

Subjekte können demgemäß nicht der Ursprung sozialer Verhältnisse sein, nicht einmal in jenem beschränkten Sinn, daß [sic!] sie mit Fähigkeiten ausgestattet sind, die eine Erfahrung ermöglichen –, weil jegliche ‚Erfahrung‘ von präzisen diskursiven Bedingungen ihrer Möglichkeiten abhängt. (Laclau/Mouffe, 2012, S. 153)

Es kann abgelesen werden, dass Subjekten keine vordiskursive Eigenschaft zukommt. Sie werden vielmehr selbst als „diskursive Position“ (ebd.) bestimmt. Dies wirkt einem Festschreiben von Subjekten auf ein „Wesen“ entgegen und bietet die Möglichkeit der Artikulation verschiedener Subjektpositionen (also die Möglichkeit variierender Identifikationsprozesse) (vgl. ebd., S. 154). Vom menschlichen Subjekt könnte somit als diskursive Produktion gesprochen werden. Die Wirkmacht von Subjektpositionen erstreckt sich auf das Regulieren von Aussage- beziehungsweise Artikulationsmöglichkeiten. Das Konzept der Subjektpositionierung ordnet sich somit ebenfalls in die Reihe der Kontingenz und ist Ausdruck heterogener Identitätsprozesse. Vor diesem Hintergrund wird ersichtlich, dass Laclau/Mouffe das Subjekt per Definition als politisch heterogenen Akteur verstehen, da sich Subjekte im steten (diskursiven) Austausch und im Prozess mannigfaltiger Neuorientierungen befinden. Um das Konzept der Subjektposition veranschaulichen zu können, kann ein Diskurs als strukturierendes Netz versinnbildlicht werden. In diesem Netz, welches in seiner Struktur stets neu ausgehandelt wird, nehmen die jeweiligen Akteure Positionen ein. Dabei sind die Positionen und die Konstitution der Akteure nicht festgeschrieben oder bestimmt, sondern befinden sich in einem ähnlichen

Aushandlungsprozess wie der Diskurs selbst. Die Kombination von Subjekt und dem Prozess der Positionierung soll die prozessuale Vielschichtigkeit der Identifikationsprozesse verdeutlichen. Subjektive Identitäten sind ebenso wenig wie Diskurse festgeschrieben, sondern befinden sich in steten Angleichungs- und Abgrenzungsprozessen. Daher sprechen die Autor\_innen nicht von souveränen Subjekten, die den Diskurs eigenmächtig mitgestalten, sondern von Subjektpositionen, da Subjekte selbst als Teil diskursiver Aushandlungsprozesse verstanden werden. Somit sind auch diese Positionierungen vor dem Hintergrund konkurrierender Machtrelationen zu verstehen.

Festzuhalten ist, dass die hier vorgestellte diskurstheoretische Hegemonietheorie versucht, als Erklärungsschablone für sozialpolitische Aktionen zu dienen, indem sie die Möglichkeit bietet, Beziehungen und ihre Machtimplikationen gesellschaftlicher Geschehnisse in einem diskursiven Raum sichtbar zu machen. Sinn, Bedeutung und Identität sind demnach immer sozial und hegemonial generiert. Laclaus/Mouffes Hegemonietheorie versucht diese nach den vorgestellten Logiken funktionierenden Machtverhältnisse sichtbar zu machen. Macht, Politik, Grenze werden als überformte Begriffe entlarvt und von den Autor\_innen als strukturierende Momente sozialen Lebens beschrieben:

Ohne dass dies ontologisch aufgefasst werden müsste, bedeutet Hegemonie den Prozess der Herstellung der Einheit von ‚Gesellschaft‘ unter den Bedingungen antagonistischer Interessenslagen. (Demirović, 2007, S. 76)

### **3 Rahmung des Untersuchungsgegenstands**

An dieser Stelle wird das Feld der folgenden Diskursanalyse eingegrenzt, um diese mit dem Untersuchungsgegenstand Pegida in Verbindung setzen zu können. Zu diesem Zwecke findet eine kleine Teilbetrachtung des Populismus-Begriffs bei Ernesto Laclau Einzug in die Ausarbeitung, da der mediale Diskurs häufig Querverweise zu einem rudimentären Verständnis des Populistischen aufweist. Dieser Exkurs dient als Wegbereitung der Operationalisierung der laclauschen/mouffeschen Diskursanalyse für den Untersuchungsgegenstand. Anschließend wird dieser im Rahmen der in der Einleitung formulierten Fragestellung ausgearbeitet.

### **3.1 Methodologie: Anwendung der Diskursanalyse**

Nach der Grundlegung der Theorien Laclaus/Mouffes, soll nun der Weg zur Beantwortung der in der Einleitung gestellten Frage genommen werden. Wesentlich geht es um die Anwendungsmöglichkeiten der Diskursanalyse auf Phänomene gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse mit hegemonialen Implikationen. Zu diesem Zwecke wird das sozialpolitische Protestphänomen Pegida als diskursanalytischer Untersuchungsgegenstand herangezogen. Doch stellt sich die Frage, durch welche Merkmale sich eine diskursanalytische Untersuchung gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse auszeichnet. Es ist der Versuch dieser Ausarbeitung, an dieser Stelle eine Brücke zu schlagen und sich auf empirischer Basis dem Protestphänomen Pegida zu nähern, um im Sinne Laclaus/Mouffes gesellschaftliches und politisches Geschehen als diskursives Bedeutungsgeschehen zu analysieren (vgl. Nonhoff, 2007, S. 173).

Mit der Operationalisierung der vorgestellten Diskursanalyse wird der Versuch unternommen, ausgeführte Mechanismen der diskursiven Struktur herauszuarbeiten. Das Resultat wird das Sichtbarmachen hegemonialer Machtverhältnisse vor einem diskursiven Horizont sein. Somit ist mit dem Untersuchungsgegenstand eines Diskurses der eines formalen Sinnbegriffs gemeint, da sich Sinn als Folge von Differenzen und Differenzierungen konstituiert (vgl. ebd., S. 175).

Beispielsweise kann die Verwendung zuvor vorgestellter leerer Signifikanten bei der Protestbewegung Pegida entlarvt werden. Begriffe wie „Europa“, „Arbeit“, „Freiheit“, „Überfremdung“, „Kultur“ und „Islamisierung“ werden instrumentalisiert, um diese im Rahmen von Sinnkonstruktionen und Narrativen mit Bedeutungsgeladen zu füllen. Dies erlaubt Demonstrationsteilnehmer\_innen unterschiedlichster politischer Couleur, sich unter diesen Bannern zu versammeln und gemeinsame Forderungen zu artikulieren – Äquivalenzketten (vgl. Laclau/Mouffe, 2012, S. 167 ff.). Unterstrichen wird hierbei die Funktion der Logik der Äquivalenz, da vor einem diskursiven Horizont verschiedene Subjektpositionen eines Diskurses gefasst werden können und diese sich die Verwendung beziehungsweise Interpretation solcher Signifikanten aneignen und in ihre Vorstellung von Identität integrieren können.

In den Worten Urs Stähelis umfasst eine Diskursanalyse den folgenden Aufgabenbereich: „Die Analyse konkreter hegemonialer Diskurse beschäftigt sich damit, wie ein derartiges hegemoniales Regime organisiert wird“ (Stäheli, 2009, S. 267). Davon ausgehend ist es nicht der Anspruch, eine inhaltliche Medienanalyse durchzuführen, sondern im laclauschen/mouffeschen Sinne wird versucht, ein Verständnis für diskursive Aktionen und hegemoniale Verhältnisse unserer Gesellschaft am Beispiel der Protestbewegung Pegida zu bekommen.

### **3.2 Populismus**

Diese Protestbewegung wird im medialen Diskurs oftmals mit dem Begriff des Populistischen assoziiert, einem Begriff also, der an sich ein politischer ist oder versucht, politische Sachverhalte perspektivisch zu beschreiben. Ein kleiner Exkurs zu diesem Begriff ist erstens notwendig, da dieser im medialen Diskurs zur Veranschaulichung hegemonial antagonistischer Beziehungen stilisiert wird. Zweitens war es Ernesto Laclau, der sich eingehend mit den Funktionen des Populistischen befasste und danach strebte, diesen Begriff von einem oberflächlichen, man könnte sagen populistischen, Verständnis zu trennen.

Das Merkmal des Populistischen dient teilweise in der breiten Berichterstattung dazu, sozialpolitischen Strukturierungen eine Oberflächlichkeit zu attestieren, um somit auf vermeintliche Mängel beziehungsweise Unzulänglichkeiten politischer Sinnkonstruktionen aufmerksam machen zu können, und wird somit als Gegensatz zur rationalen „normalen“ Politik verstanden.<sup>14</sup> Die verbreitete Verwendung des Begriffes, welcher ohnehin ein schwer definierbarer ist, wird als Etikette eines politischen Mangelzustandes interpretiert. In seinem Buch „On populist reason“ (2005) widmet sich Ernesto Laclau dem Populismus und versucht, hinter allen reduktionistischen Verbindungen des Populismus mit Manipulation, dessen Funktionsweisen und internen Mechanismen zu beleuchten. In Anlehnung daran soll herausgestellt werden, dass das Moment des Populistischen je schon Teil demokratischer Verhältnisse ist und als Mechanismus gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse fungiert.

---

<sup>14</sup>Vgl. <http://www.theorieblog.de/index.php/2014/05/das-vertraute-gespenst-ernesto-laclau-populismus/> (letzter Aufruf: 19.04.2015).

Laclau betont, dass der Begriff des Populismus weiterhin nicht bloß als Etikette verwendet werden soll, sondern dass seine performative Dimension berücksichtigt werden muss:

Populism's relative ideological simplicity and emptiness, for instance, which is in most cases the prelude to its elitist dismissal, should be approached in terms of what those processes of simplification and emptying attempt to perform – that is to say, the social rationality they express. (Laclau, 2005, S. 14)

Im Sinne Laclaus kann somit nicht von einem verortbaren politischen Phänomen des Populismus gesprochen werden (vgl. ebd., S. 3 ff.). Dieser verhält sich vielmehr als eine Logik des Politischen – eine Logik, die das Terrain des Politischen versucht nach bestimmten Gesichtspunkten zu strukturieren. Die Auslegung, Populismus sei gekoppelt an ein einheitliches ideologisches Verständnis, ist damit hinfällig, doch teilen die Begriffe einen gewissen Handlungsraum. In diesem Zusammenhang wird ersichtlich, wieso Ernesto Laclau den Ideologie-Begriff nicht in Gänze verwerfen will. Zwar erhebt dieser einen totalisierenden Anspruch und wäre somit mit der anti-essentialistischen Struktur des Diskurses nicht vereinbar. Aber Laclau betont seine äußerst starke (ein-)schließende Funktion. Unter diesem können vermeintliche Antagonismen zusammengeführt werden und mit Berufung auf etwas Gemeinsames artikuliert werden (vgl. Laclau, 2007, S. 39). Ideologische Implikationen können somit als leere beziehungsweise entleerte „Signifikanten“ gelesen werden. Die schwer definierbare ideologische Offenheit wird als gemeinsames Narrativ artikuliert. Diese Form der Artikulation ist je schon eine populistische. Auf diese Weise wird versucht politische Differenzen vor einem gemeinsamen Sinnhorizont einzuschließen und als allgemeingültig artikuliert.

Das populistische Element wird von Laclau aus seiner Hegemoniethorie entwickelt und in Frage gestellt. Die Konstruktion eines „wir“ ist der ausschlaggebende Mechanismus des Populistischen. Dieses Wir schließt unter einem Mantel verschiedene Positionen zusammen und richtet diese gegen einen gemeinsamen Anderen. Dabei wirken hier sowohl die diskutierte Logik der Differenz wie auch die der Äquivalenz. Leere Signifikanten fügen sich sehr gut in derart populistische Strukturierungen.

So vermag Laclau die Vielfalt an Populismen ebenso zu erklären wie ihre inhaltliche Leere, ihre Neigung zu Vereinfachungen, ihr zyklisches Auftreten und ihre Emotionalität. Zugleich aber identifiziert er Populismus als ein unvermeidliches Element des demokratischen Lebens.<sup>15</sup>

Politische Strukturierungen sind demnach stets graduell populistisch (Laclau, 2005, S. 154). Die verbreitete meist negative Konnotation des Populismus liegt vermutlich in seinen vereinfachenden Funktion des Schließens. Aus diesen Zusammenschlüssen können im Endeffekt politische Bewegungen hervorgehen – so auch die von Pegida e.V.. Laclau dekonstruiert somit die Vereinfachungen des Populismus an sich und entlarvt anstatt dessen seine vereinfachenden Strukturen der Inklusion in Form beispielsweise von Versprechen oder Erwartungen: „Immer ist es das Versprechen auf Ermöglichung des bisher Verwehrten, das starke Gefühle auslöst und die Menschen zu einer politischen Bewegung zusammenschweißt.“<sup>16</sup>

### 3.3 Untersuchungsgegenstand

Pegida („Patriotische Europäer gegen Islamisierung des Abendlandes“) wird medial als bürgerliches Protestphänomen verhandelt. Seit dem 20.10.2014 artikuliert diese Bewegung ihr Anliegen qua wöchentlicher Montags-Demonstrationen, welche als „Spaziergänge“ beschrieben, den friedlichen Charakter des Protests unterstreichen soll. Die Teilnehmer\_innen wollen sich mit ihrem Engagement gegen eine „Islamisierung“ und einer von der Parteipolitik vermeintlich verfehlten Asyl-Politik wenden. In medialen Diskursen wird die Protestbewegung seit Anbeginn kontrovers diskutiert und ihre Absichten verhandelt. Gründer und erster Leiter der Bewegung war Lutz Bachmann. Seit dem 19.12.2014 ist die Bewegung als Verein eingetragen (vgl. Vorländer/Herold/Schäller, 2016, S. 7 ff.). Die Bewegung stand im medialen Diskurs häufig in der Kritik, unter der Forderung nach einer neuen reformierten Asyl-Politik, rassistische und ausländerfeindliche Ressentiments zu artiku-

---

<sup>15</sup> <http://www.theorieblog.de/index.php/2014/05/das-vertraute-gespenst-ernesto-laclau-populismus/> (letzter Aufruf: 19.04.2015).

<sup>16</sup> <http://www.theorieblog.de/index.php/2014/05/das-vertraute-gespenst-ernesto-laclau-populismus/> (letzter Aufruf: 19.04.2015).

lieren. Diese Anschuldigungen betrafen sowohl etwaige Demonstrationsteilnehmer\_innen wie auch Leiter\_innen/Organisator\_innen der Bewegung.<sup>17</sup> Das Konzept fand in den Folgemonaten seit Oktober 2014 auch in anderen Städten Anklang und somit konnten sich Ableger wie Legida (Leipzig), Bogida (Bonn) oder Dügida (Düsseldorf) formieren, im Vergleich mit Pegida-Dresden jedoch mit mittelmäßigem Erfolg.

Das jüngst erschienene Buch „Pegida – Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft“ (Geige/Marg/Walter, 2015)<sup>18</sup> dient dieser Arbeit als Einleitung eines empirisch wissenschaftlichen Zuganges zu diesem Phänomen und kann als Versuch, einen Überblick über Forderungen und Implikationen zu bekommen, herangezogen werden. Die Autor\_innen verfolgen das Ziel, eine „explorative Querschnittsstudie“ (ebd., S. 61) über das Feld der Protestforschung am Beispiel von Pegida zu geben und paaren ihre methodische Herangehensweise teils mit qualitativen, teils mit quantitativen Erhebungen. Sie wollen damit „Informationen über die Teilnehmer der Demonstrationen mit deren Einstellungen zu Demokratie und Gesellschaft“ (ebd.) herausarbeiten.

Um die Datenmenge der folgenden Diskursanalyse der Berichterstattung über Pegida eingrenzen zu können, stütze ich mich auf die Berichterstattung der oben genannten Medien im Zeitraum vom 20.10.2014 bis zum Februarbeginn 2015. Dieser Zeitraum wurde gewählt, um von der Entstehung von Pegida bis zum ersten innerorganisatorischen Bruch der Bewegung gelangen zu können. Der propagierte vermeintlich erste „Zerfall“ der Pegida-Bewegung stellt für diese Arbeit lediglich das Ende des zeitlichen Rahmens dar. Die untersuchte Online-Berichterstattung reicht in Teilen bis in den Monate Februar/März 2015, da aus dieser Position retrospektiv über die Pegida-Ereignisse zum Jahresanfang 2015 berichtet wurde (vgl. Der Freitag, 12.02.2015).

---

<sup>17</sup> Höhepunkt der Diskussion um artikulierte Ressentiments ist der Rücktritt Lutz Bachmanns als Vereinsvorsitzender im Januar 2015 aufgrund Bekanntwerdens einer Hitler-Imitation im sozialen Netzwerk Facebook.

<sup>18</sup> Die genannte Monographie stellt einen sozialwissenschaftlichen empirischen Zugang zur Protestbewegung Pegida dar. In diesem wird die Protestbewegung ausführlich dargestellt und es wird versucht einen sozialwissenschaftlichen Überblick über Motive und politische Implikationen zu geben. Die Autor\_innen orientierten sich an der Methode der teilnehmenden Beobachtung und können somit Auskunft über das analysierte Feld geben. Diese Erhebung wurde von dem Institut für Demokratieforschung der Universität Göttingen ausgearbeitet.

Um den Umfang der Ausarbeitung einzuhalten, habe ich mich dafür entschieden, lediglich zwei Akteure des medialen Diskurses heranzuziehen. Zum einen stütze ich mich auf die Online-Berichterstattung der *BILD-Zeitung*, zum anderen auf die der Wochenzeitung *Der Freitag*. Die Entscheidung fiel auf diese beiden Medien, um möglichst unterschiedliche Strukturierungen und Darstellungsweisen im medialen Diskurs herausarbeiten zu können. Die *BILD-Zeitung* ist zum einen auflagenstärkste Tageszeitung in Deutschland und zählt zu dem Genre der Boulevardzeitungen. Zum anderen zeichnet sich die Zeitung durch grammatikalisch verkürzte und thematisch pointierte Berichterstattungen aus. Das Meinungsmedium *Der Freitag* erscheint wöchentlich und zählt zu den Medien mit links bis linksliberalem Einschlag. Als Gemeinsamkeit ist den Beiden Medien das Bewusstsein aktiv den Meinungsbildungsprozess zu formen: „Bild Dir deine Meinung“; „Der Freitag. Das Meinungsmedium“. Die ausgewählten Medien dienen im Folgenden dazu, den Diskurs um Pegida aus zwei Perspektiven diskurstheoretisch zu untersuchen. Aus der variierenden Berichterstattung soll abgelesen werden, wie es Pegida gelingt diskursive Deutungshoheiten über kollektive Sinnkonstruktionen zu etablieren. An dieser Stelle muss betont werden, dass Pegida selbst in der Analyse nicht als diskursiver Akteur herangezogen werden konnte. Dies gründet zum einen darin, dass zum Zeitpunkt der Ausarbeitung Pegida größtenteils dezentral über soziale Netzwerke kommunizierte und organisiert wurde. Daher war es nicht möglich ein einheitliches Sprachorgan der Bewegung zu untersuchen. Andererseits beschränkt sich die Arbeit auf die Analyse der Berichterstattung über dieses Phänomen. Das heißt konkret, dass die Deutungen der Berichterstattung über dieses Phänomen einen einflussreichen Faktor darstellen, da die Protestbewegung als diskursiver Akteur agiert und sie sich gleichsam von der medialen Berichterstattung abgrenzt als ausgegrenzter Anderer. Somit formen sich derlei Bewegungen im Netz der diskursiven Machtrelationen, um ihrer Präsenz und Standpunkten Ausdruck zu verleihen.

## **4 Hegemoniale Diskursstrategien in der Berichterstattung über das Protestphänomen Pegida**

In der Landschaft der Medienberichterstattung wurde in unterschiedlichster Weise über Pegida berichtet, diskutiert und verhandelt. In der nachstehenden Analyse werden die ausgewählten Medien im laclauschen/mouffeschen Sinne diskursanalytisch untersucht. Zentrale Merkmale ihrer Diskurstheorie wie die Etablierung leerer Signifikanten, Interdependenzen antagonistischer Beziehungen und hegemoniale Deutungsweisen werden anhand des vorliegenden Materials herausgearbeitet. Dabei ist es wichtig, die Online-Berichterstattung nicht mit den Positionen der Bewegung zu vermengen. Es geht lediglich darum, den Diskurs um Pegida und deren Akteure zu beleuchten.

Begonnen wird mit der Untersuchung des Materials der BILD-Zeitung. Im Anschluss widme ich mich der Bearbeitung des Materials der Wochenzeitung Der Freitag. In den beiden nachstehenden Sektionen werden unmittelbar Merkmale und Strategien der laclauschen/mouffeschen Diskursanalyse herausgearbeitet. Oftmals werden im medialen Diskurs Interviews mit Repräsentanten\_innen verschiedener Artikulationspositionen herangezogen, um Identifikationsmöglichkeiten via medialer Aushandlungsprozesse unmittelbar darstellen zu können.

### **4.1 BILD**

„Abendlicher Aufmarsch in Dresden – Asylgegner brüllen: ‚Wir sind das Volk!‘“ (BILD, 02.12.2014). In dieser Online-Berichterstattung wird die Wiederverwendung des „Leipziger Wende-Slogans“ thematisiert und zum ursprünglichen Verwendungszweck kontrastiert. In der Diskussion um die Verwendung des „Wende-Slogans“ (BILD, 27.11.2014) werden antagonistische Beziehungen innerhalb des Diskurses deutlich erkennbar.<sup>19</sup> In der Anfangszeit der Protestbewegung wird in diesem Zusammenhang ein vermeintlicher Missbrauch des Ausrufes „Wir sind das Volk!“ festgestellt. In einem Interview mit dem Leipziger Bürgerrechtler Tobias Hollitzer, heißt es in der BILD-Zeitung: „Der Ruf bedeutete 1989 nicht Abgrenzung. Vielmehr war es eine Betonung der gemeinsamen Verantwortung der

---

<sup>19</sup> Auf die weitreichenden Beweggründe zur Verwendung des Rufes „Wir sind das Volk!“ kann im Rahmen dieser Ausarbeitung nicht eingegangen werden.

Demonstranten [sic!] und der Volkspolizei gegen die SED“ (BILD, 27.11.2014). Wenig später positionierte sich der Pegida-Initiator Lutz Bachmann gleichermaßen in einem Interview mit der BILD-Zeitung zu diesem Thema und legitimiert in seiner Aussage die Verwendung des „Wende-Slogans“ im Sinne Pegidas: „Vor 25 Jahren drückte er den Missmut gegen die SED-Obrigkeit aus. Heute ist es ähnlich“ (BILD, 01.12.2014). In der Berichterstattung der BILD wird die Offenheit des verwendeten Slogans thematisiert. Diese ermöglicht es dem Organisator von Pegida diesen neu zu kontextualisieren und zu einem Ausdruck von Missmut gegen eine Obrigkeit zu stilisieren. Der „Slogan“ erlaubt es den jeweiligen Akteuren diesen aufgrund seiner Bedeutungsoffenheit zu instrumentalisieren und eine Eingrenzung nach Innen und Außen vorzunehmen. In der BILD-Berichterstattung wird verhandelt, dass mit der Konstruktion einer „Obrigkeit“ beispielsweise „die Politik“, „die da oben“, „das System“, „Wirtschaftsflüchtlinge“ als konstitutiver Anderer generiert werden (vgl. BILD, 01.12.2014). Dabei werden starke einschließende Mechanismen des „Slogans“ offenkundig, da die Bedeutungsoffenheit ein weites Spektrum an Identifizierungsmöglichkeiten bietet. Politische Spektren werden unter seinem Mantel aufgelöst und verbunden, es wird versucht das Moment allgemeiner Politikverdrossenheit zu artikulieren – ausschlaggebend sei der BILD zufolge für Pegida hierfür die Forderung einer Änderung des Asylrechts sowie die Abschiebung von „Wirtschaftsflüchtlingen“ (vgl. BILD, 08.12.2014).

Eine weitere Besetzung beziehungsweise Neudeutung von Sinnkonstruktionen ist die Praxis der Spaziergänge in Dresden und die damit kollektive Besetzung des Montags als symbolischen Demonstrationstag. In Zusammenhang mit dem Ruf und der Wahl des Montags erweist sich der Begriff „Volk“ in diesen Neubesetzungen als Angelpunkt einer konstruierten Deutungshoheit im öffentlichen Diskurs, da unter ihm verschiedene Positionen gesammelt werden, um diese als Einheit zu einem abgrenzenden Außen entgegensetzen zu können. Bedeutungsoffenheit, welche dafür genutzt wird, politische Positionierungen zu artikulieren, kann im Sinne Laclaus/Mouffes mit ihren Überlegungen zu leeren Signifikanten gelesen werden. In der Online-Berichterstattung der BILD-Zeitung kann abgelesen werden, wie Pegida als neu-besetzende Bewegung von Verhandlungsprozesse interpretiert und dargestellt wird (vgl. ebd.). Nach Laclau/Mouffe dringt Pegida in Themenfelder

und versucht, sich die Felder mit ihrer Deutungsvariante anzueignen und zu dominieren: „Einzelne hegemoniale Artikulationen zeichnen sich dadurch aus, dass sie in Terrain des Anderen eindringen“ (Nonhoff, 2007, S. 183). Darin besteht die Konstruktion des „Wir“. Mit ihm soll der politische Missmut „der einfachen Leute“ (vgl. BILD, 08.12.2014) artikuliert werden. In dem medialen Diskurs werden interpretierte Geschehnisse und Zitate wiedergegeben, welche die Abgrenzung eines „Wir“ von dem gemeinsamen „Anderen“ verdeutlichen: „Donnernden Applaus bekam Bachmann für die Beschimpfung der Bundesregierung“ (BILD, 02.12.2014). Eine Opposition bildet die Initiative einer Online-Petition gegen die Pegida-Bewegung. Hegemoniale Machtverhältnisse werden augenscheinlich, wenn Oppositionen antagonistischer Beziehungen um die Deutungshoheit leerer Signifikanten ringen. Im Aufruf der Petition heißt es: „Jetzt ist die Zeit zu bekennen, dass ‚Wir sind das Volk!‘ unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Religion oder was auch immer gilt und weiter gelten muss“ (BILD, 06.01.2015).

In Hinblick auf Positionierungen im Diskurs um Pegida werden hegemoniale antagonistische Beziehungen in diesem deutlich. Die Beziehungen manifestieren sich zwischen diskursiven Elementen und an deren Grenzen. Hierzu werden von der Protestbewegung parteipolitische Themen aktueller Agenden angeeignet und neu besetzt. Die Gegenwärtige Asyl-Politik spielt hierbei eine Schlüsselrolle. „Sie demonstrieren GEGEN ‚Unterwanderung‘ und FÜR den ‚Schutz der deutschen Identität‘“, so die BILD-Zeitung (BILD, 13.12.2014). Dieses Zitat stellt die Grenzen diskursvier Momente heraus. Zum einen wende sich die Bewegung, der Online-Berichterstattung folgend, somit gegen die etablierte parteipolitische Asyl-Politik und versucht qua der artikulatorischen Praxis diese neu zu deuten und sinnhaft zu besetzen, zum anderen werden leere Signifikanten – in diesem Beispiel zum ‚Schutze einer deutschen Identität‘ – generiert, um einheitliche Konzepte von Sinnkonstruktionen möglichst breit zu streuen. Demnach fordere die Bewegung, nach L. Bachmann, „ein Umdenken in der Politik“, positioniere sich „gegen die Aufnahme von Wirtschaftsflüchtlingen“, „aufgrund verfehlerter Asyl-Politik“ und sei erst gelungen, „wenn sich die Politik ändert“ (BILD, 01.12.2014). Der politische Agitationsbegriff der „Islamisierung unserer Gesellschaft“ (BILD, 08.12.2014)

wird in der Berichterstattung als weitere protestpolitische Identifikationsmöglichkeit verhandelt, welcher, BILD zufolge, eine weitere Forderung der Bewegung sei. Diesbezüglich weiter: „Die Ängste sind doch längst da! Aufgrund verfehlter Asylpolitik“ (BILD, 01.12.2014). Ein Narrativ der Angst wird entworfen, obwohl die Zahlen muslimischer Mitbürger\_innen in Sachsen sehr gering sind, um sich unter dem Mantel der „Überfremdung“ und der „Islamisierung des Abendlandes“ gegen weitere Andere zu positionieren. Oppositionelle Tendenzen versuchen, das Phänomen Pegida ebenso als vereinheitlichendes Konzept zu verstehen und in bestehende Sinnstrukturen einzuordnen. Vertreter\_innen der Pegida-Bewegung äußern in Gesprächen mit der Presse den Vorwurf, dass gegen die Bewegung schnell die „Nazi-Keule“ geschwungen würde (vgl. BILD, 01.12.2014).

Aus Perspektive der Online-Berichterstattung der BILD-Zeitung können vermeintliche Positionierungen von Pegida abgelesen werden und verdeutlichen, dass die Aushandlungsprozesse neuer und alter Sinnkonstruktionen Einzug in die Berichterstattung finden.

## **4.2 Der Freitag**

In ähnlicher Weise ist die Online-Berichterstattung von Der Freitag charakterisiert. „Patrioten, die europäisch gesinnt seien, wenden sich gegen die angebliche Islamisierung des Abendlandes und machen sich gegen vermeintlichen Asylmissbrauch stark“ (Der Freitag, 11.02.2015). Aus den Selbstbezeichnungen der Bewegung werden in der Berichterstattung Etikettierungen abgeleitet, die im Diskurs um und von Pegida erlauben, komplexe politische Konzepte zu besetzen – „Patriotismus“, „ein christliches einheitliches Abendland“ und den vermeintlich Anderen: „Asylmissbrauchende“.

„Wir sind das Volk!“ wird ebenso in diesem Medium als missbrauchter „Freiheitsruf“ verhandelt und generiert die Bewegung somit zu einem diskursiv neu- bzw. umdeutenden Anderen: „Damals forderte er die grundlegende Redebereitschaft über Veränderungen ein. Dialog wurde gefordert, nicht verweigert. Nun wurde unsere emanzipatorische Freiheitsparole nachgebrüllt. Sie richtet sich nun gegen Schwächste, Hilfsbedürftigste, verängstigt Heimatlose“ (Der Freitag, 11.02.2015). In einem weiteren Zitat wird die Verwendungen des Rufs als leerer Signifikant präzise als Abgrenzungs- und „Wir“-Konstruktion beschrieben: „Ratlos und wütend

macht es, miterleben zu müssen, wie die Parole ‚Wir sind das Volk!‘ nun den Muslimen unter uns Angst macht, weil sie laut und drohend suggeriert, ‚wir‘ seien von Geburt her Deutsch, ein die anderen ausschließendes ‚Volk‘, das sich als Abendland vor Islamisierung schützen muss“ (Der Freitag, 11.02.2015). Dieses „Wir“ wird als ein im laclauschen Sinne populistisches Wir konstruiert. Es vereinfacht komplexe gesellschaftliche und politische Aushandlungsprozesse und bereitet den Nährboden für Vorurteile und Ressentiments. Wie schon in der BILD-Zeitung verhandelt wurde, werden aufgrund dieser Vereinfachungen „Feindbilder“, von denen man sich abgrenzen müsse, generiert. Jedoch werden von Der Freitag unterschiedliche Akzentuierungen und Betonungen gesetzt. In der Berichterstattung über Pegida wird nicht nur ein genuin Anderes der Bewegung verhandelt, sondern sogleich mit politischen Implikationen besetzt, wenn beispielsweise von den anderen als die Ausgeschlossenen und Schwächsten gesprochen wird. Dies veranschaulicht gut die Wirkungsweisen der antagonistischen Auslegungen und Interpretationen derselben Sinnkonstruktionen.

„Politik, Wirtschaft, Medien – sie alle gehören zu einem vermeintlichen Establishment der ‚da oben‘. Die Rufe ‚Wir sind das Volk‘ sind kein Ausdruck eines demokratischen Aufbegehrens, sondern Ausdruck der Verachtung der repräsentativen Demokratie“ (Der Freitag, 04.03.2015). Repräsentative Demokratie kann, wenn man dieser Berichterstattung folgt, als weiteres Narrativ zur Abgrenzung der Bewegung gelesen werden. Der Repräsentationsanspruch sei hinfällig, wenn sich die Teilnehmer\_innen nicht repräsentiert fühlten und in ihrem Sinne sozialpolitisch gehandelt wird. Eine weitere Etikette antagonistischer Beziehungen, ist die Selbstreferenz der Demonstrationsteilnehmer\_innen als betroffene „besorgte Bürger“. Der vereinheitlichende Begriff der „Sorge“ kaschiert auch an dieser Stelle die komplexen Subjektpositionen, welche die Bewegung als Artikulationsmöglichkeit bietet. Weiter: „Die Anhänger fühlen sich missverstanden. Sie sind gegen Ausländer, aber, bitte, keinesfalls rechts“ (Der Freitag, 28.01.2015).

In der Online-Berichterstattung der Zeitungen werden einschlägige Artikulationen aufgegriffen und in den medialen Diskurs transportiert und somit als diskursive Position in Stellung gebracht: „Die Wahrheit über die Ausländer, ‚die doch alle kriminell sind‘, werde verschwiegen, jeder von ihnen koste sieben Mal so viel wie ein

Hartz-IV-Empfänger, die sollten besser von den reichen Ölländern aufgenommen werden“ (Der Freitag, 12.12.2014). Derartige Sinnkonstruktionen werden in der Berichterstattung unter dem Banner der Wahrheit dargestellt – also die nachdrücklichste Ausformulierung allgemeiner Gültigkeit, die von den einschließenden Mechanismen der Bewegung ebenso verfolgt wird. Hierzu weiterführend: „Politiker, so hört man, seien sämtlich Volksverräter, das Statistische Landesamt lüge über den geringen Ausländeranteil, um Bürger ruhigzustellen, die komplett linken und gleichgeschalteten Systemmedien verdrehten erst recht die Tatsachen. Mit einem Wort: ebenso unaufgeklärt wie unaufklärbare Menschen, die es wohl in jeder Gesellschaft gibt“ (Der Freitag, 12.12.2014). Der Inhalt dieser aufgegriffenen Aussagen entspricht nicht der Perspektive des Freitags, sie dienen dazu sich medial beziehungsweise antagonistisch von ihnen abzugrenzen

In diesem Sinne ist es das augenscheinlichste Beispiel antagonistischer Beziehungen, wenn sich Pegida-Demonstrationsteilnehmer\_innen gegen den diskursiven Akteur der Medien – in den Worten der Teilnehmer\_innen: „Lügenpresse, mehr sag ich nicht dazu“ (Der Freitag, 28.01.2015) – wenden. Dies verdeutlicht, dass die mediale Berichterstattung selbst als Akteur gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse positioniert ist. Zum einen werden mannigfaltige Sinnkonstruktionen medial auf Pegida zugeschnitten, zum anderen wendet sich die Bewegung gegen eben jene Kategorisierungen an den Stellen, an denen versucht wird, die Wir-Konstruktionen der Bewegung medial neu zu besetzen oder zu deuten. Somit wird ein steter antagonistischer Aushandlungsprozess von Selbstbe- und Fremdzuschreibungen geführt.

Es bleibt zu rekapitulieren, dass anhand medialer Berichterstattung eine Skizze über hegemoniale Machtverhältnisse gezeichnet werden kann. Pegida ist Akteur im politischen Raum und versucht durch die Artikulation verschiedener Standpunkte und die Abgrenzung zu mehreren gemeinsamen Anderen eine Deutungshoheit über verschiedene sozialpolitische Themen zu erreichen. Zur Bewegung „von unten“ selbststilisiert, verfolgt sie dieses Anliegen in der vermeintlichen Repräsentation der weitläufigen Bevölkerungsschicht der „einfachen Bevölkerung.“ Ihren Teil tragen mediale Berichterstattungen hierüber dazu bei, da diese ebenso von der „strukturiere-

renden Totalität des Diskurses“ eingeschlossen sind. Deutlich wird, dass „Medien“ keine Vogelperspektive als Reportage gesellschaftlicher Phänomene einnehmen, sondern an sozialpolitischen Aushandlungsprozessen um hegemoniale Deutungshoheit teilhaben. Artikulation als Praxis im diskursiven Raum ist demnach immer mit Kombinationsmöglichkeiten von Identitätspositionierungen zu verstehen. Das heißt der Anspruch hegemonialer Deutungshoheit wird besonders bei der Pegida-Bewegung mit einer Legitimation der eignen Positionierung und dem Anspruch auf allgemeingültige Sinnkonstruktionen artikuliert.

Man kann in diesem Zusammenhang zu zweierlei Ergebnissen kommen. Zum einen unterscheidet sich die Medienberichterstattung der beiden thematisierten Medien darin, dass sie in ihren Verhandlung und Deutung von Pegida aus unterschiedlicher Perspektive agieren. Die Bild-Zeitung ist auf die Bewegung als selbstständiges Phänomen fixiert, indem darüber meist unilinear berichtet wird. Hingegen betont Der Freitag die diskursiven Neudeutungen der Bewegung anders, da Positionen der von Pegida hervorgerufenen Antagonismen hervorgehoben werden. Auf der anderen Seite stimmen die Berichterstattung darin überein, über Pegida als diskursiv besetzendes Phänomen zu berichten – Pegida als Andere generierender Anderer. Demnach wird das Phänomen qua jeweiliger Berichterstattung selbst neu gedeutet und so gegenseitig in Stellung gebracht, um eine vermeintliche Deutungshoheit darüber zu beanspruchen.

## **5 Schlussbetrachtung: Gesellschaft als Ort von Aushandlungsprozessen?**

Es ist das Anliegen Pegidas, aber auch anderer Akteure im Raum des Politischen, Anschauungsweisen sozialer Gemeinschaften zu beanspruchen und als gemeinsame Gesellschaftsentwurf zu verhandeln. Es geht also um die Gestaltung gemeinschaftlichen Lebens in Form einer Gesellschaftskonstruktion. Doch kann nach der Sichtung der laclauschen/mouffeschen Diskurstheorie überhaupt die Rede von *der* oder *einer* Gesellschaft als Orientierungshorizont gesprochen werden?

Gesellschaft<sup>20</sup> ist im hegemonialen Fixierungsprozess von Artikulationen vor einem Bedeutungshorizont zu verstehen. Die diskursive Verfasstheit des Sozialen deutet daraufhin, dass man nicht von einer/der Gesellschaft reden kann (Nonhoff, 2007, S. 9) – eher von andauernden Prozessen der Vergesellschaftung. Gesellschaft kann somit nichts „festes“ sein, sondern als Resultat einer konstitutiven Praxis verstanden werden. Sie kann nicht als „einfaches Grundprinzip“ fungieren (Laclau/Mouffe, 2012, S. 148). Somit wird ein starker Gesellschaftsbegriff verabschiedet und Platz für eine partikulare beziehungsweise kontingente Perspektive auf Gesellschaftsprozesse gemacht. Gesellschaft als übergeordnete Orientierung ist ebenso wie als Universalisierungskonzepte nur eine vorübergehende objektive Fixierung im Raum des Diskursiven. Die Unmöglichkeit einer vollen Konstitution einer Gesellschaft basiert auf den antagonistischen Beziehungen, welche an den Grenzen der Gesellschaft entstehen (vgl. ebd., S. 165). Der Antagonismus ist somit kein positiver oder negativer Gegenstand der Gesellschaft, vielmehr ist er ein Grenzparameter. Deshalb kann Gesellschaft nicht als „Ensemble physisch existierender sozialer Akteure, die innerhalb eines bestimmten Territorium leben“ (ebd., S. 166) gelesen, sondern muss als Konstrukt offener Aushandlungsprozesse antagonistischer Beziehungen verstanden werden.

In dieser Ausarbeitung wurde verdeutlicht, dass nach Laclau/Mouffe universelle Interpretationen und Setzungen nicht existieren können, da alles – Diskurse, Subjekte, Strukturen aber auch Gegenstände und Weltanschauungen und Gesellschaft – unter dem Einfluss steter diskursiver Aushandlungsprozesse steht, und da menschliche Sinnkonstruktionen auf diskursiven Strukturen basieren, bedeutet dies, dass diese Aushandlungsprozesse den hybriden Kern gesellschaftlichen Zusammenlebens ausmachen. Als Konstrukt offener Aushandlungsprozesse ist die Protestbewegung Pegida als teilhabender Akteur neben vielen anderen zu verstehen. Meines Erachtens eignet sich die laclausche/mouffesche Hegemonietheorie sehr gut als Vergrößerungsglas sozialpolitischer Aushandlungsprozesse. Die Erkenntnis über die Hybridität und Heterogenität des Diskurses und seiner Akteure eröffnet das weite Feld der Möglichkeiten, gesellschaftliches Leben in seinen kleinsten –

---

<sup>20</sup> Dieses Kapitel findet Einzug in die Arbeit, um einen Zusammenhang der ausgeführten Diskurstheorie nach Laclau/Mouffe und dem übergeordneten Thema des Seminars: „Vom ‚Ende der Gesellschaft‘ zu neuen Gesellschaftstheorien“ vom 19.–21.02.2015 herzustellen.

diskursiven – Manifestationen zu untersuchen. Dabei unterstreicht ihre Theorie das Moment der Macht, welches den Diskurs und seine Akteure durchströmt. Es wird die Möglichkeit geboten, Deutungsmuster für soziales Zusammenleben zu entwerfen nicht nur über soziales Zusammenleben, sondern über das Agieren und Denken etwas zu lernen. „Inklusion durch Exklusion“ ist zugleich eine Funktionsweise aber auch eine Mahnung an die Rezipient\_innen, da Laclau/Mouffe daran erinnern, dass jeder Identifikationsprozess notwendigerweise ein Anderes exkludiert.

Unter der in der Einleitung gestellten Frage wird ersichtlich, dass der Pegida-Bewegung immanente Themen, Anliegen und Forderungen als diskursive und hegemonial ausgehandelte Konstruktionen gelesen werden können. In der Diskursanalyse konnte gezeigt werden, dass die unterschiedlichen Akteure um die Aneignungen perspektivischer Aushandlungsprozesse ringen beziehungsweise in Konkurrenz stehen. Zwar wurden hierfür die genannten Medien herangezogen und kein Sprachorgan der Bewegung, jedoch wurden auch in diesem Zusammenhang divergierende Positionen im Diskurs um die Bewegung deutlich.

Es entstehen widerstrittige Aushandlungsprozesse um die Deutungshoheit gesellschaftlicher Phänomene. Die Exklusion eines Anderen konnte besonders im Diskurs um Pegida beleuchtet werden, da diese Bewegung starke vereinheitlichende Inklusions- und Exklusionsmechanismen betont. Das politische Moment der Artikulation eines Wir-Sentiments grenzt sich stets von einem Ihr ab. Jedoch bleiben das Wir und das Ihr immer verhandelbar, die jeweiligen Akzentuierungen sind Teil sozialpolitischer Aushandlungsprozesse.

## 7 Literaturverzeichnis

- Bech Dyrberg, Torben (1998). Diskursanalyse als postmoderne politische Theorie. In Oliver Marchart (Hrsg.). *Das Undarstellbare der Politik* (S.23-51). Wien.
- Bech Dyrberg, Torben (2004). The political and politics in discourse analysis. In Simon Critchley & Oliver Marchart (Hrsg.). *Laclau. A critical reader* (S. 241–255.). New York.
- Brodocz, André & Schaal, Gary S. (Hrsg.) (2009). *Politische Theorien der Gegenwart II* (3. erw. Aufl.). Opladen/Toronto.
- Critchley, Simon & Marchart, Oliver (Hrsg.) (2004). *Laclau. A critical reader*. New York.

- Cohen, Anthony (1985). *The Symbolic Construction Of Community*. London/New York.
- Demirović, Alex (2007). Hegemonie und die diskursive Konstruktion der Gesellschaft. In Martin Nonhoff (Hrsg.). *Diskurs, radikale Demokratie, Hegemonie. Zum politischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe* (S.55-85). Bielefeld.
- Geiges, Lars & Marg, Stine & Walter, Franz (2015). *Pegida – Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft?*. Bielefeld.
- Glasze, Georg (2007). Vorschläge zur Operationalisierung der Diskurstheorie von Laclau und Mouffe in einer Triangulation von lexikometrischen und interpretativen Methoden. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8(2). Download unter: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-14-d.htm> [13.04.2015].
- Marchart, Oliver (Hrsg.) (1998). *Das Undarstellbare der Politik*. Wien.
- Moebius, Stephan (2009). *Kultur*. Bielefeld.
- Nonhoff, Martin (Hrsg.) (2006). *Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt „Soziale Marktwirtschaft“*. Bielefeld.
- Nonhoff, Martin (Hrsg.) (2007). *Diskurs, radikale Demokratie, Hegemonie. Zum politischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe*. Bielefeld.
- Keller, Rainer & Hirsland, Andreas & Schneider, Werner (Hrsg.) (2006). *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1: Theorien und Methoden* (2. Aufl.). Wiesbaden.
- Laclau, Ernesto (Hrsg.) (1990). The impossibility of society. In ders. *New reflections on the revolution of our time* (S.89-92). London.
- Laclau, Ernesto (2005). *On populist reason*. London/New York.
- Laclau, Ernesto (2007). Ideologie und Post-Marxismus. In Martin Nonhoff (Hrsg.). *Diskurs, radikale Demokratie, Hegemonie. Zum politischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe* (S.25-39). Bielefeld.
- Laclau, Ernesto & Mouffe, Chantal (2012). *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus* (4. Aufl.). Wien.
- Reckwitz, Andreas (2011). Ernesto Laclau: Diskurse, Hegemonien, Antagonismen. In Stephan Moebius & Dirk Quadflieg (Hrsg.). *Kultur. Theorien der Gegenwart* (2. Aufl.) (S.300–310). Wiesbaden.

Stäheli, Urs (2009). Die politische Theorie der Hegemonie: Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. In André Brodocz & Gary S. Schaal (Hrsg.). *Politische Theorien der Gegenwart II* (3. erw. Aufl.) (S 254–284). Opladen/Toronto.

Vorländer, Hans & Herlod, Maik & Schäller, Steven (2016). *Pegida. Entwicklung, Zusammensetzung und Deutung einer Empörungsbewegung*. Wiesbaden.

## 7.1 Internetquellen

### 7.1.1 BILD

BILD (27.11.2014) – <http://www.bild.de/regional/leipzig/asyl/buergerrechtler-sieht-wendeslogan-durch-asylgegner-missbraucht-38732118.bild.html> [Aufruf: 13.04.2015].

BILD (01.12.2014) – <http://www.bild.de/regional/dresden/demonstrationen/pegida-erfinder-im-interview-38780422.bild.html> [11.04.2015].

BILD (02.12.2014) – <http://www.bild.de/politik/inland/demonstrationen/asylgegner-bruellen-wir-sind-das-volk-38805000.bild.html> [13.04.2015].

BILD (08.12.2014) – <http://www.bild.de/regional/dresden/demonstrationen/pegida-im-fakten-check-38885684.bild.html> [13.04.2015].

BILD (13.12.2014) – <http://www.bild.de/politik/inland/pegida/warum-fallen-so-viele-auf-die-perfiden-parolen-rein-38955852.bild.html> [13.04.2014].

BILD (06.01.2015) – <http://www.bild.de/politik/inland/pegida/online-petition-39214544.bild.html> [13.04.2015].

BILD (30.01.2015) – <http://www.bild.de/regional/dresden/pegida/5-wichtige-fragen-zum-chaos-39554782.bild.html> [13.04.2015].

### 7.1.2 Der Freitag

Der Freitag (12.12.2014) – <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/unaufgeklärt-und-unaufklärbar> [19.04.2015].

Der Freitag (17.12.2014) – <https://www.freitag.de/autoren/lieberichts/hauptsache-feindbilder> [19.04.2015].

Der Freitag (28.01.2015) – <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/luegenpresse-mehr-sag-ich-dazu-nicht> [19.04.2015].

Der Freitag (11.02.2015) – <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/ihr-seid-nicht-das-volk> [19.04.2015].

Der Freitag (12.02.2015) – <https://www.freitag.de/autoren/ulrike-baureithel/blick-zurueck-nach-vorn> [19.04.2015].

Der Freitag (04.03.2015) – <https://www.freitag.de/autoren/oliver-nachtwey/die-radikale-mitte> [19.04.2015].

### **7.1.3 Sonstige**

Theorieblog: <http://www.theorieblog.de/index.php/2014/05/das-vertraute-gespenst-ernesto-laclau-populismus/> [19.04.2015].

Jochen Kibel

# Von Lebensräumlichkeit und Lebensgeschichtlichkeit

*Bedingungen und Möglichkeiten einer sozialen  
Raumzeit*

---

## Zum Autor

*Jochen Kibel absolvierte sein Bachelorstudium an der Universität Konstanz in den Fächern Soziologie und Politikwissenschaft und schloss dieses nach einem Studienaufenthalt an der Universidade Católica in Lissabon 2013 ab. Forschungsschwerpunkte seines Masterstudiums an der TU Berlin bildeten Fragen der Raum-, Stadt- und Architektursoziologie. Im Zuge seiner Masterarbeit systematisiert Kibel Stadtplanungsentwürfe aus Perspektive sozialer Raumzeit, um schließlich deren jeweilige Legitimationsprobleme aufzuzeigen.*

*Derzeit ist Jochen Kibel Promovend des Graduiertenkollegs „Identität und Erbe“ an der TU Berlin und forscht dort zu verschiedenen raumzeitlichen Modi der Identitätskonstruktion.*

*Kontakt: [jochen.kibel@mailbox.tu-berlin.de](mailto:jochen.kibel@mailbox.tu-berlin.de)*

---

## **Abstract**

Der Raumsoziologe Gunter Weidenhaus begibt sich auf die Suche nach der *sozialen Raumzeit* und stellt sich damit die Frage, ob es einen systematischen Zusammenhang zwischen spezifischen Raum- und Zeitkonstitutionen in biographischen Erzählungen gibt. Aus den unterschiedlichen Modi von Lebensgeschichtlichkeit und Lebensräumlichkeit entwirft Weidenhaus eine idealtypische Begrifflichkeit zur Ordnung persönlicher Weltbezüge: ein *episodisch-netzwerkartiger*, ein *linear-konzentrischen* und ein *zyklisch-inselhafter* Raumzeittyp.

Das Hauptanliegen des Textes ist es die zentralen Aspekte und Resultate der von Weidenhaus durchgeführten explorativen Studie vorzustellen. Die Struktur der Darstellung entspricht dabei in etwa der Gliederung des Buches. Trotz des referierenden Charakters des Textes, finden auch Kritik sowie die Einordnung in den Kontext anderer raumsoziologischer Untersuchungen ihren Ausdruck.

## 1 Einleitung

Eines der großen Jubiläen, die dieser Tage gefeiert werden, ist der hundertste Jahrestag der einsteinschen Relativitätstheorie. Diese postulierte einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Raum und Zeit in der Physik und diente weit über deren Fachgrenzen hinaus oft als Inspiration für Forscher\_innen unterschiedlicher Disziplinen (Weidenhaus 2016, S.11).

Doch wenn wir dem Raumsoziologen Gunter Weidenhaus glauben, sind die Übertragungsversuche einer Raumzeit in die Sozialwissenschaften bisher falsch betrieben worden, da oft auch in soziologischen Untersuchungen ein lediglich über Grenzen definierter (euklidischer) Raumbegriff verwendet wurde oder aber Zeitlichkeit als feste Größe ausgegeben und nicht als sozial variabel verstanden wurde. Um analog zur physischen Raumzeit auch von einer sozialen Raumzeit sprechen zu können, müssen aber beide Aspekte (Raum und Zeit) in den Verantwortungsbereich der Subjekte fallen. Nicht der physische Raum und die chronologische Zeit, sondern gesellschaftlich geprägte und individuell zum Ausdruck kommende Bedeutungszuschreibungen von Lebensräumlichkeit und Lebensgeschichtlichkeit sind also der Gegenstand Weidenhaus'. Dass, neben der Welt der Physik, auch in der Welt des Sozialen ein zwingender Zusammenhang zwischen spezifischer Raum- und Zeitkonstitutionen besteht, ist dabei die These, die Weidenhaus in seiner Dissertationsschrift entfaltet und schließlich anhand verschiedener raumzeitlicher Weltbezüge systematisiert.

Um die soziale Variabilität seines Raumbegriffes zu gewährleisten, greift Weidenhaus auf den relationalen Raum, wie ihn Martina Löw (2001) versteht, zurück. Denn auch Löw bemängelt an früheren raumsoziologischen Untersuchungen, dass diese stets im Bild des unterworfenen Raumes der euklidischen Mathematik verfahren, wonach Menschen lediglich Objekte im Raum sein können, welcher selbst über seine Grenzen definiert ist. Analog zu relationalen Raumvorstellungen und dem Weltbild des relationalen Raumes entwirft Löw einen Raumbegriff, der Menschen anstelle von Objekten *im* Raum zu Subjekten *des* Raumes macht. Untersuchungen über das Schulsystem enden dann nicht mehr schlicht an der Türschwelle zur Schule, sondern definieren den Schulraum über das Handeln der Schüler\_innen (vgl. Löw 2001). Damit sind auch die Raucherecke außerhalb des Schulgeländes

und der Bäcker auf der gegenüberliegenden Straßenseite, die von den Schüler\_innen frequentiert werden, in den Kontext der Schule aufgenommen. Diese Aspekte geraten erst durch die Verwendung eines relationalen Raumbegriffs in den Blick. Löw entwirft diesen in Abgrenzung zu euklidischen Raumvorstellungen und unter Berufung auf relationale Raumvorstellungen Leibniz' und Einsteins (Löw 2001, S.24ff.). Der Unterschied zwischen einer absolutistischen und relativistischen Raumvorstellung verläuft also zwischen newtonschem und einsteinschen Weltbild. Dies ist deshalb so zentral, da nur, wenn Raum als Produkt menschlichen Handelns verstanden wird, überhaupt erst sinnvoll nach verschiedenen sozialen Raumkonstitutionen gefragt werden kann. Der Löwschüler Weidenhaus steht somit nicht nur in enger personeller Verbindung zur Theorie des relationalen Raumes, vielmehr macht erst dieser theoretische Ausgangspunkt die Suche nach einer sozialen Raumzeit möglich.

Obwohl die Notwendigkeit der Organisation der Weltbezüge als grundlegend angenommen wird, bleibt die Art und Weise, wie dies getan wird, laut Weidenhaus sozial variabel. *Dennoch besteht die zentrale Bedingung einer sozialen Raumzeit darin, dass mit bestimmten Raumkonstitutionen – also die Art und Weise wie Lebensräumen Bedeutung zugeschrieben wird – gleichsam spezifische Zeitkonstitutionen – also auf welche Art und Weise Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft logisch verbunden werden – zwingend einhergehen.* Dabei sind die Aussagen über Lebensräume und Lebensgeschichtlichkeit weder vor- noch nachgängig, sondern werden gleichzeitig vollzogen. Es gilt somit: Wer über Raum redet, kann über die Zeit nicht schweigen und *vice versa*. Die These der Raumzeit, die Weidenhaus im Zusammenhang biographischer Erzählungen formuliert, geht dabei davon aus, dass sich auch in den individuellen Erzählungen kollektive gesellschaftliche Muster niederschlagen. Subjektive Weltansichten sind damit keineswegs vorsozial, sondern zu einem wesentlichen Teil durch das Soziale geprägt. Die Raumzeit wird somit zur *sozialen* Raumzeit.

Ziel der empirischen Studie, die auf einem umfangreichen Textkorpus von zwölf biographisch-narrativen Interviews beruht, ist die unterschiedlichen raumzeitlichen Weltbezüge der Befragten mittels einer idealtypischen Terminologie zu ordnen. Die in dieser qualitativ explorativen Studie angebotenen Begrifflichkeiten bleiben im

Sinne Webers idealtypisch. Gleichwohl Weidenhaus für die Definition der Idealtypen Clear Cases heranzieht, die dem jeweiligen Raumzeittypus besonders nahe kommen, existieren auch diese Fälle, wie alle Realtypen, lediglich als Mischformen der idealtypischen Begriffskonstruktionen.

Für die Analyse des empirischen Materials bedient sich Weidenhaus eines hermeneutisch-interpretativen Verfahrens. Um die jeweiligen Raum- und Zeitkonstitutionen bestimmen zu können, definiert er Kategorien, mittels welcher er das empirische Material untersucht. Im Unterschied zur Zeitkonstitution, die mit der Frage, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft logisch miteinander verbunden werden, bestimmt wird, gestalten sich die Analysekatégorien der jeweiligen Raumkonstitution komplexer.

Weidenhaus teilt dazu die Raumkonstitution einerseits in *Aneignungsstrategien*, die sich weiter in die Unterkategorien „soziale Bindung“, „Atmosphäre“, „Handlungsoptionen“, „Verfügungsgewalt“ und „identitäre Kopplung“ aufgliedern, und andererseits in *Raummuster*, die den jeweiligen Raumzeittypen zugrunde liegen, ein (Weidenhaus 2015a, S.119ff). Während der Aspekt der Raummuster, als „relationales Verhältnis“ von verschiedenen „relevanten Räumen“ der Interviewpartner\_innen (Weidenhaus 2015a, S.123) definiert ist und somit das durch die Befragten relevant gemachte Verhältnis *verschiedener* Räume zueinander interpretiert, soll mit Hilfe der Aneignungsstrategien die Bedeutungszuschreibung der Proband\_innen an *einzelne* Lebensräume erfragt werden. Soziale Bindungen und identitäre Kopplungen spielen beispielsweise für den konzentrischen Raumtypus eine herausragende Rolle, während netzwerkartig Biographisierende sich Räume eher über Atmosphären und Handlungsoptionen aneignen.

## **2 Der theoretische Ort der sozialen Raumzeit**

Um überhaupt die Möglichkeit einer gleichzeitigen Konstitution von Raum und Zeit in Erwägung ziehen zu können, darf also keine der „Bestimmungen [Raum und Zeit JK] als sozial invariant konzipiert sein“ (Weidenhaus 2016, S.55). Weidenhaus ist weder an Chronologie noch *Clocktime*, sondern einerseits an Geschichtlichkeit und andererseits an der sozial und lebensgeschichtlich variablen Relevantmachung von Lebensräumen interessiert. Ein logischer Konstitutionszusammenhang kann

überhaupt nur dort gesucht werden, wo die Konstitution von Raum und Zeit in den Verantwortungsbereich der Subjekte fällt. Dies ist beispielsweise im physikalisch-chronologischen Kontext, in dem sich die einsteinsche Relativitätstheorie und deren spezifischer Zusammenhang von Raum und Zeit bewegt, nicht der Fall. Raum und Zeit sind hier aufeinander bezogen, jedoch vom Wirken der Subjekte unabhängig. Törsten Hägerstrands Studie (1975) zu geschlechts- und milieuspezifischen Bewegungsmustern ist ein Beispiel aus der Sozialwissenschaft, in dem ebenfalls mit einem rein physischen Raum- und einem ausschließlich chronologischen Zeitbegriff gearbeitet wurde (Weidenhaus 2016, S.52). Was hier als raumzeitliche Untersuchung bezeichnet wird, ist für die Suche nach einer sozialen Raumzeit laut Weidenhaus also denkbar ungeeignet.

Mischformen, bei denen jeweils eine Größe als sozial variabel verstanden wird, entdeckt Weidenhaus in Robert Levins „Landkarte der Zeit“ (1999). Hier werden unterschiedliche Konstitutionsformen der Zeit untersucht. Ob die Zeit wie in der westlichen Moderne linear voranschreitet oder ob die Zeit wie im Falle der Aborigines lediglich in eine mythologische Traum- beziehungsweise Vorzeit und eine anhaltende Gegenwart geteilt wird (vgl. Dux 1992), kann erst unter Verwendung eines variablen Zeitbegriffs sichtbar gemacht werden. Der Fokus liegt hier also nicht auf Zeit im chronologischen, sondern Geschichtlichkeit im sozialen Sinne. Da Levins jedoch an einem physisch definierten Raumbegriff festhält, ist auch diese Perspektive ungeeignet, einen Zusammenhang zwischen Raum- und Zeitkonstitution zu konzeptionalisieren (Weidenhaus 2016, S.53).

Gleiches gilt für Perspektiven, in denen Raumkonstitutionen sozial variabel gehalten sind und ein chronologischer Zeitbegriff verwendet wird. So argumentiert Doreen Massey, dass die Wahrnehmung des Territoriums der USA als ein Raum Ausdruck einer spezifischen sozialen Raumkonstitution ist (Weidenhaus 2016, S.54). In Untersuchungen von Massey (2005) oder Gabrielle Sturm (2000) wird die Entwicklung verschiedener Raumvorstellungen herausgearbeitet, für einen Konstitutionszusammenhang zwischen Raum und Zeit bleibt aber auch diese Perspektive unbrauchbar, da Zeit ausschließlich als chronologisches Konstrukt verstanden wird. Obwohl auch hier ebenso wie in anderen Feldern, in denen mindestens eine der Variablen als konstant angenommen wird, durchaus Erkenntnisgewinne erreicht

werden können, kann als logischer Ort einer sozialen Raumzeit nur dasjenige Feld in Betracht kommen, das Raum und Zeit als variable Größen annimmt.

Ein Autor, der bei Weidenhaus leider kaum Beachtung findet, aber den von ihm eingeforderten Zusammenhang beidseitig variabler Raum- und Zeitbegriffe vielleicht am deutlichsten erkannt hat, ist der Essayist und Zeitdiagnostiker Zygmunt Bauman. In seinem vielbeachteten Buch über die „Liquid Modernity“ (2003) spricht er von einem epochemachenden Paradigmenwechsel in der bestimmenden Zeitlichkeitskonstitution moderner Gesellschaften. Diese bestehe in der Verlagerung von Langlebigkeit zur Kurzfristigkeit (vgl. ebd., S.150). Ob damit wirklich ein menscheitsgeschichtlicher Wendepunkt erreicht ist, bleibt dem Urteil nachfolgender Generationen von Kultursoziolog\_innen überlassen. Interessanter dabei ist, dass auch für Bauman mit dem Bruch der „Unverbrüchlichkeit von Zeitregimen“ (ebd., S.148) in der sogenannten leichten Moderne der statische Besitz und somit die Verfügungsgewalt über den Raum an Bedeutung verliert. Nicht mehr die Aneignung fester Produktionsstätten, sondern die Vergrößerung des „Spektrums zugänglicher Möglichkeiten“ (ebd.) ist im „Softwarekapitalismus“ entscheidend. Statik und Langlebigkeit einerseits sowie Kurzfristigkeit und räumliche Ungebundenheit andererseits fallen also für Bauman zusammen und bilden somit einen raumzeitlichen Konstitutionszusammenhang im Sinne Weidenhaus', ohne dass dieser von ihm genannt wird.

Das große Novum der Arbeit Weidenhaus' besteht jedoch, davon unberührt, nicht in der Ausarbeitung einer neuen eigenständigen Theorie, als vielmehr in der originellen und äußerst fruchtbaren Verbindung zwischen Zeitdiagnostik und relationaler Raumtheorie. Was Weidenhaus mit seiner Untersuchung gelingt, ist die konzeptionelle Ordnung raumzeitlicher Ansätze. Dies wird anhand biographischer Erzählungen geleistet.

### **3 Biographische Erzählung als soziologischer Gegenstand**

Weidenhaus ist weniger an einer Darstellung der historischen Entwicklungslinien verschiedener raumzeitlicher Zusammenhänge als vielmehr an den spezifischen raumzeitlichen Konstitutionsformen subjektiver Weltbezüge interessiert. Der Kontext biographischer Erzählungen wird dabei zum zentralen Analysegegenstand.

Welche Zeitstruktur gewählt wird und die Art und Weise, wie Lebensräume zueinander in Bezug gesetzt werden und wie sie ihren jeweiligen Sinn erhalten, ist nicht nur hochgradig variabel, sondern stellt laut Weidenhaus eine anthropologische Notwendigkeit dar. Unter Rückgriff auf Ansätze der anthropologischen Philosophie Plessners (1981, orig. 1928) und Gehlens (1956), argumentiert er, dass der Mensch als Mängelwesen keine prädestinierten Lebensbereiche kennt und sich somit zahlreiche unterschiedliche Lebensräume zu eigen machen kann. Dies meint der Begriff Weltoffenheit, die allerdings zu einer gesellschaftlichen Weltgeschlossenheit zwingt (Weidenhaus 2016, S.20), welche also darin besteht, die sinnhafte Einrichtung in der Welt und damit den persönlichen Weltbezug selbst zu organisieren. Damit besteht laut Weidenhaus ein anthropologischer Zwang, sich raumzeitlich in der Welt zu verorten.

Weidenhaus argumentiert außerdem im dritten Kapitel (Weidenhaus 2016, S.61 ff.), dass sich trotz der Subjektgebundenheit individueller Lebensgeschichten (vgl. Weidenhaus 2016, S.14) Rückschlüsse auf soziale und somit überindividuelle Zusammenhänge ziehen lassen. Dies entspricht der Grundannahme der Biographienforschung. Da auch in subjektiven Erzählungen kollektive gesellschaftliche Muster zum Ausdruck kommen, können persönliche Weltsichten niemals vorsozial sein, sondern sind stets durch das Soziale mitgestaltet. Nicht wie das Leben der Erzählenden tatsächlich ist, sondern wie es durch die Erzählenden zum Zeitpunkt des Interviews erzählt wird und welchen Teilen dabei Bedeutung zugesprochen wird, bildet hier also den Untersuchungsgegenstand. Dies ist der Ansatzpunkt, um den individuellen Schilderungen von Raum und Zeit – besser: von lebensräumlichen und lebensgeschichtlichen Konstitutionen – eine soziale Aussagekraft zuzusprechen. Dabei wird explizit der Zusammenhang zur Theorietradition der hermeneutischen Wissenssoziologie hergestellt. Verbindungstheoretische Ansätze der Wissenssoziologie Bergers und Luckmanns stehen hier ebenso Pate wie die durch den löwschen Raumbegriff implizit übernommene giddenssche Perspektive. Denn auch Anthony Giddens zufolge kann es kein Individualhandeln geben, das unabhängig von Strukturen ist. Ebenso sind diesem Verständnis nach alle Strukturen, sofern sie sichtbar werden, stets an die Kategorie des Handelns gebunden. Auch die raumzeit-

lichen Konstitutionen stehen somit auf der Schwelle zwischen Struktur und Handeln. Denn im Kontext biographischer Erzählung sind sie weder reine Abbildungen des Sozialen noch rein individuell gestaltete Weltbezüge. Da davon ausgegangen wird, dass die Weltbezüge von Menschen gesellschaftlich konstituiert werden und darin kollektive Muster zum Ausdruck kommen, beschränkt sich die Suche nach der sozialen Raumzeit auf Aspekte der „Lebensgeschichtlichkeit“, verstanden als *Zeit* in Bezug auf die *soziale Welt* und sinnhafte Raumkonstitutionen wie „Heimat oder Nationalstaat“, verstanden als Konstitutionen im *sozialen Raum* (Weidenhaus 2016, S.58).

#### **4 Zeitkonstitution: Lebensgeschichtlichkeit**

Die Art der jeweiligen *Zeitkonstitution* bestimmt Weidenhaus über die Frage, ob beziehungsweise wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verknüpft werden (Weidenhaus 2016, S.77ff.). Dabei wird auf drei unterschiedliche Arten Lebensgeschichtlichkeit hergestellt.

Biographische Erzählungen, die im *linearen Zeittyp* geschildert werden, zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass eine starke logische Kopplung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besteht, die Gegenwart relativ kurz gefasst ist, während insbesondere über die Zukunft sehr konkrete Vorstellungen bestehen (vgl. Weidenhaus 2016, S.84). Vor allem die Planbarkeit der Zukunft ist der Wert, nach dem linear Konstituierende zu streben scheinen. Da die lineare Erzählform der Prototyp des europäisch geprägten Modernitätsnarrativ ist, scheint diese Zeitkonstitution, in der sich die Gegenwart stets aus der Vergangenheit speist, welche ihrerseits in eine logisch ableitbare Zukunft mündet, nur wenig überraschend. Doch stößt Weidenhaus noch auf zwei weitere Muster zeitlicher Strukturierung, in denen die Erzählenden eine gänzlich andere Zeitlichkeit für ihre Lebensgeschichte wählen.

Im Modus des *episodischen Zeittyps* werde Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur in sehr loser Form verbunden. Biographische Episoden sind klar voneinander getrennt und bauen, wenn überhaupt, nur schwach aufeinander auf. Vormals Erlebtes nimmt daher keinen Einfluss auf die Gegenwart, sofern sich diese in einer anderen Lebensepisode befindet. Grenzen zwischen den jeweils relevant gemachten

Lebensabschnitten sind demzufolge klar definierbar und werden meist mit Formulierungen wie *'und dann hab ich was ganz anderes gemacht'* abgeschlossen. Mit der episodischen Zeitstruktur geht somit eine große Zukunftskontingenz einher, die durch die in diesem Zeitmodus Erzählenden kaum problematisiert, oftmals sogar als erstrebenswert angenommen wird. Feste Bindungen und die Vorstellung, lange Zeit an einem Ort bleiben zu müssen, sich also „heimisch“ zu machen, werden durch die episodisch Erzählenden als nicht erstrebenswert erachtet. Unkonkrete Aussichten auf die Zukunft werden in diesem Modus nicht thematisiert, vielmehr wird oft eine Reihe von möglichen Zukünften angeboten, im Stile: *'entweder ich werde das oder mache das oder ich mach was ganz anderes'*. Im Unterschied zu der vergleichsweise kurzen Gegenwart, in der sich der lineare Zeittyp bewegt, ist die Gegenwart beim Episodiker oft auf mehrere Jahre „aufgeblasen“ (Weidenhaus 2016, S.93).

Einen dritten Zeittyp kann Weidenhaus in lebensgeschichtlichen Schilderungen, die in permanenter Gegenwart zu verharren scheinen, nachweisen. Er spricht hierbei vom *zyklischen Zeittyp*. Personen, die in diesem Modus verfahren, erzählen demnach keine stringente Lebensgeschichte als vielmehr Geschichten, welche aber im Unterschied zum episodischen Typ nicht entlang unterschiedlicher und klar voneinander unterscheidbarer Lebensabschnitte geordnet sind, sondern zeitlich kaum oder nur sehr schwach festgelegt werden. Ob sich eine Geschichte vor zwei Jahren oder vor zwei Wochen abgespielt hat, ist nicht relevant und wird durch die Erzählenden nicht festgelegt. Wichtiger zu sein scheint, dass Menschen, die diese Zeitstruktur – die sich eigentlich durch die Abwesenheit einer solchen auszeichnet – für die Schilderung ihres Lebens wählen, spezifische Verhaltensmuster und Charakteristika ihrer Person als unverrückbar und zeitlos annehmen. Wenn aber die Wesensmerkmale der eigenen Person selbst ewiglich sind, wird Zeit überflüssig. Da in dieser Erzählform eher Lebenspraktiken, die zyklisch wiederkehren, im Vordergrund stehen, kann die Zeit in den Hintergrund treten. Denn Veränderungen, entweder im Sinne einer Entwicklungslinearität, wie beim linearen Zeittyp, oder durch klare Brüche vollzogen, wie beim episodischen Zeittyp, sind beim zyklischen Zeittypus nicht erkennbar. Wichtiger sind für diesen Typ zeitlicher Konstitution, dass individuelle Wesensmerkmale als unverrückbar und ewiglich dargestellt werden.

Neben der relativ einfach gehaltenen, gleichzeitig analytisch sehr präzisen Definition der Zeitkonstitution als der Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, gestaltet sich die Frage nach der Raumkonstitution etwas komplexer.

## **5 Raumkonstitution: Relevantmachung von Lebensräumen**

Wie bereits erwähnt, muss die Suche nach der sozialen Raumzeit auch auf Ebene der Raumkonstitutionen von einem sozial wandelbaren Raumbegriff ausgehen. Weidenhaus bezieht sich dabei auf den relationalen, löwschen Raumbegriff, wonach Raum stets durch das Anordnen von sozialen und materiellen Gütern (Löw 2001, S.263) zustande kommt. Die zwei wichtigsten Mechanismen, die dem relationalen Raum zugrunde liegen, sind *Spacing*<sup>1</sup> und Syntheseleistung (Löw 2001, S.158). Letzterer, verstanden als Bedeutungszuschreibung und sinnhafte Verknüpfung von Räumen, ist auch der Ansatzpunkt für Weidenhaus. Relevante Lebensräume werden also erst durch die Versprachlichung und die Anordnung der Räume zueinander sinnvoll konstituiert beziehungsweise entstehen erst mit dem Akt der Anordnung und Verknüpfung. Auch hierbei stößt Weidenhaus analog zu den verschiedenen Zeittypen auf drei unterschiedliche Raumtypen (Weidenhaus 2016, S.119ff.).

Der *konzentrische* Typ setzt seine relevanten Lebensräume klar zueinander in Bezug, wobei sich die Maßstabebenen der Lebensbereiche kreisförmig um ein Zentrum herum versammeln. Ähnlich einem Stein, der ins Wasser geworfen wurde (Weidenhaus 2016, S.137), ordnet der konzentrische Typ seine Lebensräume somit in hierarchischer Ordnung um das eigene Zuhause als räumlichen Mittelpunkt (Weidenhaus 2016, S.59). Das eigene Bett, das Zuhause, das Stadtviertel, die Heimatstadt, die Region und der Nationalstaat, in dem man aufgewachsen ist, werden hier als relevante Lebensräume genannt. Dabei erhalten diese höchst unterschiedlichen Räume ihren Sinn und ihre Relevanz durch ihre hierarchische Anordnung um

---

<sup>1</sup>Löw verwendet hierbei den englischen Begriff, da das deutsche Räumen, im Sinne von Leeren oder Entleeren, bereits mit einem anderen Bedeutung belegt ist. *Spacing* meint dabei das Anordnen von sozialen und materiellen Gütern im Raum (ebd.).

einen klar definierbaren Lebensmittelpunkt, der meist durch Familie und enge Verwandte gebildet wird. Die wichtigste Anforderung, die Lebensräume im konzentrischen Modus erfüllen müssen, ist die Möglichkeit, sich heimisch zu machen. Je weniger Räume dies gewährleisten können, desto irrelevanter werden sie. Demnach sind in konzentrisch strukturierten Narrativen Begriffe wie „Heimat“ oder „Zuhause“ zentral.

Einer anderen Struktur der Raumkonstitution folgt der *Netzwerktyp*, welcher Räume eher vor dem Hintergrund der sich in ihnen ergebenden Möglichkeiten relevant macht. Wichtigste Anforderung an den Raum ist das Bereithalten von Handlungsoptionen. Anders als der konzentrische Typ ordnet der Netzwerker seine Räume nicht entlang klar voneinander getrennter Maßstabsebenen, sondern vergleicht symmetrisch meist Städte und Stadtviertel miteinander. Wo das eigene Bett steht, scheint kaum bedeutungsvoll (Weidenhaus 2016, S.9); ebenso sind Aspekte wie Heimat oder eine feste Bindung und Verwurzelung in einem klar nennbaren lebensräumlichen Zentrum wie beim konzentrischen Typ irrelevant. Letzteres kann sogar durchaus negativ besetzt sein, denn so ist die starke Bindung an einen Ort, aus dieser Perspektive, doch eher ein Hemmnis für die angestrebten Handlungsoptionen. Teilweise sprechen Netzwerktypen von „Heimatstress“ (ebd.), womit eine fundamental andere räumliche Bedeutungszuschreibung als noch beim konzentrischen Typ erkennbar wird. Begriffe wie „Heimat“ oder „Zuhause“ tauchen hier meist in der gesamten biographischen Erzählung kein einziges Mal auf. Vielmehr werden in solchen lebensgeschichtlichen Narrativen verschiedene Städte und deren Atmosphären zueinander in Bezug gesetzt.

Anders als der Netzwerktyp ist der *inselhafte* Typ eher dadurch gekennzeichnet, dass er passiv im Raum verharren kann, anstatt hochmobil oder sprunghaft zu sein. Im Unterschied zum konzentrischen Typ allerdings, bei dem auch ein klar definierbares lebensräumliches Zentrum erkennbar ist, sind die Rückzugsorte und Refugien, die der inselhafte Raumtypus relevant macht, durch eine klare Grenzziehung zwischen der eigenen „Insel“ und dem „verunsichernden Meer“ der Außenwelt (Weidenhaus 2016, S.143), das sie umgibt, getrennt. Wie beim konzentrischen Typ zeichnen sich die Räume inselhafter Konstitution durch ihren privaten Charakter

aus, da sie ebenfalls über starke soziale Bindungen angeeignet werden. Im Gegensatz zum konzentrischen Typ werden jedoch keine weiteren Lebensräume konstituiert (Weidenhaus 2016, S.160).

Nachdem je drei Konstitutionsweisen von Lebensräumlichkeit und Geschichtlichkeit gefunden wurden, stehen noch die Verbindung und somit der Beleg für die These, dass mit spezifischen Raumkonstitutionen auch bestimmte Konstitutionen der Zeit *zwingend* zusammenfallen und *gleichzeitig* vollzogen werden, aus. Im sechsten Kapitel (Weidenhaus 2016, S.161ff.) verbindet Weidenhaus schließlich die gefundenen Konstitutionsformen von Lebensgeschichtlichkeit mit denen einer spezifischen Lebensraumkonstitution. Er stellt dabei fest, dass die *clear cases* aus dem Zeitsample ihr jeweiliges Pendant im Raumsample finden, dergestalt dass Menschen, die für ihre biographische Erzählung eine lineare Konstitution von Lebensgeschichtlichkeit wählen, fast immer auf konzentrische Art und Weise Lebensräume konstituieren. Außerdem fallen episodische Konstitutionen von Zeit mit netzwerkartigen Lebensraumkonstitutionen zusammen, genauso wie Menschen mit inselhaft konstituierten Lebensräumen zyklische Zeitkonstitutionen für ihre biographische Erzählung wählen. Mit dem Nachweis über die stabilen Zusammenhänge zwischen Lebensraumkonstitution und Geschichtlichkeitskonstitution ist somit der Beleg der These, sinnvoll von einer sozialen Raumzeit reden zu können, erbracht und hat die drei Idealtypen eines *linear-konzentrischen*, eines *episodisch-netzwerkartigen* und eines *zyklisch-inselhaften* Typ zutage gefördert (Weidenhaus 2016, S.162).

## 6 Raumzeitkonstitutionen als Bewältigungsstrategien

Trotz der anthropologisch abgeleiteten kulturellen Notwendigkeit der Organisation von Weltbezügen legt Weidenhaus Wert darauf, dass die Art und Weise, in der wir uns sinnhaft in der Welt einrichten, sich nicht ausschließlich in sozialen Aspekten erschöpft, sondern ebenso von einem – durch die Soziologie letztendlich nicht erreichbaren – Kern menschlicher Eigenarten mitbestimmt ist (Weidenhaus 2016, S.196). Dennoch scheint auch ein funktionaler Aspekt der raumzeitlichen Weltbezüge der Erzählenden durchaus plausibel. Dass Raumzeitkonstitutionen somit auch einen bestimmten Zweck erfüllen, thematisiert Weidenhaus schließlich im letzten

Kapitel seiner Arbeit (Weidenhaus 2016, S.192ff.). Dies erscheint vor allem vor dem Hintergrund spezifischer Bewältigungsstrategien für raumzeitliche Kontingenz in hochtechnisierten kapitalistischen Gesellschaften sinnvoll (Weidenhaus 2016, S.197). Als Strategien gegenüber Unsicherheiten oder als Reaktion auf eine spezifische Lebenssituation erscheint ein je unterschiedliches raumzeitliches Einrichten in der Welt also als funktional.

Wie bereits erwähnt bietet eine linear-konzentrische Relevanzstruktur die Möglichkeit, Zukunft berechenbar zu machen und gleichzeitig stabile räumliche Ordnungen herzustellen. Doch ist dieser raumzeitliche Weltbezug äußerst voraussetzungsvoll. Funktional ist dieser Typus vor allem dort, wo eine stringente Lebensplanung möglich scheint, und ist damit der prototypische Biographisierungsmodus der klassischen Moderne, in der das eigene Leben als gestaltbares Gesamtprojekt wahrgenommen wird (Weidenhaus 2016, S.213). Interessanter gestaltet sich der Aspekt der raumzeitlichen Weltbezüge als Bewältigungsstrategien in Bezug auf die beiden anderen Idealtypen, die von Weidenhaus als mögliche Reaktionen auf potenzielle Gefährdungen in modernen Gesellschaften, wie Unsicherheit und Ohnmacht, interpretiert werden. In dem Maße, in dem die Anforderungen einer linear konzipierten geschlossenen Erwerbsbiographie in unerreichbare Ferne rücken und ein hoher Mobilitäts- und Flexibilisierungsdruck besteht, erscheinen beispielsweise episodisch-netzwerkartige Konstitutionen attraktiv, um das bestehende Missverhältnis zwischen Anforderung und Möglichkeit integrieren zu können. Was dieser Typ raumzeitlicher Konstitution verspricht, ist also Kontingenzbewältigung in einer von Unsicherheit geprägten Welt. Gerade in modernen Gesellschaften, die sich durch kurzfristige Beschäftigungsverhältnisse sowie durch schnelle Umwälzung von Wissensbeständen (vgl. Knoblauch 2013, Funken 2011) auszeichnen und die Subjekte zu räumlicher Flexibilität und Ungebundenheit gezwungen sind, scheint ein episodisch-netzwerkartiger Weltbezug zunehmend funktional. Identitäre oder berufliche Festlegungen werden in Zeiten postmoderner Verunsicherung zunehmend erschwert. Weidenhaus spricht hierbei von einem In-der-Schwebe-Halten, das für den episodisch-kontingenten Typus charakteristisch ist und als Reaktion auf mannigfaltige Ungewissheiten sinnvoll erscheint (Weidenhaus 2016, S.205). Ebenso er-

scheint im Angesicht eines beschleunigten Hochleistungskapitalismus und dem Gefühl politischer oder ‚postdemokratischer‘ Ohnmacht der Rückzug des zyklisch-inselhaften Typs verständlich. Dieser entspricht nicht nur einem räumlichen Rückzug, sondern verspricht vor allem Beständigkeit und Selbstbestimmtheit durch die Entsagung an Vergangenheit und Zukunft. Er scheint also Reaktion auf Diskontinuität und zunehmende Exklusionserfahrung zu sein (ebd.).

Die Vermutung Weidenhaus' im letzten Kapitel der Arbeit, dass es einen funktionalen Zusammenhang zwischen Lebensabschnitten und raumzeitlichen Weltbezügen geben kann, scheint vor diesem Hintergrund sehr überzeugend. Leider verpasst der Autor, diesen funktionalen Gebrauch der raumzeitlichen Weltbezüge weiter zu explizieren.<sup>2</sup> Vielleicht ist diese Zurückhaltung auch dem explorativen Charakter der Studie geschuldet. Denn um Aussagen über die Verbreitung der raumzeitlichen Weltbezüge und eventuelle Zusammenhänge zwischen Alter, Lebenssituation und lebensweltlichen Herausforderungen treffen zu können, ist der quantitative Umfang der Studie nicht ausreichend. Zum Zwecke quantitativer Studien müssten somit die raumzeitlichen Weltbezüge operationalisiert werden.

Ein weiterer Verweis auf anschließende Forschungsleistungen ergibt sich daraus, dass Weidenhaus im Sinne der Biographieforschung und unter Rückgriff auf die verbindungstheoretischen Ansätze der Wissenssoziologie argumentiert, dass subjektive Narrative als Analysegegenstand sozialer Zusammenhänge geeignet sind. Wenn nun also der Nachweis über stabile Verbindungen zwischen Raum- und Zeitkonstitutionen individueller Weltbezüge geliefert ist, so ist damit implizit die Behauptung aufgestellt, dass raumzeitliche Muster auch in anderen Sinnzusammenhängen als dem biographischer Erzählungen nachweisbar sein müssten. Weidenhaus selbst hält dies für wahrscheinlich und verweist auf die Möglichkeit, andere Sinnzusammenhänge raumzeitlich zu analysieren (Weidenhaus 2016, S.226f.). Raumzeitliche Untersuchungen im Kontext von Planungstheorie,<sup>3</sup> Politik aber auch

---

<sup>2</sup>Für einen Versuch, diesen Aspekt im Kontext transnationaler Migrationsbiographien stärker herauszuarbeiten und Konstitutionen von Lebensräumlichkeit eine Unsicherheit kompensierende Funktion zuzuschreiben, siehe Kibel et. al. (2015).

<sup>3</sup>Für einen Versuch, aus Perspektive der sozialen Raumzeit den Blick auf den Kontext von Stadtplanung und Planungstheorie zu lenken, siehe Kibel (2016). Mittels des Differenzkriteriums sozialer

in Bezug auf Lebensstile und diskursive Formationen geraten damit als weitere mögliche Forschungsgegenstände in den Blick. Ebenso scheinen die von Weidenhaus vorgeschlagenen Idealtypen ein vielversprechendes Instrument der Gegenwartsdiagnose zu sein. Insbesondere hinsichtlich Debatten zur Wissensgesellschaft, arbeitsweltlicher Subjektivierungs- und Flexibilisierungsthesen, Beschleunigung von Lebensgeschwindigkeit und alternativer Lebensstile erscheint die theoretische Perspektive der sozialen Raumzeit besonders ertragreich.

Nachdem der Raum als sozialwissenschaftliche Analysekategorie lange Zeit ignoriert wurde, konnte in den vergangenen Jahren – bedingt durch den *spacial turn* in der Soziologie – eine geradezu berauschte Raumeuphorie festgestellt werden. Was Weidenhaus mit der Verbindung zwischen sozialwissenschaftlich brauchbaren Raum- und Zeitbegriffen nun anbietet, erscheint vor diesem Hintergrund wie eine wohltuende Synthese, die enorm vielseitige theoretische und empirische Anschlussmöglichkeiten verspricht.

## 7 Literatur

- Bauman, Zygmunt (2003). *Flüchtige Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dux, Günter (1992). *Die Zeit in der Geschichte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Funken, Christiane (2011). Wandel von Arbeit – von der materiellen zur immateriellen Wertschöpfung. In Christiane Funken, Alexander Stoll & Sinje Hörlin (Eds.), *Die Projektdarsteller: Karriere als Inszenierung* (S. 15-85). Wiesbaden: Springer VS.
- Gehlen, Arnold (1956). *Urmensch und Spätkultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hägerstrand, Torsten (1975). Space, Time and Human Condition. In Anders Karlquist (Ed.), *Dynamic Allocation of Urban Space* (S. 3-14). Farnborough: Saxon House.
- Kibel, Jochen; Friedrich, Anna Barbara; Toprak, Levent; Welch-Guerra, Paul (2015). *Migrantische Raumkonstruktionen – Sichere Räume in Zeiten biographischer Ungewissheit*. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Berlin.
- Kibel, Jochen. (2016). *Von der Ewigkeit zur Episode – Legitimationsprobleme der Stadtplanung aus Perspektive sozialer Raumzeit*. Unveröffentlichte Masterarbeit. Berlin.

---

Raumzeit konnten auch hier Idealtypen gebildet werden. Dem vorliegenden Text liegen überarbeitete Auszüge aus dieser Arbeit zugrunde.

- Knoblauch, Hubert (2013). Wissenssoziologie, Wissensgesellschaft und die Transformation der Wissenskommunikation. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 63(18), S. 9-16.
- Levine, Robert (1997). *Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen*. München: Piper.
- Löw, Martina (2012, orig. 2001). *Raumsoziologie*. (12. Aufl.). Frankfurt am Main. Suhrkamp.
- Massey, Doreen (2005). *For Space*. London: Thousand Oaks.
- Plessner, Helmut (1981, orig. 1928). Die Stufen des Organischen und der Mensch. In Günter Dux, Odo Marquard und Elisabeth Ströker (Eds.), *Gesammelte Schriften. Bd. 4*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sturm, Gabrielle (2000). *Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Weidenhaus, Gunter (2016). *Die Soziale Raumzeit*. Berlin: Suhrkamp.

## **Informationen zur Ausgabe**

Wir danken allen Studierenden sehr herzlich für ihre Beitragseinreichungen.

### ***Über die Zeitschrift***

*Der sozius*, die studentische Online-Zeitschrift für Soziologie, bietet Studierenden des Faches eine Plattform, um ihre Texte zu veröffentlichen. Dadurch schafft die Zeitschrift eine Möglichkeit für Studierende, sich als Autor\_innen und redaktionelle Mitarbeiter\_innen im Schreiben und Publizieren zu professionalisieren. Außerdem bietet *der sozius* ein schreibdidaktisches Tutorat an, das im Sinne einer Peer-Schreibberatung aufgebaut ist. Publiziert werden Beiträge aus allen Bereichen der Soziologie, dies umfasst sowohl unterschiedliche Methoden und empirische Forschungsfelder als auch die Breite und Vielzahl von Schulen in der soziologischen Theoriebildung.

### ***Angaben zum Cover***

Gestaltung: Nicolas Kittel

CC BY 2.0

Stammbild (linker Kreis): [flickr.com/wrote](https://www.flickr.com/photos/wrote)

Ausgabenbild (rechter Kreis): [https://www.flickr.com/photos/smu\\_cul\\_digitalcollections/7009362809/](https://www.flickr.com/photos/smu_cul_digitalcollections/7009362809/)